

# Synesis

©

EFODON-SYNESIS (ISSN 0945-1366) ist die interdisziplinäre Zeitschrift des EFODON e.V.

## Inhalte der bisher erschienenen Ausgaben

(Die Beiträge in roter Schrift befinden sich in unserem Online-Archiv und können durch Anklicken abgerufen werden)

### 4. Jahrgang (1997)

#### SYNESIS Nr. 24/1997

**Die Steine von Ica - eine erwiesene Fälschung?** (Heinz Günther Birk)

**Werden die "Skeptiker"-Organisationen noch lange überleben?** (Horst Friedrich)

**Die Wirklichkeit der Phaéton-Sage** (Walter Stender)

**Paläo-SETI"-These, „Maya-Faktor“ und Kabbala** (Horst Friedrich)

**Moderner Aberglaube: wo liegt er?** (Sabine Lippert)

**Reiki: verraten & verkauft** (Ray Arjan Falk)

**Keltenschanzen-Report: Viereckschanzen "entzaubert"?** (Gernot L. Geise)

**Fragezeichen zu Burrows Cave** (Dieter Vogl)

**Vom Vertrauen in die Schulwissenschaft** (Horst Friedrich)

**Urknall und Lichtgeschwindigkeit** (F. E. Tworeck)

**Mit der Rute in der Geest - Die EFODON-Jahrestagung in Wildeshausen** (Heinz Günther Birk)

**Gibt es etwas Neues vom Mars?** (Gernot L. Geise)



#### SYNESIS Nr. 23/1997

**Die menschliche Abstammungslehre ist gekippt!** (Gernot L. Geise)

**Völlig losgelöst von der Erde. Woher kennt die Physis des Menschen die Schwerelosigkeit?** (Heinz Günther Birk)

**Eine Frage des Alters: Rätsel unter den Wolken der Venus** (Roland Roth)

**Lucas Cranach der Ältere entwarf das Externstein-Relief** (Volker Ritters)

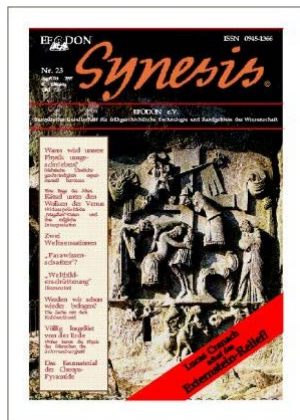
**“Parawissenschaften”?** (Horst Friedrich)

**Wann wird unsere Physik umgeschrieben?** (Gernot L. Geise)

**Zwei Weltsensationen** (Kurt Schildmann)

**Das Baumaterial der Cheops-Pyramide** (Dieter Vogl)

**Werden wir schon wieder belogen? Die Sache mit dem Kohlendioxid** (Gernot L. Geise)



## SYNESIS Nr. 22/1997

**Objektive Realität?** (Gernot L. Geise)

**Geheimnisvolle Karpaten: Molpír** (Martin Jurik)

**Bieten Dieter Vogls “Cavatori-Augen” Lösungen für skandinavische Felsbilder?** (Heinz Günther Birk)

**Die Kelten - Schafe im Wolfspelz oder die Kindheit der Germanen?** (Harry Radegeis)

**“Mu” gefunden?** (Frank Joseph)

**Walpurgis - das Fest der Hexen** (Harry Radegeis)

**Keltenschanzen-Report: Die Schanze zwischen Wessobrunn und Rott** (Gernot L. Geise)

**Jetzt wissen wir, wie die Pyramiden (nicht) gebaut wurden!** (Gernot L. Geise)

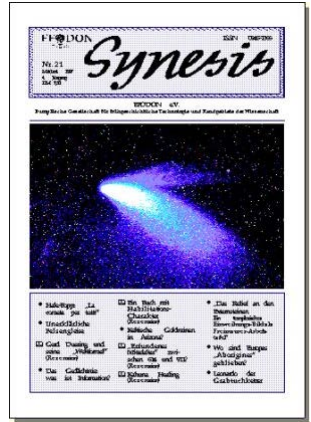


## SYNESIS Nr. 21/1997 (vergriffen)

**Wo sind Europas “Aborigines” geblieben?** (Horst Friedrich)

**Unerklärliche Felsengleise** (Uwe Topper)

- Keltische Goldminen in Arizona?** (Horst Friedrich)
- Leonardo der Grabtuchketter** (Heinz Günther Birk)
- "Mittelalter" zwischen 614 und 911?** (Buchbesprechung, H. Friedrich)
- Das Gedächtnis: Was ist Information?** (Gernot L. Geise)
- Das Relief an den Externsteinen - Ein templerisches Einweihungs-Bild als Freimaurer-Arbeitstafel"** (Volker Ritters)
- Hale-Bopp: "La cometa per tutti"** (Dieter Vogl)



## SYNESIS Nr. 20/1997 (vergriffen)

- Skandinavische Felsbilder - Hieroglyphen des Nordens** (Heinz Günther Birk)
- Das Stabilitätsproblem der Cheopspyramide** (Dieter Vogl)
- Die Pyramiden von Gizeh wurden nicht von Altägyptern erbaut** (Gernot L. Geise)
- Die Einheit aller Wissenschaften und ihre praktische Anwendbarkeit** (Horst Friedrich)
- Die "großen Geheimnisse" dieser Welt** (Kurt Schildmann)
- Waren an der bayerischen Stammesbildung manichäisch-buddhistische Elemente beteiligt?** (Horst Friedrich)
- Musik - Königin aller Künste** (Katharine Laura Bräuer)
- Amun Re in Nordeuropa - Apollon-Tempel im Norden Jütlands?** (Heinz Günther Birk)



## SYNESIS Nr. 19/1997 (vergriffen)

- Das Pyramidenmaterial von Gizeh, gesehen mit den Augen eines Cavatori** (Dieter Vogl)
- Die Numerologie und ihre Geschichte** (Sabine Lippert)



**Gedanken zur wahren Natur der atlanto-europäischen Megalith-Zivilisation (Horst Friedrich)**

**Die Dolmen bei Roses - eine besondere Aufgabe? (K. Laura Bräuer)**

**Was wird uns die NASA diesmal über den Mars erzählen? (Gernot L. Geise)**

**"Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde..." (Heinz Günther Birk)**

**Widerlegt das Buch von Cremo & Thompson die "Paläo-SETI"-These? (Horst Friedrich)**

**König Ludwig II. heute gesehen (Albert Widemann)**

**Der Wandel eines Märchens im Laufe der Zeit (Ronald Orlogi)**

**Unser Energiekörper (Gernot L. Geise)**

[zurück nach oben]

---

**Wünschen Sie ein Abo? Dann klicken Sie hier (PDF-Datei), drucken den Bestellschein aus und senden Sie ihn ausgefüllt dem EFODON e. V. zu.**

---

weiter zu den Jahrgängen

[1] [2] [3] [5] [6] [7] [8] [9] [10] [11] [12] [13] [14] [15] [16] [17] [18] [19] [20] [21]

[zurück zur Übersicht]



# Die Steine von Ica - eine erwiesene Fälschung?

Heinz Günther Birk

Rund um den Globus trifft man auf seltsame Dinge, die eigentlich gar nicht existieren dürften - riesige Pyramiden wie in Süd- oder Mittelamerika oder in Ägypten, Allein aus tonnenschweren Monolithen in der französischen Bretagne und und ... Da schlägt der ehemalige Chefindgenieur der NASA, Prof. Josef Blumrich (1), beispielsweise das alttestamentliche Buch Hesekiel auf und konstruiert nach dessen Angaben ein Raumschiff mit Staustrahltriebwerk. Man könnte diese Liste mit merkwürdigen Unmöglichkeiten schier endlos fortsetzen.

Natürlich sind Pyramiden und riesige Steinalleen nicht hinwegzureden, allein der Kassen füllende Pauschal tourist verhindert dies. Andere Seltsamkeiten wie das Hesekielshuttle erledigen sich durch betretenes Schweigen der Experten von selbst. Nicht immer jedoch funktioniert diese probate Methode der Wissenschaft. Irgendwo taucht immer mal wieder ein nicht tot zu schweigendes Objekt auf, das dann häufig zum Wallfahrtsort für „verdächtige Subjekte“ wird.

Ein solcher Ort ist das in Peru gelegene Ica, wo ein gewisser Dr. Carbrera unzählige Steine in einer Sammlung zusammengetragen und aufbewahrt hat. Gerade diese „Steine von Ica“ haben es in sich. Zeigen doch die auf ihnen zu bewundernden Abbildungen Dinge, die es eigentlich gar nicht geben dürfte. Um das Ganze erst richtig geheimnisvoll zu machen, geistern immer wieder Storys von einer angeblichen Geheimsammlung durch einschlägige Literatur und Zeitschriften (2). Man sieht seltsame Wesen, welche offenbar operative Eingriffe an Menschen vornehmen. Allein deren zwergenhaftes Aussehen, sowie die aus einem modernen Operationssaal zu stammen scheinenden Instrumente sind ebenso merkwürdig wie die übergroßen Augen der Gestalten.

Hat vielleicht Dr. Carbrera schon als Patient an psychiatrischen Sitzungen des Harvard-Gelehrten Prof. John Mack teilgenommen? Hat er neben seiner Steinsammlung etwa auch noch einen Bücherschrank, gefüllt mit UFO-Literatur?

Dieser „Kujau von Ica“ scheint tatsächlich vor nichts zurückzuschrecken. Neben ungewöhnlichen Männchen erkennt man gar Saurier auf den Steinen, obwohl diese ja erst von der „modernen“ Wissenschaft rekonstruiert wurden. Immerhin haben diese Urtiere vor 64 bis 65 Mio. Jahren diesen blauen Planeten bevölkert und sind lange vor Erscheinen der „Krone der Schöpfung“ auf mysteriöse Weise verschwunden.

Mythologische Figuren aus der sogenannten Mochica-Kultur muss Dr. Carbrera mal so eben (3) von einem Wandkalender aus dem Jahre 1975 abkopiert haben. Aber damit nicht genug. Der wohl unverzeihlichste Fehler (Bildungslücke?) unterlief diesem Mann, als er auf einem seiner Steine ausgerechnet das berühmte „Abendmahl“ Leonardo da Vincis abbildete. Dies ist ja ebenso „klug“, als wolle ein Kunsthändler Leonardos „Mona Lisa“ in einer Münchner Galerie verkaufen. All dies klingt wie ein Stück aus dem Tollhaus, wie das Drehbuch für einen Schwank des Hamburger Ohnsorg-Theaters. Dennoch scheint der Plan klug eingefädelt worden zu sein. Immerhin verdiente sich der alte Scharlatan Robert Charroux (so Herr Topper in WOG 4/96) mit diesem „Schwindel“ eine goldene Nase. Dieser kam allerdings nicht alleine auf die gewinnbringende Idee. Der zu Welt ruhm gelangte Schweizer Schriftsteller Erich von Däniken ließ Bordeaux und sein Heimatland hinter sich und sorgte mit der ihm eigenen Energie für weltweite Verbreitung des steinernen Abendmahlschwinds des Dr. Carbrera.

Doch jetzt ist's vorbei mit der Schwindelei. Wir wissen nun genau und erwiesenermaßen, was sich in Ica hinter den Kulissen so alles abgespielt hat. Vicente Paris hat allen, dem Aberglauben Verhafteten im vergangenen Jahr in der spanischen Zeitschrift An o/Cero die Augen geöffnet und - erfreulicherweise das Rezept zum Fälschen dieser Steine offenbart. Schwierig? Keineswegs, kinderleicht sogar. Man nehme ein abgebrochenes Sägeblatt, ritze mit selbigem einen operierenden Alien á la Fowlar (4) in den Stein, begieße diesen sodann mit Petroleum oder Diesel, lasse ihn einige Stunden brennen und reinige ihn zum Schluss. Hokuspokus, fertig ist ein neues Stück für Dr. Carbreras Geheimsammlung. „Warum ist der Bub so blöd?“, hätte der verstorbene bayerische Volksschauspieler Beppo Brehm angesichts solch simpler Methoden verzweifelt ausgerufen. Nun mag es ja durchaus zutreffen, dass einige Schelme, angeregt durch weltweite und auflagenstarke Bücher zur „Produktion“ von derartigen Steinen für zahlende Pauschal touristen angeregt werden. Bedarf es doch auch auf dem ägyptischen Gizeh-Plateau nur eines kleinen Bakschischs, schon findet man durch einen sensationellen Zufall (da werden die Kollegen aber

staunen!) in der Cheops-Pyramide „Mumienweizen“ oder gar die zurückgelassene Tüte Erdnüsse das großen Pharaos. Können wir also nach diesen „Enthüllungen“ die Akte „Ica-Steine“ schließen? Wenn alles so einfach wäre, ja. Doch dem ist nicht so, wie wir noch sehen werden.

Beginnen wir mit den Giganten der Urzeit, den Tyrannosaurus-Rexen, den Brontos und was sonst noch über diese Erde trampelte. Wie sich aus dem Leserbrief des Herrn Topper entnehmen lässt, wurden alle Saurier aus modernen Büchern abgezeichnet - wobei natürlich die Frage gestellt werden muss, wie aktuell denn diese „modernen“ Bücher eigentlich sind. So kann der heutige Pauschaltourist bei einem Besuch des ägyptischen Museums in Kairo das Machwerk eines „Kollegen“ des Dr. Carbrera bestaunen. Gemeint ist die dort ausgestellte Narmer-Palette (5). Im unteren Teil zeigt diese zwei Saurier, welche von irgendwelchen Fred Feuersteins wie Hunde „Gassi“ geführt werden. Auch hier kann nicht sein, was nicht sein darf. Nur fällt in diesem Fall die Erklärung nicht so einfach wie bei Petroleum-geflämmten Ica-Steinen. Sollten die alten Ägypter nicht schon über moderne Bücher und Wissenschaftler verfügt haben, muss es „irgendwie“ anders gewesen sein. So stellt auch Gernot L. Geise die Frage: „Könnte es nicht sein, dass die Saurier eben erst vor Kurzem ausstarben?“

Die „allgemein akzeptierten Theorien“ über das plötzliche Aussterben der Kolosse (siehe 5) passen tatsächlich erheblich besser zum Kölner Händchen-Theater, als in universitäre Hörsäle. Denn folgt man Geise, erkennen wir ganze Fälschertrupps am Werk. So fand man 1920 in Granby/Colorado eine Granitstatuette (auf ca. 1000 v. Chr. datiert) mit der Einritzung eines Brontosaurus, sowie eines Mammuts. Sollte hier vielleicht irgendwer ein widerlegendes Buch schreiben wollen und Dr. Carbreras Vater als Eingräber dieser Granitstatuette „entlarven“, könnte dieser die Gelegenheit nutzen, auch gleichzeitig dessen Großvater als Einbuddler eines menschlichen Skeletts *unter* dem eines Mastodons in Blue Lick Springs (5) dingfest zu machen. Wären Geises Einlassungen einmalig, wäre sicher alles nur ein komischer Zufall. Doch es gibt noch mehr Störenfriede, welche am Fundament unseres kleinen „Weltbildhäuschens“ herumbohren. Der an der Universität Bremen lehrende Prof. Gunnar Heinsohn gibt für unsere Besprechung Bedenkenswertes zu Protokoll. In seinem kleinen aber interessanten Werk „Wie alt ist das Menschengeschlecht?“ (6) begnügt sich der Gelehrte nicht damit, allen Darwin-Jüngern in Bezug auf „wie entstand der Homo Sapiens?“ einige schwer verdauliche Brocken zu servieren; nein, auch vor den Sauriern hat er wenig Respekt. Prof. Heinsohn nahm die Knochen des angeblich vor 64 Mio. Jahren ausgestorbenen „Jurassic-Parks“ einmal genauer unter die Lupe und - glaubte im ersten Moment vielleicht selber nicht, was er da sah.

Waren doch diese knöchernen Relikte aus „der Urzeit“ noch nicht einmal mineralisiert. Diese Mineralisierung ist jedoch die unbedingt notwendige Vorstufe zur Versteinerung. Prof. Heinsohn nahm dies zum Anlass, an der „allgemein bewiesenen Tatsache“, die Saurier wären vor 64 Mio. Jahren ausgestorben, eine „kleine Korrektur“ vorzunehmen. Keinesfalls älter als zwei Millionen Jahre, so sein Fazit. Aber vielleicht ist ja auch die Krone der Schöpfung, der Homo Sapiens Sapiens, ein klein wenig älter. Könnten also Dr. Carbreras Steine vielleicht „ein wenig echt“ sein? Ein „bißchen schwanger“ geht ja nicht, wie jeder weiß. Wenn, ja wenn nicht Leonardos Abendmahl wäre. Ein „bombensicherer“ Beweis! Oder doch nicht? Für die von Prof. Heinsohn aufgestellte Behauptung, die Saurierknochen seien noch nicht einmal versteinert, genügen zur Überprüfung einige Markstücke an der Museumskasse. Mit selbiger Taktik kann man auch dem Problem des angeblich eingeritzten und eingebrannten Abendmahls des Mannes aus Vinci auf die Spur kommen. In Kunstbüchern, Museen sowie Gotteshäusern findet sich Leonardos Werk allenthalben. Der Verfasser selbst entdeckte ein solches Bild an der Decke des Domes zu Uppsala in Schweden. Man glaubt kaum, was dort zu sehen ist. Das war schon einen Obulus für die Kollekte wert - ein „anrechenbares Werk“, als das der in Qumran gefundene Habakuk-Kommentar ein gutes Werk bezeichnet. Natürlich weiß jeder, was es mit dem heiligen Abendmahl für eine Bewandnis hatte. Mutter Kirche erklärt dies ja schon den Kindern. Jesus versammelte zu seinem letzten Mahl, dem jüdischen Brauch entsprechend, seine Jünger um sich, um das traditionell am Abend vor dem jüdischen Pessah-Fest übliche Mahl zu halten - mit Brot und Wein, wie noch heute üblich. Diese, im Kommunion- oder Konfirmationsunterricht gelehrt Einzelheiten sollte man nicht vergessen haben, wenn man sich das fantastische Bild Leonardos ansieht. Anschließend passiert dann genau das, wozu der Künstler im Codex Atlanticus aufforderte: Man öffnet die Augen!

Vorne, im Zentrum des Geschehens, sitzt Jesus und zelebriert das Mahl. Aber, man beachte die



Einzelheiten. Der „Kelch“ hat die Größe eines Likör- oder Schnapsglases. Die darin enthaltene Menge kann nie und nimmer für insgesamt 13 Personen ausgereicht haben. - Aber dann fällt der Blick auf die linke Hand. Ganz richtig, mit dieser linken Hand bietet Jesus seinen Jüngern das Brot an. „Ist doch egal, mit welcher Hand“, höre ich da den Okzident-bewohnenden Leser fragen. Nur, die Sache hat einen Haken. So fand dieses Abendmahl im Orient statt, wozu das heilige Land zweifelsohne gehört. Andere Länder, andere Sitten; wenden wir uns also denen des Orients einmal zu.

Jeder muss irgendwann mal „irgendwo“ hin, Präsidenten, Könige und Kaiser inklusive. Für längere Aufenthalte an solch stillen Örtchen findet sich bei den Anhängern des Propheten Muhammad im Orient bzw. Arabien nicht das im Abendland übliche Klopapier. Stattdessen findet man zumeist eine hübsch geschmückte Wasserkanne vor. Notwendige „Nachbehandlungen“ nach dem „Besuch“ werden dann in der Regel mit der linken Hand vorgenommen.

Jeder, der einmal arabische Länder besucht hat und sich zuvor einen Reiseführer über „Land und Leute“ zulegte, weiß, was das bedeutet. Keinesfalls sollte man mit der, im wahrsten Sinne des Wortes unreinen Hand irgendwen begrüßen. Noch schlimmer ist es, das mag der geneigte Leser glauben, mit ihr einen Teller oder Besteck zu berühren. Auch ist es unklug, den in diesen Ländern üblichen Willkommensgruß, den des Brot-und-Salz-Reichens, mit links zu zelebrieren. Die Gesichtszüge der solchermaßen willkommen Geheißenen würden sich in Sekundenschnelle „merklich“ verändern.

Da wir angesichts zahlreicher Werke Leonardos diesen nicht als dumm und ungebildet bezeichnen können, muss dieses Bild irgendetwas bedeuten. Keinesfalls - es gibt auch noch mehr komische Details auf dem Gemälde - kann es sich hier um die Wiedergabe des jüdischen Pessah-Mahles handeln. Auch ist die Frage nach dem Motiv, dem vielleicht ursprünglichen kabbalistischen Ursprung des „Vorbildes“, zu stellen. Kurz: Woher kam die Idee dazu? Vielleicht tatsächlich aus der neuen Welt?

Aber was ist, wenn der Stein echt ist, der das genaue Abbild des Leonardo-Werkes zeigt? Ist dies doch ein Beweis für für Dr. Carbreras Untat? Was hat er darüber hinaus mit den anderen Absonderlichkeiten aus der neuen Welt auf sich?

- Riesige Olmeken-Schädel mit äthiopischen Locken (7).
- Blondhaarige Mumien, die in der Nähe der weltberühmten Hochebene von Nazca gefunden wurden (8).
- Von den Spaniern im 16. Jahrhundert vorgefundene bärtige „heilige-Bartholomäus-Statuen.
- Eine rund 25 cm hohe Statuette aus schwarzem Basalt, welche der legendäre Colonel Fawcatt (9) in seinem Besitz hatte.

Diese Figur erinnert irgendwie an die vom Griechen Herodot geschilderten „geheimnisvollen Menschen“, die einer ägyptischen Expedition, welche möglicherweise Afrika umsegelte, einen solchen Schrecken einjagten, dass die Besatzungsmitglieder sich nicht an Land zu kommen getrauten. Jeder lässt mal was liegen, einen Schirm oder einen Hut. Wer, so könnte man fragen, mag dieses „Ding“ im Urwald verloren haben? Doch nicht etwa der legendäre König Salomo auf der Suche nach dem Lande Ophir?

Nun weiß ja jeder, dass der gute Dr. Carbrera für jeden „Scherz“ zu haben ist. So glaubt dieser doch allen Ernstes, auf der weltberühmten Grabplatte von Palanque „Christi Himmelfahrt“ erkannt haben zu wollen. Und oben links sähe man angeblich den Übeltäter mit gen Himmel fahren, der zur rechten Seite des Gekreuzigten ebenfalls an einem Kreuz hing. „Noch heute wirst du bei meinem Vater im Himmel sein“, so lesen wir es im Buch der Bücher, der Bibel. Die offizielle, natürlich „richtige“ Wissenschaft will am unteren Ende dieser Grabplatte die „Barthaare des Wettergottes“ erkannt haben (!) - Auch nicht völlig überzeugend.

Ziehen wir, auch wenn wir selbstverständlich nicht den Anspruch auf Vollkommenheit erheben, an dieser Stelle ein Fazit. Solange „bewiesene Fälschungen“ mittels schwerwiegender Indizien, wie auf der Narmer-Palette nicht hingehörende Saurier, deren Knochen noch nicht einmal mineralisiert sind, „unmöglichen Abendmählern“, sowie Kreuzigungsszenen, „die da nicht hingehören“, präsentiert werden, sollte man nicht vorschnell Dr. Carbrera als Schwindler bezeichnen. Es bedarf vielleicht doch noch mehrerer Grundlagen, um Mathias Kappel den nötigen Scharfsinn



abzusprechen oder Robert Charoux als Scharlatan zu outen. Ich könnte mir durchaus vorstellen, dass angesichts dieser Tatsachen Erich von Däniken auf dem Schweizer Beatenberg sein geliebter Bordeaux und seine Pfeife noch schmecken. Denn vielleicht hat Dr. Carbrera gar nicht so unrecht, wenn er über die Begehrlichkeit der Wissenschaft, seine Steine zu untersuchen, gar nicht so erfreut ist. Vielleicht hat er sogar etwas aus der Geschichte gelernt. Möglicherweise fürchtet dieser neuzeitliche „Jäger nach dem heiligen Gral“, ähnlich wie „seine Vorfahren“ im 13. Jahrhundert, auf den Scheiterhaufen gestellt zu werden. Es ist sicher nicht sein Wunsch, als „Jaques des Molay des 20. Jahrhunderts“ in die Geschichte einzugehen. Niemand ist allwissend und allweise, so lehrt es der Koran ...

### **Literatur und Anmerkungen**

- 1 Da tat sich der Himmel auf (Prof. Josef Blumrich, Ullstein 1995)
- 2 z. B. „Rätselhafte Verstümmelungen“, Walter Jörg Langbein in WISSENSCHAFT OHNE GRENZEN (WOG), Suhl, Oktober 1996
- 3 Siehe dazu: Leserbrief des Herrn Uwe Topper in WOG 4196 zu einem Artikel des Herrn Mathias Kappel in WOG 3196
- 4 Die Wächter (Raymond Fowler, deutsch: Bastei Lübbe 1994)
- 5 Das Problem mit den Sauriern (Gernot L. Geise in SYNESIS Nr. 16/1996)
- 6 Mantis Verlag, Gräfeling
- 7 Das Olmeken-Rätsel Fritz Nestka in WOG 1/96
- 8 Kasskara und die sieben Welten (Prof. Josef Blumrich, Knauer TB)
- 9 Hat Alt-Amerika das Buchstabenalphabet gekannt? Dr. Horst Friedrich in SYNESIS Nr. 16/1996.

*(EFODON-SYNESIS Nr. 24/1997)*

# Werden die „Skeptiker“-Organisationen noch lange überleben?

Horst Friedrich

Zeitgleich mit dem Herausbringen einer Sondermarke „200 Jahre Homöopathie“ durch die Deutsche Post brachte die GWUP - über deren Aktivitäten der Verfasser in der letzten SYNESIS (Nr. 23) berichtete - anlässlich ihres 10-jährigen Bestehens eine Jubiläumsnummer ihrer Zeitschrift SKEPTIKER zum Thema der „Parawissenschaften“ heraus.

Diese Synchronizität wirft schon ein merkwürdiges Licht auf die GWUP, die sich ja eben ständig bemüht - wohl unter dem Einfluss der dort zum Medizin-„Guru“ hochstilisierten Prof. Irmgard Oepen (1), die Homöopathie als der Pseudowissenschaftlichkeit höchst verdächtige „Parawissenschaft“ zu stigmatisieren! Wobei es keineswegs zu stören scheint, dass die Wirkung der homöopathischen Hochpotenzen schon längst wissenschaftlich nachgewiesen wurde (2).

Was schon beim ersten Durchblättern auffällt: Die Autorenfotos zeigen durchweg junge Gesichter, schon beim Editorial ein ganz junges Gesicht, und die Autoren der drei „Parawissenschaften“-Beiträge sind zwischen 28 und 40 Jahre alt. Nun meint zwar selbstredend der Verfasser nicht, dass in dergleichen Publikationen ausschließlich nur Autoren seiner eigenen, „gesetzten“ Altersklasse (66) zu Wort kommen sollten. Ganz klar ist aber, und bedarf keiner besonderen Erläuterung, dass mit 28 oder 38 Jahren noch nicht so viel Lebenserfahrung und in jahrzehntelangen Studien erworbenes Wissen, nebst tieferer Einsicht, vorliegen können.

Charakteristikum für die noch nicht allzu lange dem Studentenalter entwachsenen Jüngeren war noch stets das Verfechten nicht richtig ausgereifter, unausgeglichener Meinungen (was ja auch nur ganz natürlich ist), das Vorrecht der Älteren die Bedachtheit in den Äußerungen. Es wäre also zu wünschen gewesen, dass in dieser programmatischen Jubiläumsnummer auch gestandene Autoren - sattelfest in Wissenschaftsphilosophie und erfahren in Wissenschaftspraxis - zu Wort gekommen wären. Der SKEPTIKER ist schließlich keine Studenten- oder Jungakademiker-Zeitschrift! Oder sollte zumindest - bei dem Anspruch, den die GWUP erhebt - keine sein. So, wie die Nummer geraten ist, sieht es so aus, als maßten sich einige Jungakademiker an (irregeleitet wohl durch doktrinäre Ideologen in der Professorenschaft), die deutsche Öffentlichkeit auf unerträgliche Weise zu manipulieren.

Oder ist es inzwischen bereits so weit gekommen, dass - infolge kompetenter Kritik am GWUP-„Possenspiel“ - die älteren, professoralen GWUP-„Champions“ mit doktrinären Publikationen vorsichtiger geworden sind, und deshalb keine Beiträge geliefert haben? Der älteste der Autoren ist (mit 40) bereits Medizin-Privatdozent an der Universität Heidelberg. Zumindest bei ihm muss - bedenkt man die heutigen Zustände beim „Karriere-Machen“ an unseren Universitäten! - der Verdacht aufkeimen, ob er sich nicht durch seine GWUP-Mitarbeit bei gewissen, der Alternativ-Medizin gegenüber feindselig eingestellten Professoren beliebt machen möchte.

Leider bringt der Beitrag im Übrigen nicht mehr als das übliche, verworrene GWUP-„Missionieren“ in Sachen Alternativ-Medizin. Die Ausgewogenheit (3) fehlt, ich vermisse das notwendige wissenschaftliche Niveau (4). Dafür wird der amerikanische Bühnen-Zauberer, auch Mitglied der berüchtigten CSICOP (5), James Randi, von der GWUP-Konferenz 1995 zitiert: *„Man sollte statt der homöopathischen Medikamente lieber die Menschen durchschütteln, damit sie zur Besinnung kommen“*. Ich hätte da den weit besseren Vorschlag, dass sich Randi und die übrigen CSICOP/GWUP-Aktivisten einem geistigen „Durchschüttelungs“-Seminar unterziehen!

Der qualifizierteste und ausgewogenste Beitrag ist zweifellos der des erstaunlicherweise erst 28-jährigen SKEPTIKER-Redaktionsleiters, Edgar Wunder. Allerdings teile ich in keiner Weise seine Ansichten zur „Anomalistik“ (6) und zum Denkansatz des bedeutenden Wissenschaftssoziologen Gerald Eberlein, der neben der Schulwissenschaft auch alternative, außeruniversitäre Wissenschaftsformen als Faktum, mit dem es zu leben gilt, anerkennt.

Auch hier würde man sich jedoch einen noch besseren Durchblick in wissenschaftstheoretischen, wissenschaftsphilosophischen und wissenschaftssoziologischen Dingen wünschen. In diesem Alter, selbst bei weit überdurchschnittlicher Befähigung, kann man das von Wunder aber kaum verlangen. Festzuhalten bleibt immerhin sein Statement: „*Auch wissenschaftliche Erkenntnisse können unzutreffend sein, und auch außerhalb der Wissenschaft ist mit ‚Wahrheiten‘ zu rechnen*“. Wobei allerdings auch Wunder eine übliche, aber unzulässige GWUP-Simplifizierung unterläuft. Selbstredend hätte es heißen müssen: „*auch außerhalb der Schulwissenschaft*“!

Das GWUP-Problem par excellence ist es zweifellos, dass die hier ganz besonders zu fordernde Qualifikation ihrer Autoren zu den behandelten Fragenkomplexen zu wünschen übrig lässt. Man tut sich leicht, „die Astrologie zu widerlegen“, wenn man, quasi als „Schreibtischtäter“, nur theoretisch polemisiert, ohne die erforderlichen praktischen Erfahrungen auf diesem Gebiet zu haben (7)! Und was die professoralen GWUP-„Champions“ angeht, das scheinen nämlich die jungen GWUP-Aktivisten zu verdrängen, so gibt es zahllose andere, mindestens so kompetente Professoren, die deren Argumentation verwerfen.

Ich persönlich habe den Eindruck, dass da etliche junge, an sich wohlmeinende, aber noch viel zu unerfahrene GWUP-Aktivisten aus dem Hintergrund von einer Gruppe professoraler „alter Sünder und Verführer“ manipuliert und gesteuert werden, denen sie einst „auf den Leim gegangen“ waren, ohne in ihrer Unerfahrenheit die Manipulation zu bemerken.

Man fragt sich unter solchen Umständen, ob den beiden „Skeptiker“-Organisationen CSICOP/GWUP noch ein langes Leben beschieden sein wird. Muss man sagen: „10 Jahre waren genug“? Allenfalls könnte man sich vorstellen, dass dergleichen für Studenten und Jungakademiker von Interesse bleibt, die in einer übermäßig verstandesorientierten, schulnaturwissenschaftsgläubigen Welt leben. Oder die aus Karriere-Opportunismus mitmachen.

Nur allzu offensichtlich ist das Universum der schulwissenschaftsgläubigen GWUP das der Schul-Naturwissenschaft, in dem es nichts gibt als tote Materie-Objekte und blinde Kräfte. Man lebt bei der GWUP noch im Zeitalter der berüchtigten „Aufklärung“, als hätte die eine ganz besonders befähigte Mutation des Homo sapiens hervorgebracht. Ja, einer der professoralen GWUP-„Champions“ äußert sogar, angesichts heutiger „irrationaler Strömungen“, die Befürchtung, „dass wir die Aufklärung verschlafen haben“ (8).

Zwar ist es wahr, die Aufklärung hatte - zu ihrer Zeit! - den Effekt, Unbildung, Aberglauben und „Kuttengeruch“ aus dem Europa des Barockzeitalters zu fegen. Aber alle Einsichtigen bemühen sich ja eben schon längst, ihre negativen Begleiterscheinungen (Materialismus, Wissenschaftsgläubigkeit, Glaubenslosigkeit) wieder zu neutralisieren.

Allzu vieles von dem, was nicht ins GWUP-Weltbild passt, ist heute stark im Kommen. Ich erwähne da nur den Schamanismus, für den die GWUP-Aktivitäten zweifellos ein „Possenspiel am Rande des Wissenschaftsbetriebes“ (9) sind. Bereits 1980 hat die Weltgesundheitsorganisation WHO konstatiert, dass schamanischen Heilmethoden die gleiche Bedeutung zukommt wie der westlichen Medizin!

Ich will ja nicht den jungen GWUP-Aktivisten die gute Absicht absprechen. Manche ihrer Ansichten teile ich. Aber viel vordringlicher für sie wäre es, meine ich, anstatt „Parawissenschaften“ zu hinterfragen, dass sie das Weltbild und die wahren Absichten der professoralen GWUP-„Hintermänner“ (einschließlich Frau Prof. Oepen!) hinterfragten! Sie sollten sich nicht vor einem fremden Karren mit undurchsichtiger Fracht spannen lassen. Sie sollten beispielsweise die Motive der Anti-Alternativmedizin-Lobby hinterfragen, die immer noch erfolgreich verhindert - was immer mehr Deutsche wütend macht -, dass alternative Therapiemethoden bei uns zugelassen werden.

Die GWUP-Aktivitäten stehen in krassem Gegensatz zu den großen Menschheitstraditionen: zur indo-tibetischen Tradition (Kosmologie, Medizin, Bewusstseinstechiken), zur Alchemie, zum Taoismus, zum Schamanismus. Auf ebendiese besinnt man sich heute zunehmend, weltweit! Die GWUP aber sieht in allen

diesen Traditionen, entgegen verbalen Objektivitätsbeteuerungen, de facto von vornherein bestenfalls höchst verdächtige „Parawissenschaften“. Man will also immer noch, in typisch westlicher „Aufklärungs“-Überheblichkeit, viel klüger sein als der Rest der Menschheit! Wird denn gar nichts dazu gelernt? Ich kann dem nur die bekannte Mahnung Sai Babas, aus einer Rede vor Professoren und Studenten, entgegenhalten:

*„Bildet euch nichts auf Euer Studium und Euer Wissen ein. Wenn ihr denkt, dass ihr dank der begrenzten Ausbildung, die ihr hattet, jetzt anderen überlegen seid, so ist das lediglich eine Manifestation von grundloser Eingebildetheit und Ego ... In Wahrheit seid ihr die verkörperte Unwissenheit“.*

Ich glaube, die Zukunftsaussichten für die GWUP sind nicht gut. Je mehr sie „missioniert“, desto mehr Menschen werden bemerken, a) dass man bei ihr sehr unterscheiden muss zwischen verbalen Offenheits- und Objektivitätsbeteuerungen einerseits, und De-facto-„Missionierungs“-Aktivitäten andererseits, die GWUP also ein bestimmtes Weltbild „verkaufen“ will, und b) dass es mit der wissenschaftlichen Haltbarkeit der von der GWUP verbreiteten Behauptungen nicht zum Besten bestellt ist. Man wird sich fragen, was das ganze soll, und die GWUP als überflüssig empfinden.

### **Anmerkungen**

- (1) Zu deren Wirken höchst aufschlussreich die ironischen Bemerkungen von Prof. Raimund Kaufmann in „Erdstrahlen und kein Ende“, in Gerald L. Eberlein: „Schulwissenschaft - Parawissenschaft -Pseudowissenschaft“, Stuttgart 1991 (S. 46-47).
- (2) Hierzu etwa Karl-Heinz Gebhardt (1.Vorsitzender des Deutschen Zentralvereins homöopathischer Ärzte): „Beweisbare Homöopathie“, in: Eberlein op. cit. (S. 81).
- (3) Beispielhaft in dieser Hinsicht hingegen Eberlein, op. cit.!
- (4) Die Professoren H.-D. Betz und H. L. König (in Eberlein: op. cit., S. 67) stellen „einen offensichtlichen Mangel der GWUP an elementarer wissenschaftlicher Qualifikation“ fest.
- (5) Die „Mutter“-Organisation der GWUP, eine quasi-elitäre Vereinigung, der beileibe nicht jedermann beitreten kann, sondern bei der die Mitglieder hinzugewählt werden. Wie „wissenschaftlich“ es bei der CSICOP zugeht, dazu siehe vom abtrünnigen Insider Dennis Rawlins: „STARBABY“, in: FATE, October 1981, abgedruckt in: THE VELIKOVSKIAN, Vol. II/No. 1, 1994 (S. 17-49).
- (6) Eine vor allem in den USA existierende Wissenschaftsrichtung, die sich mit der Erforschung von „Anomalien“ beschäftigt, die nicht ins schulwissenschaftliche Weltbild passen. Hierzu gibt es dort das JOURNAL OF SCIENTIFIC EXPLORATION.
- (7) Typisch in dieser Richtung etwa Joachim Herrmann: „Argumente gegen die Astrologie“, in: SKEPTIKER 2/1995 (S. 45-50).
- (8) Gerhard Vollmer: „Haben wir die Aufklärung verschlafen?“, Editorial zum UNIVERSITAS-Schwerpunktheft SIND PARAWISSENSCHAFTEN PSEUDOWISSENSCHAFT? (Nr. 4/1989).
- (9) Diese Charakterisierung gebraucht, im Zusammenhang mit den GWUP-Aktivitäten, Prof. Raimund Kaufmann (in: Eberlein op. cit.).

(EFODON-SYNESIS Nr. 27/1997)

# Die Wirklichkeit der Phaéton-Sage

(c) Walter Stender, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 24/1997

*Auseinandersetzungen darüber, wann das u. a. von Platon erwähnte Atlantis existierte und wo es sich rein geographisch gesehen befand, dauern bis zum heutigen Tag an. Der Autor versucht in diesem Artikel, die Vernichtung von Atlantis mit der Phaéton-Sage in Verbindung zu bringen, die er als die katastrophalen Auswirkungen eines vorbeiziehenden und schließlich auf die Erde stürzenden Himmelskörpers deutet.*

*Die für die damalige Menschheit eintretenden Folgen waren dermaßen gravierend, dass sich die Erinnerung an diese globale Katastrophe tief in die Erinnerungs- und Vorstellungswelt der Menschheit einprägte. Von den unmittelbaren Folgen der kosmisch verursachten Katastrophe wurde nach Meinung des Autors besonders Atlantis betroffen.*

*Der Autor verwendet in dieser Arbeit die schulwissenschaftliche Chronologie, die jedoch sehr umstritten ist. Es könnte auch durchaus der Fall sein, dass sich der Phaéton-Kataklysmus erst um -700 oder später ereignete.*

## Einführung

Die Oberfläche des Mondes, besonders jene auf der erdabgewandten Seite, die erst im 20. Jahrhundert durch Sondenaufnahmen sichtbar wurden, ist übersät mit kleinen und größten Einschlagkratern von Meteoriten. So würde unsere Erde auch aussehen, hätte nicht die irdische Erosion durch Atmosphäre, Bewuchs und Wasser (besonders Meere) das meiste unkenntlich gemacht. Neben den wenigen Kratern, die man schon kannte, findet man heutzutage noch viele andere, teils auf Luft- und Satellitenbildern, teils, weil man zunehmend für die Auffindung von Kratern sensibel wird. Einschlagsspuren von vielen hundert Kilometern Durchmesser, wie sie auf dem Mond zu finden sind, wird es sicher auch auf der Erde gegeben haben. Das bekannte Nördlinger Ries mit seinen vierzig Kilometern ist dagegen ganz unbedeutend.

Dass solche schwersten Meteoriten bei uns entsetzliche Katastrophen ausgelöst haben müssen, mit gewaltigen Folgen für Flora und Fauna, ist einzusehen. Die Schulwissenschaft, gehemmt durch ein seit Anfang des vorigen Jahrhunderts geltendes Dogma von einer ungestört verlaufenden Menschheitsgeschichte, beginnt sich erst seit zwei Jahrzehnten damit zu befassen. Dazu musste ein Nobelpreisträger, der Kalifornier Luis Alvarez, das Eis brechen, indem er nachwies, dass das Aussterben der Saurier vor etwa 65 Millionen Jahren auf eine Meteoritenkatastrophe zurückzuführen sei.

Schon zwei Jahrzehnte vor Alvarez schrieben zwei verdienstvolle Außenseiter, der holsteinische Pastor und Archäologe Jürgen Spanuth und der amerikanische Psychiater und Altphilologe Immanuel Velikovsky Bücher über solche Katastrophen in den letzten vorchristlichen Jahrtausenden (Literaturhinweis steht in Klammern mit Buchstaben für das Buch und Zahlen für die Seite). Beide Forscher bieten eine solche Materialfülle aus alten Schriften, Überlieferungen und legendenhaft verbrämten Berichten, dass offenbar wird, wie viel Wissen über solche Ereignisse noch erhalten und auswertbar ist. Besonders wertvoll ist dabei, dass sich Nachrichten von vielen Völkern rund um den Erdball gegenseitig bestätigen und ergänzen.

Gegenstand dieser Studie ist nur eine dieser schweren Katastrophen, nämlich jene, in der ein Meteorit Atlantis zerstörte. Jürgen Spanuth gelang es, das uralte Atlantis-Rätsel überzeugend zu lösen und nachzuweisen, dass dieses sagenhafte und von tausenden Autoren mehr oder weniger phantasievoll gesuchte Land in der Nordsee lag und zur Zeit des Exodus aus Ägypten unterging. Spanuth vermutete im Zerstörer von Atlantis einen Kometen. Die Fülle des Materials jedoch, das er über die Begleit- und Folgeerscheinungen jenes Meteoriten vorlegen konnte, ermöglichte eine ausführliche Analyse und den Nachweis, dass der vermutete Komet ein Planetoid mit ganz anderem Verhalten war.

## Die Quellen

Aus den drei Hauptwerken von Spanuth (A, B und C) stammen die meisten Informationen, Ergänzendes von Velikovsky aus (F). Dennoch ist die folgende Aufstellung nicht vollständig.

### Ägyptisch:

- Tempelinschriften des Pharaos Merenptah (Regierung -1232 bis -1222) in Karnak,
- Inschriften Merenptahs an der Stele von Athribis,
- „Papyrus Ipuwer“, vermutlich während der Katastrophenzeit verfasst,

- Schrein von el-Arish, errichtet zum Gedenken an den im Serbonis-See ertrunkenen Pharao Taoui Thom (Regierung -1209), der wahrscheinlich die ausziehenden Juden verfolgte,
- „Papyrus Golenischew, Eremitage“, Regierungszeit des Pharao Amenmesse (-1215 bis -1212),
- Tempelinschriften des Pharao Ramses III. (-1198 bis -1167) in Medinet Habu,
- „Papyrus Harris“, Regierungsbericht des Ramses III.,
- „Papyrus Orakel des Töpfers, Erzherzog Rainer“, eine im 3. Jahrhundert entstandene griechische Übersetzung.

#### ***Griechisch/römisch:***

- Hesiod, um -700,
- Solon, ca. -562 in Ägypten beim Priester Sonchis, überliefert über Eritias und Timaios auf Platon, verstarb -559.
- Pindar, nach -500,
- Herodot und Pausanias, -5. Jh.,
- Platon, ca. -346 (s. oben), verstarb -347,
- Apollonios von Rhodos, Nonnos Marcellus und Proclus, -3. Jh.,
- Apollodor, -2. Jh.,
- Diodor von Sizilien, -1. Jh.,
- Ovid, 8. Jh.,
- Plinius der Ältere, 1. Jh.,
- Eusebius von Caesarea, um 300,
- Ammianus Marcellinus und Augustinus, um 400,
- ferner Hephæstion, Avien, Lydus, Servius, Jonctinus, Solinus u.a.

#### ***Jüdisch/christlich:***

- Buch Exodus, Bücher Moses, um -1200,
- David, Propheten Joel, Jesaja u.a.,
- Midraschim, Apkryphen und Pseudepigraphen,
- Flavius Josephus, 1. Jh.,
- Offenbarung Johannes, ca. 85,
- Christliche Sibyllinen und Eschatologisches Schema.

#### ***Germanisch:***

- Völuspa, Gylfaginning, Hyndluliodh, Lokasenna u.a.m. aus den Edden,
- Heliand

#### ***Verschiedenes östlich:***

- Finnisches Klevala-Epos,
- Finnisch-ugrische Überlieferungen,
- Sibirische Vogulen,
- Altal-Tataren,
- Chinesische Annalen aus der Zeit des Kaisers Yahou,
- Japanische Welterschöpfungssage,
- Ostindische Stämme,
- Indischen Veden und Upanishaden,
- Gatas des Avesta, Gilgamesh-Epos,
- Parsisches eschatologisches Schema.

#### ***Verschiedenes westlich:***

- Maya-Manuskript Troano,
- Maya-Schrift Popol-Vuh,
- Überlieferungen der Maya-Quiché,
- Mexikanische Überlieferungen,
- Überlieferungen des Chocktaw-Stammes, Oklahoma,
- Überlieferungen der Maori (deren Urheimat wahrscheinlich an der kanadischen Westküste lag) (G).

## Die Namen des Himmelskörpers

Der verheerende Himmelskörper wurde rund um den Erdball teils beobachtet, teils in seinen Auswirkungen erlebt. Ebenso eindrucksvoll ist es, dass dessen Benennung von Volk zu Volk verschieden war, was wohl auch als Beweis dafür gelten kann, dass diese Völker aus eigenem Erleben berichten.

- *Ägyptisch*: Sekhmet,
- *Griechisch/römisch*: Phaéthon, Typhon-Typhoeus-Typhaon (laut Plinius sind die letzteren Namen als eine griechische Verballhornung des Namens von Pharao Taoui Thom anzusehen, kurz vor dessen Regierungszeit das „Himmelsungeheuer“ auftrat),
- *Germanisch*: Fenrir, Fenriswolf, Muspilli, Surtr,
- *Syrisch/babylonisch*: Anat, Tiamat,
- *Persisch*: Gocihar, Tistrya, Azi dahak.

Sicherlich haben noch mehr Völker das „Ungeheuer“ beobachtet und benannt. Es zeigt sich jedoch schon hier, dass es kein gewöhnlicher Meteorit war, der in Sekunden die Atmosphäre durchdrang und nur in begrenztem Umkreis gesehen werden konnte.

## Die Datierung

Als eine von einem Meteoriten verursachte Katastrophe ist dieses Ereignis in unserem Geschichtsbild nicht aufzufinden, obwohl offenbar Quellen in großer Zahl vorhanden sind, die darauf hinweisen. Tatsächlich ist es darum auch unmöglich, eine recht genaue Datierung zu finden. Zu fragen wäre ebenfalls noch, ob es denn zulässig sei, anzunehmen, dass sich Nachrichten aus so vielen Gegenden der Erde wirklich auf das gleiche beziehen. Das darf man indessen bejahen, denn dieses Ereignis erweist sich als so ungewöhnlich, dass eine Wiederholung eines so absolut ungewöhnlichen Vorgangs innerhalb einer begrenzten Periode völlig ausgeschlossen werden darf. Spanuth gelang es, die damaligen Ereignisse so logisch miteinander zu verknüpfen, dass der Gesamttablauf überzeugend ist und für die Datierung nur ein enger Spielraum bleibt:

Pharao Merenptah (-1225 bis -1215) erlebte -1219 den ersten Versuch von Seevölkern, im Nildelta Fuß zu fassen. Es ist wahrscheinlich, dass es sich um eine kurz nach Eintritt der Katastrophe ins Mittelmeer gelangte Vorhut der Atlanter handelte, die zwei Jahrzehnte später als große, organisierte Streitmacht den gleichen Versuch wiederholte.

Merenptah könnte ein Opfer der ständig fortwirkenden Naturkatastrophen geworden sein. Denn ihm folgten seiner Dynastie fremde Usurpatoren, Amenmesse (-1215 bis -1212) und Siptah (-1212 bis -1209).

Ebenso war Thaoui Thom (Typhon) ein Fremder, der nur -1209 regierte und offenkundig bei der Verfolgung der ausziehenden jüdischen Sklaven ertrank (s. Schrein von el-Arish). Natürlich kann nicht der Himmelskörper selbst jahrzehntelang aktiv gewesen sein, sondern es war der als späte Folgeerscheinung zu wertende Ausbruch des Thera/Santorin, der sich zur Zeit des Exodus in Ägypten so schrecklich auswirkte.

-1209 bis -1198 folgten in Ägypten noch vier Herrscher, ein Zeichen, dass die von den Katastrophen bedingten Thronwirren fortbestanden.

Dann bestieg Ramses III. den ägyptischen Thron (-1198 bis -1167). Er begründete eine neue Dynastie und begann mit dem Wiederaufbau eines, wie er selbst schrieb, völlig verwüsteten und fast entvölkerten Landes. Ramses III. gelang es endlich (-1194) die inzwischen mehrmals zum Angriff angetretenen Seevölker so zu schlagen, dass diese Gefahr für immer gebannt war. Die Reste dieser Angreifer zogen sich an die palästinensisch-syrische Küste zurück und gründeten dort eigene Staaten. Einige schlossen sich den Libyern an.

Es fällt nicht schwer, daraus abzuleiten, dass das große Unheil etwa -1222 oder kurz davor mit dem Auftreten des Himmelskörpers begann. Die Naturkatastrophen, die diesem Auftreten folgten, dauerten wohl bis mindestens -1209, vielleicht sogar bis kurz vor den Regierungsantritt von Ramses III. fort und es dauerte dann immer noch ein halbes Jahrzehnt, ehe die heimatlos gewordenen Atlanter sich für immer zurückzogen.

## Das Problem mit der Datierung

Spanuths Gegner, und es sind davon sehr viele, wollen seine Datierung nicht wahrhaben. Platon berichtet bekanntlich, dass die ägyptischen Priester Solon erzählt hätten, Atlantis sei vor 9000 Jahren untergegangen. Er berief sich ja nur auf die Dialoge zweier Gewährsmänner, Timaios und Kritias, die er wiedergibt. Beide sprachen von 9000 Jahren, wie es ihnen von Solon überliefert sei. Diese Zeitangabe bezweifelt Spanuth und glaubt, die Ägypter hätten Monate gemeint und Solon Jahre verstanden. Diese Vermutung ist einleuchtend, wenn man sie nachrechnet. Solon soll gegen Ende seines Lebens, etwa um -562, Ägypten besucht haben, also ungefähr 660 Jahre nach Eintritt der Katastrophe. Rechnet man auf Monate um, dann ergeben sich 8640



solare (12,37 pro Jahr), bzw. 8801 siderische (13,365 pro Jahr) Monate - ein geringer Unterschied zu der sicher nur abgerundet gemeinten Zahl, die von den Ägyptern genannt wurde.



*So etwa muss der Einschlag des Planetoiden Phaéton ausgesehen haben (Zeichnung: GLG-Archiv)*

Andererseits spricht auch nichts dagegen, dass die Ägypter den Zeitpunkt der großen Katastrophen richtig zu bestimmen wussten. Plinius berichtet, zur Zeit des Königs Typhon hätten die Ägypter einen furchtbaren Kometen beobachtet, der vom König seinen Namen bekam (B, 162). Moses sei um jene Zeit 52 Jahre alt gewesen, berichtet Augustinus (B, 59). Das ist auch von Eusebius zu erfahren, und damals hätten der Feuerbrand des Phaéton und die Flut des Deukalion Griechenland verheert. Der Zusammenhang mit dem jüdischen Exodus, dessen ungefähre Datierung damit übereinstimmt, ist erkennbar.

Dass die Flut des Deukalion durch den Ausbruch des Vulkans Thera verursacht wurde, gilt als gesichert. Natürlich waren alle Küsten und Inseln der Ägäis von dieser gleichen Tsunami-Flut verheert worden. Kreta, Mykene und Troja wurden zerstört. Kreta-Forscher bestehen jedoch immer noch darauf, die minoische Kultur sei im 15. Jahrhundert untergegangen, doch Spanuth weist ausdrücklich darauf hin, dass das eine längst erkannte Unkorrektheit des Knossos-Ausgräbers A. Evans war. Es ließe sich auch damit beweisen, dass Pharaos Ramses III., der erst -1232 oder -1225 begraben wurde, für sein bevorstehendes Begräbnis eine Zeremonienstraße bauen ließ, die später von einer dicken Vulkanascheschicht zugedeckt wurde (von Spanuth brieflich mitgeteilt).

### **Ägypten war längst bekannt**

Südengland und die Bretagne waren die Ausgangspunkte der steinzeitlichen megalithischen Kultur, die sich von dort aus bis ins Mittelmeer ausbreitete. Da diese Kulturstätten immer in Küstennähe liegen, wurden sie sicher von Seefahrern verbreitet. Als die Atlanter aus ihrer unbewohnbar gewordenen Heimat fliehen mussten, waren ihnen die Mittelmeerländer längst vertraut. Dann wussten sie auch, welche herrliche Fruchtbarkeit im Niltal herrschte. Kundschafter werden ihnen bestätigt haben, dass es dort auch nach der Katastrophe noch besser war als irgendwo sonst in Europa und Nordafrika.

Nicht alle Angreifer kamen auf dem Seeweg. Auf den Tempelwänden von Medinet Habu finden sich Darstellungen von Kämpfen gegen Schiffe und Ochsenkarren (B, 331, 332). Man zog südwärts, um jeden Preis weg vom Norden, wo das Ungeheuer am meisten gewütet hatte. Auf alten Handelswegen zog man nach Italien und dem Balkan, von dort teilweise über Kleinasien und Syrien und gelangte von Osten her nach Ägypten, oder von Italien her über das Mittelmeer nach Nordafrika und dann von Westen her über Libyen. Mit der Libyern verbündete man sich zu gemeinsamem Angriff, denn bei denen hatte die Brandmasse das Land schrecklich verwüstet. In Medinet Habu wird berichtet: „Eine furchtbare Fackel schleuderte Flammen vom Himmel, die Seelen der Libyer zu suchen... Ihre Knochen brennen und rösten in ihren Gliedern.“ (B, 81)

Einige Stämme fanden es unterwegs schon erträglich, zu bleiben. In Italien, in Umbrien, ließen sich die Ambronien nieder. Die Dorer, von den Griechen nach ihrer Herkunft als *Hegisdor* oder *Fifeldor* benannt (die Eidermündung hieß so [B, 150, 181]), versuchten vergebens, Athen zu erobern, waren dann jedoch in Attika

erfolgreich. Sie nahmen die Sprache der Griechen an und begannen mit diesen gemeinsam den Wiederaufbau des Landes.

Auch andere von den Atlantern friedlich oder im Kampf besetzte Länder werden daraus kulturellen Gewinn gehabt haben. Nach ihrer Niederlage durch die Ägypter ließ sich ein Teil der Flüchtlinge in Palästina, ein anderer im Libanon nieder. Spanuth schreibt darüber ausführlich (D, E). Er weist auf die auffallenden Ähnlichkeiten der phönizischen wie auch der griechischen Buchstaben mit denen der germanischen Runenschrift hin (D, 188, 189). Sicher erfolgte die Übertragung nicht in umgekehrter Richtung. Auch glaubt er nicht, dass die phönizischen Einheimischen, vom arabischen Binnenland kommend, jene bewundernswürdigen nautischen Leistungen allein vollbracht hätten, die von den Phöniziern des letzten Jahrtausends vC bekannt sind. Ihre Anwesenheit in Nord- und Südamerika ist ja erwiesen.

Auch die Nordafrikaner haben offenbar den Atlantern kulturelle Beiträge zu verdanken. Der Harvard-Professor Barry Fell erlernte bei den Berbern eine seltsame Schriftart, das Tifinag. Als er vor der Aufgabe stand, mit Darstellungen und merkwürdigen Zeichen beschriftete Felsplatten bei Peterborough, Ontario, zu deuten, konnte er die seltsamen, scheinbar ziemlich unregelmäßig um Bilder verteilten Zeichen als Tifinag erkennen und mühelos lesen. Auf diesen Felszeichnungen, die dank einer mit enthaltenen Tierkreiszeichnung sogar als etwa aus dem -17. Jahrhundert stammend gedeutet werden konnte, war Erstaunliches zu erfahren: Ein nordischer König Wodan Lithi kam aus Ringerike, einem norwegischen Land, das heute noch so heißt. Er gründete eine Handelsniederlassung, um heimisches Wolltuch gegen Kupfer aus Amerika zu tauschen. Übrigens kannte Fell ähnliche Felsbilder in Bohuslän, Westschweden, aus dem Val Camonica in Italien, und auch aus Nordafrika. Überall bestand die Beschriftung in lesbarem Tifinag (I, J).

### **Phaéton auf Irrfahrt**

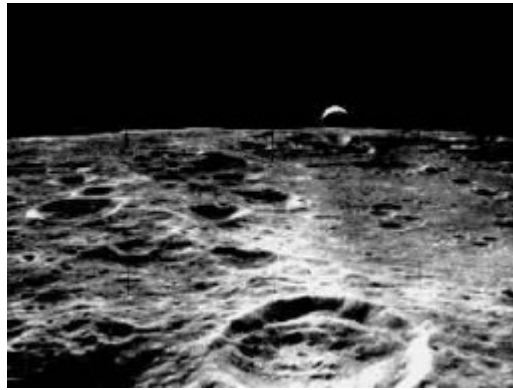
Sagen wurden früher nicht besonders ernst genommen. Wer hätte wohl das für möglich gehalten, wenn in einer wohlbekannteren griechischen Sage erzählt wird, Phaéton habe den Wagen seines Sonnenvaters Helios nicht lenken können? In Irrfahrten habe er schreckliches Unheil angerichtet. Der Sonnenwagen war zwar ein Missverständnis, doch sonst war es ein wirkliches Geschehen. Darum sei hier jener furchtbare Meteorit, der im -13. Jahrhundert auftauchte, Phaéton genannt.

Von einem Meteoriten, gleich welcher Größe, weiß man, dass seine Flugbahn innerhalb der Atmosphäre ähnlich einer Wurfparabel verläuft, mehr oder weniger flach, je nach dem Eintrittswinkel. Das gilt auch für eventuell einschlagende Kometen, denn deren Eintrittsgeschwindigkeit ist ähnlich groß wie die fast aller Meteoriten. Wenn die Erde nicht direkt getroffen wird, entfernen sich diese Himmelskörper wieder, dank ihrer für das Einfangen zu hohen Geschwindigkeit, wobei die Erdschwere die Flugbahn etwas krümmt. Phaéton verhielt sich offenbar ganz anders. Darüber gibt es viele Berichte, so auch den griechischen von seinen „Irrfahrten“, als er angeblich den Wagen des Helios nicht zu lenken vermochte. Bei Ovid heißt es: „*Phaéton ließ aus den Händen die Zügel... Die Rosse sprengen, von keinem gehalten, durch den entlegensten Raum... ohne Gesetz, an Sterne rennen sie an und rafften den Wagen durch die Wildnis bald in schwindelnde Höh'n, bald in die Tiefe*“ (B, 581). Diese Darstellung ist aber älter. Ovid hat sie wohl von Apollodor übernommen. Doch selbst Solon erfährt es, laut Platons „Dialog Timaios“, so von den ägyptischen Priestern (C, 447).

Bezeichnend ist die Aussage in einer griechischen Legende (deren Wiedergabe an dieser Stelle entbehrlich ist), dass „*das Ungeheuer Typhon alles durchsuchte und überall umherstrich, um Apoll zu finden*“ (G, 254). Mit Apoll waren sicher die Atlanter gemeint, die allen Grund hatten, den Phaéton zu fürchten, und deren Lieblingsgott Apoll war (B, 340).

Apollodor berichtet, Phaéton habe in Syrien den Berg Casius überflogen, sei in Thrakien dem Berg Haemus zu nahe gekommen, so dass er diesen aufriss, und habe über das sizilianische Meer zu fliehen versucht, wo Zeus den Ätna über ihn gestürzt habe (B, 163). Interessant an diesem Bericht ist das Erscheinen des Phaéton an mehreren Orten, wobei es wohl nicht wörtlich zu nehmen ist, dass diese Zickzackbahn zurückgelegt wurde. Es ist naheliegend, dass die Meldungen von verschiedenen Beobachtern stammten und zeitlich nicht koordiniert waren. Darum ist es auch fraglich, ob aus der genannten Reihenfolge Schlüsse auf die Flugrichtung gezogen werden dürfen.

Nicht nur die scheinbar unregelmäßigen Bahnen des Phaéton bestürzten die Beobachter, sondern auch die offenbar gewaltigen Veränderungen seiner Flughöhe. Ovid ergänzt seinen oben zitierten Bericht ganz ausdrücklich mit dem inhaltsschweren Nachsatz: „*... bald steil in die Tiefe, auf abschüssigem Pfad ganz nah an der Erde*“ (B, 581).



Die kraterübersäte Mondoberfläche ist ein eindrucksvolles Beispiel für die Häufigkeit von Meteoriteneinschlägen (Foto: GLG-Archiv)

Hesiod berichtet, die eine Hand Typhoeus' habe bis zum Westen, die andere bis zum Osten gereicht (B, 162). Vermutlich ist damit eine Längenausdehnung des Objektes mit Schweif gemeint, dass ein beträchtlicher Teil des sichtbaren Himmelsbogens überspannt war.

Es gibt noch mehr solche Aussagen, z.B. in den Edden, wonach Fenrir mal von Süd nach Nord, mal umgekehrt zog, oder ein „Wolf“ des Tages die Sonne verschlang, ein anderer des Nachts den Mond. Alle diese Berichte erschreckter und ratloser Beobachter sind wohl gleichermaßen so zu verstehen, dass Phaéton auf Bahnen gesehen wurde, die mit keiner der bekannten Bewegungen von Gestirnen oder gewöhnlichen Meteoriten zu vergleichen waren. Es gibt dafür nur eine Antwort: Heute, im Zeitalter der künstlichen Satelliten wissen wir, dass bei Erdumrundungen auf einer schräg zur Äquatorebene verlaufenden Bahn das Objekt mal nordwärts, mal südwärts fliegend gesichtet werden kann, und dass von einem festen Ort aus der Überflug in einer für den naiven Beobachter unverständlichen Weise mal im Osten, mal im Westen, mal auch mittendurch stattfinden kann, und das alles keineswegs in erkennbaren regelmäßigen Zeitabständen.

Noch eine Beobachtung ist aufschlussreich. In fast allen Berichten erschien Phaéton als dahin rasendes, feuriges Ungeheuer, aber die Autoren Avien, Hephaestion und Junctinus schreiben, Typhon bewege sich „langsam auf einer Bahn nahe der Sonne, und er war nicht von feuriger, sondern von blutiger Röte“ (B, 162). Damals - vermutlich - befand sich das Objekt noch in großer Höhe („nahe der Sonne“) und erschien darum dem Beobachter als relativ langsam fliegend. Auch war die Luftreibung in jener Höhe zu gering, um ein Glühen zu verursachen. Zugleich ist dies der Grund, dass sich die Flughöhe anfangs nur langsam, mit wachsender Reibung aber später rascher verminderte. Außerdem ist die Flughöhe schon während jeder einzelnen Umkreisung nicht überall gleich, weil sich ein kürzlich zum Umlauf eingefangenes Objekt noch stark exzentrisch auf einer Ellipsenbahn bewegt. An welchem Ort und in welcher Phase der Umläufe die obige Sichtung erfolgte, bleibt offen.

### Phaétons Absturz

Umrundungen der Erde im Einfluss der Luftreibung zehren früher oder später die Energie eines Objektes so weit auf, dass es zum Aufprall auf die Erde kommen muss. Dieser ist durch viele Berichte belegt, und sogar der Ort des Absturzes ist zu erfahren.

Ovid schreibt über Phaéton: „... Fern vom heimischen (d.h. griechischen) Strand nimmt jenen im Westen der große Strom Eridanos auf und bespült sein rauchendes Antlitz“ (B, 581).

Der Nachweis, dass die Griechen die Eider Eridanos nannten, wird von Spanuth ausführlich geführt (B, 169). Man möge Ovid wie auch seinen griechischen Gewährsmännern nachsehen, dass sie die Größe dieses auch für griechische Verhältnisse mittelgroßen Flusses dichterisch überhöhten.

Apollonios gebrauchte eine Ausdrucksweise, die den Ort noch etwas genauer erraten lässt. Er berichtet über die Argonauten: „Dann lenkten sie ein in Eridanos fernes Gewässer. Dort einst stürzte ... Phaéthon in die tiefe Lagune des mündenden Stromes“ (B, 167, 168). Er stürzte also in die Mündung des Eridanos.

Aus den Edden, der Lokasenna, ist zu erfahren: „Gefesselt lag Fenrir vor des Flusses Mündung“ (B, 175). Obwohl der Fluss nicht genannt ist, wird der Einsturz in eine Flussmündung bestätigt.

Spanuth ging diesem Hinweis nach. Vor Helgoland liegt das den dortigen Seeleuten wohlbekannte „Helgoländer Loch“, eine im sonst recht ebenen Seegrund auffallende Senke von 57 Metern Wassertiefe (B, 183). Mittels einer genauen Seekarte konnten Umriss und Tiefenverlauf dieser Grube bestimmt werden.

Die Grube ist eng begrenzt und von länglicher, stark einseitiger Gestalt. Der tiefste Punkt liegt 4,5 Kilometer

südlich vom Helgoland-Felsen. In Bezug auf den südlich davon fast ebenen Meeresgrund ist die Grube noch 20 Meter tiefer und hat in Nord, Ost und Süd einen steilen Anstieg, während in West der Anstieg flach verläuft und deutlich den Anschein erweckt, als sei von dort her in flacher Wurfbahn ein Einschlag erfolgt. Entlang der gestreckten West-Ost-Achse liegt die Maximaltiefe rund acht Kilometer vom Westrand bzw. vier Kilometer vom Ostrand der Mulde. Interessant ist, dass die Grube wirklich vor der Eidermündung liegt. Heute mündet der Fluss in größerem Abstand im Osten ins Wattenmeer, ziemlich genau auf die Grube zu. Die Frage ist berechtigt, ob das Helgoländer Loch anders entstanden sein könnte, etwa durch einen Strudel am Ausfluss der Eider. Das muss allerdings als äußerst unwahrscheinlich gelten. Heute ist die Eider ein typischer Flachlandfluss, keine hundert Kilometer lang, windungsreich, gefälle- und wasserarm. Dass die Mündungsbreite bei Tönning fast ein Kilometer beträgt, beruht nur auf der geringen Tiefe und Strömungsgeschwindigkeit. Sollte die Mündung früher wirklich bei Helgoland gelegen haben, d.h. rund siebenzig Kilometer weiter westlich, dann war der Wasserstand damals vielleicht zwanzig Meter tiefer, ein gleichfalls bescheidenes Gefälle. Selbst mit der Annahme einer doppelten Wassermenge an der damaligen Mündung kann die Mündungsbreite keine zwei Kilometer betragen haben. Wie sollte man sich vorstellen, dass vor dieser Mündung, in dem sonst fast gefällelosen Meeresgrund, ein Wirbel von der rund zweifachen Flussbreite auftritt und eine Grube von mehr als zwanzig Meter Tiefe ausspült? Selbst wenn eine Unsymmetrie der Strömung, infolge des rechtsseitigen Felsens, in Betracht gezogen wird, ist eine derartige Wirbelstärke völlig undenkbar.



*Der Komet Hale-Bopp. Sah Phaéton so ähnlich aus? (Foto: GLG-Archiv)*

Außerdem, die oben aufgeführten antiken Berichte sind keineswegs die einzigen Zeugnisse des Einschlages. Apollonios schreibt weiter über die Argonauten: „*Noch heute haucht die Lagune widrigen Dunst vom Schlage, der jenen (Phaéton) verbrannte, und kein Vogel vermag ... über das Wasser dort zu fliegen*“ (B, 168). Platon schreibt im Timaios: „... *ebenso verschwand die Insel Atlantis im Meer versinkend; daher ist das Meer dort auch heute noch unzugänglich und unerforschbar wegen des sehr seicht liegenden hindernden Schlammes, den die untergehende Insel zurückließ*“ (C, 451). Im griechischen „Wunderbuch“ heißt es: „*Die elektrischen Eilande (Bernsteininseln) sollen durch den Fluss Eridanos angespült worden sein. In der Nähe des Stromes ist auch ein See mit warmem Wasser, das einen üblen Dunst ausströmt. Kein Tier trinkt aus ihm, kein Vogel fliegt über diesen See, oder er fällt hinein und stirbt. Der See hat einen Umfang von 200 Stadien (37 km). In diesen See, so sagen die Eingeborenen, sei Phaéton gestürzt*“ (B, 182).

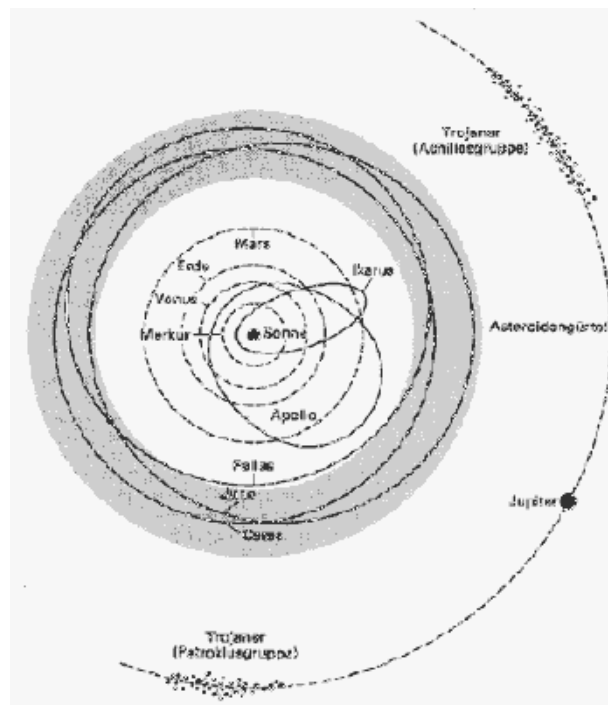
Der Grubenrand liegt heute in etwa vierzig Metern Wassertiefe. Folgt man dieser Tiefenlinie, dann ergibt sich ein Grubenumfang von rund 37 Kilometern. Diese genaue Übereinstimmung mit Platons Angabe mag in Anbetracht der langen Einwirkung von Sturmfluten, Felsabbrüchen bei Helgoland und Einschwemmungen von der Eidermündung zufällig sein, aber auch als Größenordnung wäre sie ein Beweis mehr für die Wahrheit der alten Berichte.

Die Mulde beginnt am westlichen Ende bei 54° 8' nördlicher Breite. Sie weist nach Ost-südost. Folglich hat die Bahn des Objektes zuvor noch etwas nördlichere Breiten berührt, schätzungsweise den siebenundfünfzigsten Grad. Während das Objekt auf einer zur Äquatorialebene geneigten Bahn um die Erde schwang, und sich die Erde bei jedem Umlauf des Objektes um mindestens 24 Grad weiter ostwärts drehte, wurden dadurch in 24 Stunden rundum auf der Erde 15 verschiedene Orte am siebenundfünfzigsten Grad tangiert. Nördlich davon blieb der Globus verschont. Der Äquator dagegen wurde mit jeder Schleife zweimal überquert, allerdings dort schon weit außerhalb der Atmosphäre.

## Phaétons Flugrichtung

Drei Möglichkeiten gibt es bisher, etwas über die Flugrichtung zu erfahren. Wie schon im vorigen Abschnitt angedeutet, weist die einseitige Lage der größten Grubentiefe bei Helgoland darauf hin, dass der Einschlag, d.h. der flache Anflug, von Westen her erfolgte.

Doch dem bereits zitierten Bericht von Apollodor könnte man entnehmen, der Flug sei westwärts verlaufen. Von Syrien nach Thrakien wäre es ebenso ein Flug mit Westkomponente wie von Thrakien zum Ätna gewesen, wobei schon vermutet wurde, dass diese zweite Strecke einer anderen Umrundung angehört haben musste. Die Nord- bzw. Südkomponente dieser beiden Teilstrecken würde durchaus zu einer Flugbahn passen, die bis zum siebenundfünfzigsten Breitengrad hinaufführt. Es wurde aber schon gesagt, dass Zweifel an dieser Richtungsbestimmung erlaubt sind, weil die Beobachter der genannten drei Gegenden in keiner Weise koordiniert sein konnten.



*Die meisten Planetoiden laufen in einem Gürtel zwischen Mars und Jupiter um die Sonne. Einige „Ausreißer“ jedoch kreuzen auch die Erdumlaufbahn (Roman Smoluchowski, Das Sonnensystem, Heidelberg 1985)*

Das dritte Indiz scheint darin zu bestehen, dass laut Spanuth Bodenbohrungen im deutschen Küstengebiet übereinstimmend ergeben hätten, dass vor etwa 3000 Jahren ein üppiger Baumbestand einem Weststurm zum Opfer gefallen sei. Alle Baumkronen seien ostwärts gestürzt (B, 133). Auf den ersten Blick ist nicht einzusehen, warum Phaëton einen derart vernichtenden Weststurm verursacht haben sollte. Unten werde ich näher darauf eingehen, dass es sich um einen mehrere Quadratkilometer großen Körper gehandelt haben könnte, der mit fast acht Kilometer pro Sekunde tagelang die Erde umrundete. Bei vielen dieser Umläufe muss er die nordeuropäischen Küstengebiete in niedrigster Flughöhe tangiert haben. Für die Atmosphäre, die ohnehin in diesen Breiten eine überwiegende Westwind-Tendenz hat, bedeutete das einen fortgesetzten Antrieb zu höheren Geschwindigkeiten, so etwa, als wenn man das Wasser in einem engen Kanal durch dauernde Paddelschläge antreiben würde.

Ob aus alten Quellen noch mehr über Phaëton zu erfahren ist, bleibt eine vage Hoffnung. Ganz sicher aber könnte die moderne Forschung dazu beitragen, falls die in den letzten Jahren betriebene seismographische Untersuchung des Meeresbodens der Deutschen Bucht auf das Gebiet des Helgoländer Lochs ausgedehnt würde. Das Institut für Geophysik an der Universität Kiel hofft, die bisher nördlich von Helgoland betriebenen Messungen fortführen zu können. Diese bis 200 Meter Tiefe reichenden Messungen müssten Aufschluss geben können, ob es sich um einen Meteoritenkrater handelt, aus welcher Richtung der Einschlag erfolgte, und im besten Falle sogar, wie groß und von welcher Beschaffenheit der Himmelskörper war.

## Phaétons Beschaffenheit

Phaëton sei langsam, nahe der Sonne geflogen und nicht von feuriger, sondern von blutiger Röte gewesen,

das war zweifellos eine Tagessichtung beim Flug außerhalb der Atmosphäre. Das kalte Objekt war also blutfarben, soweit das durch die Bläue der darunter liegenden Atmosphäre unverfälscht erkennbar war. Interessant ist aber auch, dass das Objekt bei Tageslicht und durch die sichtdämpfende Atmosphäre hindurch auffallen konnte. Das lässt auf eine beachtliche Größe schließen. Um z.B. mondgroß zu erscheinen, muss ein in hundert Kilometern Höhe, in Zenitnähe, sichtbarer Himmelskörper einen Durchmesser von nahezu einem Kilometer haben. Es liegen aber gute Gründe vor, noch erheblich größere Abmessungen zu vermuten.

Alle sonstigen Beobachtungen, und deren Zahl ist groß, beschreiben Phaéton (griechisch, „der Lodernde“) als feurig. Auch wenn keine Beschreibung vorläge, muss man sich unter *Lodern* doch etwas anderes vorstellen, als das Glühen und meist noch Funken zurücklassen der nicht ganz selten vorkommenden, gewöhnlichen Meteoriten. Der Name vermittelt den Eindruck einer rasch bewegten Fackel.

Manchen Beobachtern des Phaéton hat es - verständlicherweise - an einem passenden Namen gefehlt. So gibt es Ausdrücke wie „Ungeheuer“, „Untier“ oder „Unhold“, mindestens also Hinweise auf etwas sehr Großes und Schreckliches, das sich mit keiner Erfahrung deuten ließ.

Dem Namen Phaéton kommt es nahe, wenn in Medinet Habu geschrieben steht: „... eine furchtbare Fackel schleuderte Flammen vom Himmel“ (B, 81). Plinius berichtet: „... er war von feuriger Erscheinung und gewunden wie eine Spirale; er war nicht so sehr ein Stern, als etwas, was man vielleicht als feurige Kugel bezeichnen könnte“ (B, 62). Diese Aussage ist recht aufschlussreich. Das Objekt hat sich zweifellos gedreht, denn nur so konnte der Funken- oder Flammenschweif spiralig werden. Auch dies kann ein Hinweis auf eine außerordentliche Größe sein, denn nur dann ergäbe sich infolge der zwischen unten und oben unterschiedlichen Luftdichte eine Differenz im Luftwiderstand, die ein Rollen des Objektes bewirken konnte (in dreißig Kilometern Höhe wird die Luftreibung um 15 % je Kilometer geringer).

Offenbar wollte Apollodor die ungeheure Größe des Phaéton zum Ausdruck bringen, wenn er schreibt: „Typhon überragte alle Berge und sein Haupt streifte die Sterne. Seine eine Hand reichte bis zum Westen und die andere bis zum Osten“ (B, 162, 163).



*Der Barringer-Krater in Arizona mit einem Durchmesser von 1,5 Kilometern und einer Tiefe von 180 Metern ist ein eindrucksvolles Beispiel eines Meteoriteneinschlages. Er entstand vor etwa 20.000 Jahren (aus: Roman Smoluchowski, Das Sonnensystem, Heidelberg 1985)*

Dem lässt Apollon eine ausführliche Beschreibung folgen: „... hundert Drachenköpfe ragten daraus hervor. Von den Flammen abwärts wanden sich Knäuel von Vipern, ... sein ganzer Körper war geflügelt, ... Feuer sprühte aus seinen Augen. Solcher Art war Typhon, als er, glühende Felsbrocken schleudernd, ... feuerspeierend auf den Himmel losging“ (B, 162, 163). Sicher sah man das Ungeheuer ganz anders als nur etwa mondgroß und umgeben von sehr vielen Funken- und Flammenspuren. Das Objekt muss sich schon tief in der Atmosphäre befunden haben, weil der Abbrand so heftig war. Es war aber noch weit entfernt von einer Sturzbahn, denn wenn es „auf den Himmel losging“, musste es sich wohl um einen steigenden Abschnitt der Ellipsenbahn gehandelt haben.

Andere griechische und römische Autoren sagten einfach, Typhon sei eine ungeheure Kugel aus Feuer gewesen (B, 162). Im Wesentlichen stimmen also alle Beschreibungen überein, im Einzelnen gibt es Abweichungen, die nur zum kleineren Teil durch gewisse Wandlungen, im Zuge der Überlieferung über verschiedene Kanäle, zu erklären sind. Hauptsächlich dürfte es sich indessen um Unterschiede des Erscheinungsbildes handeln, die sich daraus ergaben, dass das Objekt zu verschiedenen Zeiten und in anderen Flughöhen gesehen wurde. Höchstwahrscheinlich war das Objekt auch keine Kugel, sondern ein recht unregelmäßig geformter Körper (wie z.B. die beiden Marsmonde, die man auch für Planetoiden, nämlich Bruchstücke eines zer-

störten Planeten hält). Dieser wird bei jedem seiner Durchgänge durch die Atmosphäre eine andere Lage und Rotationsgeschwindigkeit gehabt haben. Wenn er beispielsweise vor dem Eintauchen schon „verkehrt“ rotierte, wird diese Rotation beim Kontakt mit der Atmosphäre erst einmal angehalten.

## Abbrand

Überaus zahlreich sind die Berichte, dass glühende Steine vom Himmel fielen. Das alles einzeln zu zitieren, ist wohl nicht nötig, da diese Erscheinung im Zusammenhang mit größeren Meteoriten häufig ist. Keineswegs so gewöhnlich sind dagegen die Berichte über vom Himmel fallendes Blut, das brennend herunterkam, auf der Erde und im Wasser brannte und alles Brennbares auf der Erde vernichtete. Hiervon einige Beispiele:

- Buch Exodus: „... *da verwandelte sich das Wasser im Nil in Blut. Die Fische kamen um, der Nil wurde stinkend, die Ägypter konnten kein Wasser mehr aus dem Nil trinken ... die Plage wahrte sieben Tage*“ (B, 129).
- Offenbarung Johannes: „... *Feuer mit Blut gemengt, fiel auf die Erde*“ (B, 117).
- Papyrus Ipuwer: „*Blut ist überall. . . Der Fluss ist Blut, trinkt man von ihm, so weist es jeder Mensch zurück ... die rote Erde ist durch das ganze Land hin verbreitet*“ (B, 128).
- Papyrus Eremitage: „*Das rote Land*“ (B, 128).
- Ovid: „*Da rinnen blutige Tropfen herab, gleichwie aus offener Wunde*“ (B, 130).
- Edden, Ragnarök: „... *und rötet der Waltenden Wohnsitz mit rotem Blut*“ (B, 130).
- Muspilli: „*Sobald das Blut des Elias auf die Erde tropft, so entbrennen die Berge*“ (B, 96). Dass der Name Elias im germanischen Epos vorkommt, kann wohl so verstanden werden, dass diese Dichtung in bereits christlicher Zeit entstand.
- Kalevala: „... *die Erde war mit roter Milch besprenkelt*“ (B, 139).
- Finnisch-ugrisch: „*Blut rötete die ganze Erde, worauf der Weltbrand folgte*“ (B, 130).
- Apollodor: „*Als Typhon einen Berg in Thrakien überflog, quoll aus diesem ein Strom von Blut heraus, wovon er den Namen Hae-mus erhielt*“ (B, 128). Es ist wohl anzunehmen, dass hier infolge eines Luftstoßes besonders viel von der mitgeführten blutartigen Fracht des Objektes abgesondert wurde und niederging.
- Altai Tataren: „... *dass Blut die ganze Welt rötete*“ (F, 66).
- Maya Quiché: „... *dass das Wasser in den Flüssen zu Blut wurde*“ (F, 65).

Wohlgermerkt, diese Auszüge sind zusammenhängenden Texten entnommen, die durch die Summe ihrer Einzelheiten unverwechselbar und stellenweise auch ganz ausdrücklich die Beziehung zu jener Weltkatastrophe erkennen lassen. Spanuth und auch Velikovskij versuchen diesen weltweiten Blutregen als Niederschlag von roter Vulkanasche zu deuten. Bei zahlreichen Ausbrüchen aus neuerer Zeit beobachtete man solches. Teilweise mag es auch damals so gewesen sein, aber bestimmte, gleichfalls überlieferte Indizien legen eine andere Möglichkeit nahe.

Immer wieder heißt es, dieser Blutregen habe schon beim Niedergehen gebrannt. Der Brand sei auch vom Wasser nicht gelöscht worden. Im Maya Quiché heißt es, ein Regen von Pech und einer klebrigen Masse sei vom Himmel gefallen. Ebenso wird im Popol-Vuh betont, dass die Menschen in einer klebrigen Masse ertranken, die vom Himmel regnete. Die Mogulen berichten von „Feuerwasser“, ostindische Stämme von „feurigem Wasser“, das vom Himmel fiel, in Mexiko wird von „Feuerregen“ berichtet. Die Midraschim berichten von „Naphtha“ (= Erdöl), usw. (E, 70, 71).

Man sollte daraus schließen dürfen, dass Phaéton diese zäh-klebrige Masse, die sich schon im Fluge entzündete und sogar im Wasser weiterbrannte, als irgendeinen erdölartigen, organischen Stoff mitführte. Das Geheimnisvolle ist die ganz unbezweifelbare, da so vielfach bestätigte, rote Färbung. Eine Vermischung von wirklichem Erdöl mit Vulkan-Asche kann es kaum gewesen sei, denn das schmutzig-dunkle Öl hätte jegliche Färbung überdeckt. Eher könnte es eine chemische Verbindung gewesen sein, wobei am ehesten Schwefel in Betracht kommt.

Dieser geheimnisvolle Brennstoff war sogar im Wasser besonders wirksam. In einem apokryphen Buch des alten Testaments heißt es: „*Und das war das Allerwunderbarste, dass das Feuer am meisten im Wasser brannte, welches doch sonst alle Feuer auslöscht*“ (B, 194). Es gibt noch andere Hinweise auf diese starke Brennkraft, so z.B., dass laut Papyrus Ipuwer ausdrücklich gesagt wird, es seien Tore, Säulen und Wände verbrannt (B, 101), wo doch die ägyptischen Großbauten ganz überwiegend aus Stein bestanden. Archäologen fanden in Königsgräbern früherer Perioden Brandspuren, die auf ein kurzes, überaus heißes und nicht rußendes Feuer hindeuten (F, 73). Oft ist Gestein sogar verglast (siehe z.B. D, 62).

Dagegen steht wohl fest, dass ein gewöhnlicher Regen, mit roter Vulkanasche versetzt, weder brennend her-



abfallen noch am Boden und gar in Gewässern brennen würde. Man müsste auch meinen, ein durch Vulkanasche getrübbtes oder gar verlehmttes Gewässer könne sich so weit absetzen, dass es zur Not trinkbar ist.

### **Begleiterscheinungen**

Die von diesem Feuerregen entfachten weltweiten Brände sind zunächst die furchtbarste Einwirkung des Phaéton, nachdem dieser auf vielfältigen Bahnen große Teile der Erde überflogen hatte. Wälder und alle übrige Vegetation wurden verbrannt, die Gewässer begannen zu sieden und zu verdampfen, und zurück blieb oft nur Wüste und Karst. Das fruchtbare Libyen wurde zur trockensten Wüste und gleichfalls, nach ägyptischen Berichten, das Land der „Neun Bogen“ am nördlichsten Rande des Weltmeeres, aus dem die Angreifer Ägyptens geflüchtet waren.

Feuer auf allen Gewässern, selbst auf den Ozeanen, wird ausdrücklich bekundet. Dass dies die länderweiten Bodenbrände, die gewaltigen Feuerstürme sowie die furchtbar aufgeheizte Atmosphäre und die Austrocknung selbst großer Flüsse nach sich zu ziehen vermochte, ist gleichfalls bekundet. Ovid berichtet z.B. letzteres von Ganges, Euphrat, Don, Donau, Po, Rhein, Rhone und Nil (B, 94). Vom Nil wird mehrmals berichtet, er sei erst viel später ausgetrocknet und habe zunächst noch „große Wasser“ gehabt. Erklärt wird das mit seinem besonders langen Lauf und seinem Ursprung in wasserreichen Seen, die nicht austrockneten. Vermutlich gibt es eine noch bessere Erklärung, nämlich die Herkunft des Nils aus dem fernen Süden, wo Phaéton noch außerhalb der Atmosphäre flog und keine Brände ausstreute.

### **Stürme, Erdbeben, Vulkanausbrüche, Dunkelheit, Brände und Höllenlärm**

Von unvorstellbar starken Stürmen wird gleichfalls überall berichtet. Sicher waren das zumeist Feuerstürme, zum Brandherd gerichtet. Es mag auch ein Hinweis auf die Verschonung südlicherer afrikanischer Gebiete von Bränden sein, wenn aus Ägypten berichtet wird:

*„Ober- und Unterägypten sind vom Sturm geschlagen ... die Menschen liegen im Wehen des Sturmes, es gibt nur noch einen Wind, den Südwind, der den Nordwind vertrieben hat (normalerweise herrscht dort bei Tage ein Seewind aus dem Norden) ... während dieser neun Tage war ein solcher Sturm, dass weder Menschen noch Götter (die königliche Familie) die Gesichter um sich erkennen konnten“* (B, 131, 132). Oder zu anderer Zeit herrschte ein ebenso fürchterlicher Oststurm, drei Tage lang, wahrscheinlich als Libyen in Flammen stand.

Berichte über derartige Stürme gibt es noch aus vielen anderen Regionen. Nicht in allen Fällen waren es wohl Feuerstürme. Die an der norddeutschen Küste gefundenen, ostwärts niedergeworfenen Wälder wurden schon erwähnt und als vermutlich unmittelbare Folge des vorbeiziehenden Phaéton erklärt. Alle derartigen Sturmberichte lassen aber erkennen, dass es sich um langanhaltende und jedes bekannte Maß übersteigende Orkanstärken gehandelt haben muss.

Es ist überdies zu bedenken, dass solche, ganze Länder und sogar Gewässer erfassende Feuersbrünste, die entsetzliche Aufheizung der Atmosphäre, deren gewaltige Anreicherung mit Dampf und Rauch sowie auch die davon verursachte Abschirmung der Erde von jeglicher Sonneneinstrahlung, einen Aufruhr der gesamten Atmosphäre einleiteten, in welcher das normale Spiel des Wetterablaufs unmöglich wurde. Allein das Wetter muss eine Jahre währende, globale Katastrophe gewesen sein. Und als dann die Flächenbrände endeten und die Atmosphäre wieder abkühlte, folgten notwendigerweise sintflutartige Niederschläge.

Natürlich wühlten solche Stürme auch die Meere auf. So z.B., vom Westorkan angetrieben, drängten die Fluten des Atlantik mit unvorstellbarer Heftigkeit in die Nordsee, und was das für die flachen Gebiete der heutigen Deutschen Bucht, also auch für das „Atlantis“ Spanuths, für Folgen hatte, bedarf keiner Erläuterung. Ebenso muss es an der pazifischen Küste Amerikas zugegangen sein. Die neuseeländischen Maori, die um jene Zeit noch in ihrer kanadischen Heimat an der Westküste lebten (s. Thor Heyerdahl, R, 95), haben diese Erinnerung an fürchterliche Stürme und Fluten bewahrt. Auch die weggefegten Wälder, unter dunklen oder feurigen, wild treibenden und berstenden Wolken, weisen auf das gleiche Ereignis hin (F, 84).

An dieser Stelle sei bemerkt, dass keineswegs alle Zeitzeugen dieses Schreckens den Phaéton bemerkt bzw. sein anfängliches Erscheinen unbedingt als Ursache späterer Nöte erkannt haben müssen. Rauch und Dampf verhüllten den Himmel, und Phaéton blieb dadurch vielen Menschen verborgen. Aber ist nicht die Beschreibung von feurigen und wild treibenden und berstenden Wolken geradezu überzeugend als Anzeichen für den darüber hinjagenden Phaéton?

Dort, wo Phaéton dichtere Schichten der Atmosphäre anstach, also in den nördlichen Regionen, wird sicher auch der berüchtigte Überschallstoß zu spüren und zu hören gewesen sein. Fürchtet man schon das Abdecken von Dächern und das Zertrümmern von Scheiben durch ein etwas über Schallgeschwindigkeit fliegen-

des Flugzeug, wie muss es erst gewesen sein, als ein Objekt mit zwanzigfacher Schallgeschwindigkeit (die Druckwelle verstärkt sich mit dem Quadrat dieses Faktors!) und mit millionenfach größerer Stirnfläche daherkam, selbst wenn dies in Höhen geschah, wo die Luftdichte hundertfach geringer ist?

In der Tat berichten viele Völker von unbeschreiblich schrecklichen Schall-Erscheinungen. Man kann sich Gedanken darüber machen, ob die über das Land jagenden Druckstöße auch gewisse Bewegungen der Erdkruste auslösten und die Oberflächen der Gewässer peitschten, aber das war dann wohl erst ein Vorspiel für eine Folge von Ereignissen, die im folgenden Abschnitt zur Sprache kommen. Übrigens wäre dies eine alternative Erklärung für das gleichgerichtete Umstürzen der Bäume.

Selbstverständlich blieben die Menschen - und die nur beiläufig erwähnten Tiere - von all diesen Nöten nicht verschont. Vielfach wird von einem Aussterben des größten Teils der Menschen berichtet. Viele flüchteten in Höhlen, aber auch da wurden die meisten wohl ein Opfer von Hitze, Verschüttung, Durst und Hunger. Doch die dem Einschlag nachfolgende Welle von Katastrophen war nicht weniger verheerend.

Dass die Reibung der Luft den gigantischen, so schnell wie ein Raumschiff dahinjagenden Phaéton unermesslich stark ionisierte, kann man sich vorstellen. Als er der Erde in den nördlicheren Breiten immer näher kam, blieben heftigste Entladungen nicht aus. Bergspitzen waren natürlich die bevorzugten Ableiter. Mehrere Quellen berichten davon. Apollodor besonders dramatisch: „*Zeus schoß von Ferne mit Blitzesstrahlen, aus der Nähe hieb er mit seiner diamantenen Sichel auf ihn ein, und als er sich zur Flucht wandte, verfolgte er ihn bis zum Berge Casius. Dort gewahrte Zeus, dass das Ungeheuer verwundet war und wurde mit ihm handgemein ... kam Zeus plötzlich vom Himmel gefahren und beschoß Typhon mit Blitzen...*“ (B, 163). Gewaltiges Donnern muss damals den Überschallstoß begleitet haben.



*So oder ähnlich könnte der Einschlag des Planetoiden Phaéton ausgesehen haben (Zeichnung: GLG-Archiv)*

### **Folgeerscheinungen**

Als nun Phaéton nach vielen Umläufen in die Mündung des Eridanos gestürzt war und dort das Meer bis in ferne Zeiten, wie mehrfach berichtet, von stinkendem und giftigem Schlamm (an das brennende Fluidum sei erinnert!) unbefahrbar geworden, zurückließ, hatte die Erde mit ihren Bewohnern keineswegs ausgelitten. Zunächst die Brände: Sie fraßen sich noch viele Jahre lang in von Phaéton nicht unmittelbar betroffene Regionen fort. Von solcher Dauer wird berichtet, und das ist auch durchaus glaubwürdig. (Hierzu nur ein kleines Beispiel: Als die ersten Siedler auf Madeira eine kleine Stelle mit Feuer auslichteten und die Kontrolle darüber verloren, brannte diese nur 740 Quadratkilometer große Insel sieben Jahre lang...)

Das Schlimmste war aber sicher der Einschlag des Phaéton mit seinen Folgen. Welch gewaltige Erschütterungen muss der Einschlagsstoß des Kubikkilometer großen Objektes der Erdkruste erteilt haben? Rund um den Erdball wurde sie in Schwingungen versetzt, die überall fast gleichzeitig heftigste Erdbeben auslösten. Bekanntlich entstehen Beben immer dann, wenn die Reibungsspannung an den Kontaktstellen der ständig gegeneinander wandernden Schollen der Erdkruste zu groß wird und mit einem Ruck die Bewegung einsetzt. Diese Verschiebung hat dann Spannungen an anderen Stellen zur Folge, weitere Beben und die gleichen

Vorgänge. Es dauert mitunter lange, ehe nach einem heftigen örtlichen Beben Beruhigung eintritt. Wie unvorstellbar heftig und anhaltend muss es weltweit gebebt haben, als alle in der Erdkruste angesammelten Reibungsspannungen von den umlaufenden Stoßwellen beinahe gleichzeitig ausgelöst wurden? Das Schollensystem ist zu unregelmäßig und dessen Verschiebungstendenz zu ungleichmäßig, als dass es schon bald einen Zustand geben konnte, der frei von großen Spannungen war und Ruhe gab.



*Ein Asteroid, der ein Planetoid ist: „Ida“, aufgenommen von der Raumsonde „Galileo“ im August 1993. Ida ist 55 Kilometer lang. Schläge ein solcher Gesteinsbrocken auf der Erde ein, würde unsere gesamte Zivilisation regelrecht hinweggeblasen werden (Nicholas Booth, Die Erforschung unseres Sonnensystems, München 1996)*

Dass es wirklich so war, wird aus allen Weltgegenden bestätigt. Was Brände und Druckwellen der Luft nicht vermochten, wurde jetzt zerstört. Städte und Paläste wurden zu Schutt, Berggrutsche veränderten das Land, Bäume, soweit sie noch übrig waren, sprangen entwurzelt in die Luft und fielen mit der Krone voraus zurück. Vielerlei wurde von Erdspalten verschlungen.

Mit starken Erdbeben können die unglaublichsten Lärmerscheinungen verbunden sein, bis hin zum völlig unerträglichen Getöse. Von „Jahren des Lärms“ wird im Papyrus Ipuwer geschrieben. „*Oh würde doch die Erde ablassen vom Lärm und kein Getöse mehr sein*“ (B, 115). Man versteht, wie lange und wie nervenzerreißend das gewesen sein muss.

Wenn heftigste Erdbeben auftreten, erschüttert das selbstverständlich auch die unter Überdruck stehenden Lavakavernen der Vulkane. In großer Zahl brechen diese auf. Es wird berichtet, und die Forschung hat das bestätigt, dass es gleichzeitig mehrere Ausbrüche gab. Der Ausbruch des Thera/Santorin zu jener Zeit war ganz sicher der heftigste, den die nacheiszeitliche Menschheit erlebte. Noch heute spricht man vom Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883, bei dem anderthalb Dutzend Kubikkilometer Gestein in die Luft flogen, und das war, wie die Forscher schätzen, kaum ein Achtel der Masse des Thera. Alle Küsten und Länder des östlichen Mittelmeeres waren betroffen; von Griechenland bis Syrien, von Anatolien bis Ägypten reichten die Verwüstungen durch glühendes Gestein, dicke Ascheschichten, Erdbeben und vor allem von weit in die Küstentäler hinaufjagenden Flutwellen. Die Deukalonische Flut ist ein Beispiel und die Vernichtung der minoischen Kultur neben vielen anderen kündigt ebenfalls davon.

Apollodor berichtet, Typhon habe den Ätna zum Ausbruch gebracht, und es sei angeblich überhaupt die Entstehung dieses Vulkans gewesen (B, 163). Eine schwedische Meeresboden-Untersuchung bestätigte die Gleichzeitigkeit der damaligen Aktivität von Thera und Ätna (B, 112). Ungefähr für die gleiche Zeit datieren isländische Forscher eine ungewöhnlich starke Vulkantätigkeit auf ihrer Insel (B, 113).

Solche Nachrichten legen es nahe, dass noch weltweit andere Vulkane damals tätig wurden, doch ist vorerst darüber nichts bekannt.

Heftige Vulkanausbrüche können ihrerseits auch Auslöser für Erdbeben sein, und so ist zu vermuten, dass der Höllentanz von Beben und Ausbrüchen lange Jahre weiterging. Vom Krakatau und manchen geringeren Ausbrüchen her ist bekannt, dass feinsten Aschestaub bis weit in die Stratosphäre hinaufgejagt wird und dort viele Jahre schwebend verbleibt. Bei der damaligen Katastrophe waren das derartige Mengen, dass zeitweise in manchen Gegenden totale Finsternis geherrscht haben muss. Drei Tage lang konnte z.B. in Ägypten niemand den anderen sehen und seinen Platz verlassen (B, 121). Dass die Sonne unsichtbar blieb und kein Licht auf die Erde gelangte, dauerte rund um den Erdball viele Jahre. Alle Völker berichteten davon und von einer bedeutenden Abkühlung des Klimas. In südlicheren Ländern, z.B. Indien, regnete es unaufhörlich, nachdem jetzt der Wasserdampf ausgefällt wurde, der sich während der Brände in der heißen Atmosphäre angesammelt hatte. Im Norden gab es jahrelange Schneestürme und keinen Sommer - den Fimbulwinter. Dies war

das schlagartige Ende des bronzezeitlichen Wärmeklimas, wie es der einschlägigen Wissenschaft ganz geläufig ist.

### **Folgen für die Menschheit**

Keine Phantasie reicht wohl aus, sich die nachfolgende Zeit im Leben der Menschen vorzustellen. Überall herrschte Verwüstung, die Folge von Bränden, Fluten, Aschenregen, Schnee- und Regenstürmen, Sonnenarmut und Kälte. Schrecklichster Hunger entfesselte alle menschlichen Gewalten, Brudermord und Krieg. Ratlos wanderten die wenigen Überlebenden, wie seinerzeit die zuerst und am schlimmsten betroffenen Nordvölker, weg aus der verwüsteten Heimat. Die Geschichtsforscher und Archäologen, die bisher diese Katastrophe noch nicht in ihr Geschichtsbild aufgenommen haben, spüren die Lücke. Bezogen auf die Kulturkreise Europas und des vorderen Orients ist das „dunkle Zeitalter“ ein Begriff. Könnte man sich entschließen, Spalths Erkenntnisse in Betracht zu ziehen, es würde sich manches klären lassen und vielerlei Anregung für neue Hypothesen und weitere Forschungen gewonnen werden.

Obwohl von vielen Völkern berichtet wird, sie seien auf kleinste Bruchteile der ursprünglichen Bevölkerung dezimiert worden, überlebten doch viele Menschen, und glücklicherweise unter ihnen auch solche, die altes Kulturgut weitergeben konnten, dass schon nach wenigen Jahrhunderten ein normaler Fortbestand gesichert war. Selbst der in langen Zeiträumen schwingende Nordseegrund hob sich wieder und die „Atlantis-Insel“ Basileia tauchte so weit auf, dass die Völuspa dichten konnte (B, 178):

*Sie sieht heraufkommen  
zum zweiten Male  
Land aus den Fluten  
frisch grünend.  
Es fallen die Fluten ...  
Asen treffen sich  
auf dem Idafeld  
und von der Erdumgürterin,  
der mächtigen, reden sie ...*

Das Idafeld ist der heilige Bezirk von Basileia, in dessen mächtigem Tempelbau, dem Asgard, sich schon ehemals die Fürsten der atlantischen Stämme, die Asen, zu gemeinsamem Rat getroffen hatten. Nun redeten sie gewiss nicht nur von vergangenen Schrecken, sondern vom Wiederaufbau und neuer Seefahrt.

Aber die nördliche Erdhälfte, soweit sie dem Feuerbrand des Phaéton unterworfen war, war doch sehr verändert. Die Bodenforscher bestätigten es, so waldreich war Europa nicht mehr und wurde auch nie wieder so. Die Mittelmeerländer waren verkarstet, und Nordafrika, wie wohl auch die entsprechend gelegenen Gebiete des Orients, waren ihrer Vegetation beraubt und verfielen der Wüste.

Basileia blieb noch mehr als zwei Jahrtausende besiedelt, aber Zug um Zug entriess die Nordsee größere Gebiete, bis dann nach der furchtbaren Sturmflut von 1362, bei der Hunderttausende ertranken, das meiste wieder verschlungen war.

### **Der Planetoid Phaéton**

Erstaunlich viel lässt sich aus den alten Mitteilungen entnehmen, was eine physikalische Beschreibung dieses Ungeheuers erlaubt:

- Verglichen mit den größten aus geschichtlicher Zeit gemeldeten Meteoriten war Phaéton entsetzlich groß, anfangs einige Kilometer messend,
- er wurde auf unzusammenhängenden Bahnen gesichtet, was nur durch Umlauf nach Art der heutigen künstlichen Satelliten zu erklären ist,
- die Flugrichtung war ostwärts, d.h. im Sinne der Erdrotation, gerichtet,
- die Pendelung um die Äquatorebene führte bis zum 57. Grad nördlicher Breite,
- die Bahn war sehr unrund (elliptisch) und führte südlich des 20. Breitengrades weit in den luftleeren Raum hinaus,
- außerhalb der zum Glühen führenden dichteren Atmosphäre war der Himmelskörper infolge seiner Größe bei Tage noch sichtbar und erschien blutrot,
- beim Eintauchen in die dichtere Atmosphäre wurde er jedes Mal neu entflammt und war als „lodernde Fackel“ sichtbar,

- infolge seiner Größe bewegte sich die Unterseite bereits in dichter Luft als die Oberseite, was zu einer „kullernden“ Rotation führte,
- langgezogene spiralförmige und wirbelnde Feuerschweife folgten dem Körper auf seiner Bahn,
- glühende Steine und eine blutrote brennende Masse fielen herab,
- die Masse war zäh und stinkend und machte davon berührtes Wasser ungenießbar,
- die Masse brannte auf dem Wasser stärker als auf festem Boden,
- das Feuer war rußarm und enorm heiß; an vielen Stellen hat der Brand Steine und Mauern verglast,
- der Absturz erfolgte in flachem Anflug aus westlicher Richtung in die Einmündung südlich Helgolands,
- Jahrhunderte lang war die Einschlagstelle wegen Schlamm und giftiger Gase nicht befahrbar, der Gestank vermutlich schwefelig,
- vom tiefsten Punkt aus gemessen, der heute 57 Meter Wassertiefe hat, erstreckt sich die Grube westwärts zehn Kilometer, ostwärts vier Kilometer, bei vier Kilometern Breite,
- es ist anzunehmen, dass die Grube einst bedeutend tiefer war, denn die Schwemmung wird von 3200 Jahren Zufluss aus der Eider, Gezeitenströmung und Sturmflut sehr beträchtlich sein.

### **Phaétons Herkunft**

Es ist offensichtlich, dass dieser Himmelskörper von der Erde eingefangen und zum Umlauf gezwungen wurde. Kometen und Objekte aus dem außersolaren Raum, die als Meteoriten zur Erde stürzen, sind mit fünfzig bis siebzig Kilometern pro Sekunde dafür viel zu schnell. Das Einfangen ist nur unter eng begrenzten Bedingungen möglich, die sicher nur äußerst selten zufällig erfüllt sein dürften: Das Objekt muss ungefähr parallel zur Erdbahn um die Sonne mit etwas höherer Geschwindigkeit an die Erde herankommen, diese in geringem Abstand überholen wollen, und wird dann, wenn die Relativgeschwindigkeit stimmt, in eine gekrümmte Bahn um die Erde gebracht, aus der es nicht mehr entfliehen kann. Es darf nur um 7,5 bis 8 km/s schneller sein als die mit rund 30 km/s die Sonne umrundende Erde. In diesem Falle ist auch erkennbar, dass das Objekt, auf die Sonne bezogen, an der Außenseite der Erde vorbei wollte, denn es umrundete diese im Sinne der Erddrehung.

Für dieses Verhalten gibt es nur eine eindeutige Erklärung: Es muss sich um eines der Trümmerstücke gehandelt haben, deren größte Anzahl sich auf einer stark ausgestreuten Bahn um die Sonne, zwischen Mars und Jupiter, bewegt. Astronomisch sichtbar sind viele Tausende solcher Brocken, unregelmäßig in der Form, vereinzelt bis fast tausend Kilometer groß. Kleinere sind viel häufiger, sichtbar sind solche bis nahe einem Kilometer Durchmesser. Phaéton war also nur eines der kleinen Stücke.

Wodurch die Masse von Trümmern auf jene Bahn gelangte, kann nur vermutet werden. Die von den Astronomen bevorzugte Erklärung, es seien aus dem außersolaren Raum oder aus der Wolke, aus der sich das Sonnensystem entwickelte, eingesammelte Reste, klingt wenig überzeugend. Warum sollte gerade dort eine solche Ansammlung entstehen? Dass die Astronomen immer noch von Asteroiden sprechen, ist unter diesen Umständen nicht mehr gerechtfertigt.

Jene riesigen Kometenstücke, die im Juli 1994 in den Jupiter einschlugen, hätten die Erde zertrümmern können. Spätestens seit diesem Ereignis sollte doch eine andere, längst gebräuchliche Erklärung akzeptabel sein, nämlich dass es sich bei der obigen Trümmermasse um Reste eines vor sehr langer Zeit zerschlagenen Planeten gehandelt hat. Darum wurde hier entschieden, den Meteoriten Phaéton als Planetoiden zu bezeichnen. Diesem vermuteten Planeten gab man schon verschiedene Namen, darunter „Ceres“, der hier benutzt werden soll. Möglicherweise stammen auch die beiden Marsmonde von „Ceres“, denn sie sind, ähnlich wie Bruchstücke, unregelmäßig geformt, bewegen sich auf einer Bahn, die von der Ebene der Ekliptik weit abweicht und umfliegen den Mars entgegen dem üblichen Umlaufsinn aller sonst bekannten Monde.

### **Phaétons Größe**

Brauchbare Angaben über Phaétons Größe und Form sind vage. Es gibt aber drei Möglichkeiten einer Abschätzung, die mindestens eine Begrenzung erlaubt. Da ist zunächst die Breite der Einschlaggrube von vier Kilometern. Unterstellt man, dass der ursprüngliche Krater noch etwas breiter war als der einschlagende Körper, dass ferner nicht nur ein Ausfüllen der Grube, sondern auch ein Nachrutschen der Ränder stattfand, dann ist wohl eine Körpergröße von mehr als drei Kilometer unwahrscheinlich oder höchstens zu Beginn des Abbrandes denkbar.

Die zweite Möglichkeit ergibt sich aus der Sichtbarkeit des Körpers außerhalb der Atmosphäre. Wenn Phaéton dort als blutroter Körper gesehen wurde, bei klarem Himmel und Tageslicht natürlich, musste er schon

recht auffällig sein, um zufällig bemerkt zu werden. Schätzt man, dass das Glühen in 80 Kilometern Höhe beginnt, und das Brennen (= Entflammen) erst in 60 Kilometern, dann ist die Annahme berechtigt, als Mindestgröße etwa einen Kilometer Durchmesser anzusehen. Das entspricht etwa einem in einem Kilometer Höhe fliegenden Ballon, doch ist zu bedenken, dass die bei großer Höhe dazwischenliegende Luftmasse das Objekt viel blasser erscheinen lässt.

Die dritte Möglichkeit der Abschätzung ist kompliziert und problematisch, aber aus noch einem anderen Grunde erforderlich. Es ist die Frage, wie groß ein Objekt sein muss, um überhaupt innerhalb der Atmosphäre einige Erdumrundungen ausführen zu können. Dies ist hauptsächlich vom Verhältnis der dem Objekt innewohnenden kinetischen Energie zum Luftwiderstand abhängig. Entscheidend ist, dass die Energie bei gegebener Geschwindigkeit und Massendichte (spezifisches Gewicht) vom Volumen, d.h. von der dritten Potenz des Durchmessers, abhängig ist, während der Luftwiderstand durch die Stirnfläche, also die zweite Potenz des Durchmessers, bestimmt wird. Diese Beziehung sagt uns, dass die Energie um so länger vorhält, je größer der Körper ist.

Kennt man die Masse und den Widerstandsfaktor des Objektes nicht, so stößt man auf noch weit mehr Probleme bezüglich der Umlaufbahn. Mitentscheidend ist nämlich, wie weit die Bahnellipse in den außeratmosphärischen Raum hinausführte. Insgesamt sind das für eine zuverlässige Berechnung zu viele Größen, die nur geschätzt werden können. Hinzu kommt, dass mit einem unbekanntem Verlust durch Abbrand an Masse und Stirnfläche gerechnet werden müsste und jeder Umlauf etwas tiefer in die Atmosphäre führte. Ersatzweise wurde mit einfachsten Annahmen eine Abschätzung vorgenommen, die erkennen ließ, dass Objekte, die auf ihrer Bahn nur streckenweise in die Atmosphäre eintauchen, schon bei zwei Kilometern Größe zahlreiche Umläufe ausführen können. Auch diese einfache Rechnung ist bereits so kompliziert, dass sich eine Wiedergabe an dieser Stelle verbietet.

Jedenfalls bestätigt sich die Erkenntnis, die aus der Analyse der prähistorischen Berichte gewonnen wurde, dass es sich um eine ganz erhebliche Zahl von Umläufen gehandelt haben muss, mehr als an einem Tage möglich sind. Sonst hätten nicht griechische Beobachter Phaéton auf mehreren Bahnen wahrnehmen können.

### **Betroffene Globalfläche**

Während die nördliche Grenze, bis zu der die elliptische Flugbahn des Phaéton reichte, mit etwa 57 Grad nördlicher Breite ziemlich genau festzustellen ist, kann die südliche nicht sicher geschätzt werden. Sie ist auch nicht gleichbleibend, denn mit jedem Umlauf tauchte das Objekt etwas tiefer in die Atmosphäre ein, und folglich auch etwas früher. Nach dem Eintauchen in flacher Bahn begann zunächst, infolge der Reibung, eine starke Erwärmung, durch die ein Schmelzen und Abtropfen der im luftleeren Raum erstarrten Brandmasse einsetzte. Damit dürften dann auch schon Gesteinsbrocken, die in der Brandmasse eingebettet waren, niedergegangen sein und sich dabei weiter erwärmt haben. Zuletzt entzündete sich die Brandmasse und Gestein begann zu glühen und zu zerfallen. Die südliche Grenze des jedes Mal neu beginnenden Infernos ist also räumlich und zeitlich veränderlich.

Die südlichsten Gebiete, aus denen Nachrichten über Phaétons Auftreten vorliegen, sind - laut Spanuth - Oberägypten (3. Katarakt des Nils), Mexiko und Indien. Aus Indien wurde berichtet, die Ströme seien ausgetrocknet gewesen. Es wird sich wohl um die großen Ströme handeln, die im Himalaja entspringen, also um Nordindien. Alle drei Gebiete liegen ungefähr am 20. Grad nördlicher Breite, und mit dieser Orientierung wird man sich begnügen müssen. Folglich kann mit einem rund 4000 Kilometer breiten Band gerechnet werden, auf dem Phaéton während seiner Umkreisung sein Unheil anrichtete.

Die Schleifen, mit denen sich das Objekt nördlich des 20. Grades bewegte, waren über 15.000 Kilometer lang, und das etwa fünfzehnmal täglich. In den vielen Tagen oder gar einigen Wochen der Überfliegung sind das Millionen Kilometer, wobei wegen des Versatzes infolge der Erddrehung kaum eine Stelle des Globus unberührt blieb. Die Bandbreite der verheerenden Spur war sicher nicht überall gleich, jedoch nördlich beim Flug in größerer Erdnähe breiter und katastrophaler. Weniger Unheil geschah indessen über den Meeren, die allerdings an der Oberfläche brannten, was auch viel Meeresleben vernichtete. In der obigen Rechnung sind die schätzungsweise sechzig bis siebzig Prozent, die von Meeren eingenommen werden, mit enthalten.

Diese geographische Abgrenzung des betroffenen Gebietes bezieht sich nur auf die Begleiterscheinungen des noch fliegenden Phaéton. Von den Folgeerscheinungen nach dem Niedergehen, den Erdbeben, Flutwellen, Vulkanausbrüchen, der Verdunklung, Kälte u.a.m. war dagegen der ganze Erdball, wenn auch nicht überall gleich schlimm, betroffen.

## **Phaétons erstes Auftauchen**

Vor dem Einfangen zum Erdumlauf muss sich Phaéton schon nahe der Erdbahn befunden haben. Von der Sonne einseitig beleuchtet, wird er dann für Erdbewohner wie ein Halbmond erschienen sein, natürlich anfangs nur nachts. Es war eine wichtige Aufgabe der alten Priester-Astronomen, ständig den Nachthimmel nach eventuell auftauchenden neuen Gestirnen abzusuchen. Gewiss wusste man aus uralter Erfahrung, dass solche unvermittelten Neuerscheinungen großes Unheil bedeuten konnten. Da es noch keine Hilfsmittel gab, geschah die Beobachtung mit bloßem Auge. Es fragt sich, ob es rechtzeitig für eine Warnung möglich war, den Phaéton zu erblicken. Für eine Abschätzung stehen genug Daten zur Verfügung.

Über die Sichtbarkeit entscheidet die Helligkeit eines nur von der Sonne beschienenen Objektes und dessen scheinbare Größe in Bogensekunden. Wenn sich Mars und Saturn in größter Erdnähe befinden, erscheinen sie 18 bzw. 20 Bogensekunden groß. Mars ist heller als Saturn, trotz der kleineren scheinbaren Größe, weil näher an der Sonne. Schätzt man, dass im besten Falle schon ein Neuntel einer mit dem Mars vergleichbaren Helligkeit genügte, um ein erstes Auftauchen zu bemerken, dann konnte das Objekt zu der Zeit etwas mehr als sechs Bogensekunden groß erschienen sein (zweimal Wurzel aus 9).

Im Verhältnis zur Entfernung ist eine Bogensekunde ein Zwanzigtausendstel. Wenn Phaéton vor allem Abbrand drei Kilometer groß war, konnte er also auf rund 60.000 Kilometer Entfernung gesehen werden. Da er sich der Erde mit etwa 7,5 km/s Geschwindigkeit näherte, war er nur 8000 Kilometer vorher sichtbar. Das sind kaum mehr als zwei Stunden, für eine eventuelle Warnung eine viel zu kurze Zeit. Selbst die doppelte Zeit, falls diese Rechnung auf unbefriedigenden Annahmen beruhte, ist für Übermittlung durch Boten unbedeutend. Was sollte auch eine Warnung bei dem nachfolgenden großen Unheil nützen?

## **Schluss und Ergänzung**

Was Solon in Ägypten erfuhr und Platon Jahrhunderte später wahrheitsgemäß - wie er betonte - wiedergab, ereignete sich eindeutig im -13. Jahrhundert. Pastor Jürgen Spanuth hat das schon in seinen ersten Werken ausführlich und überzeugend dargelegt und damit seine Erkenntnis begründet, das von ihm lokalisierte „Atlantis“ habe in der Nordsee gelegen. Die vielen Autoren, die über Atlantis schrieben und diesen vermeintlichen Kontinent überall sonst, nur nicht dort ansiedeln wollten, können Spanuths Erkenntnis nichts Substantielles entgegensetzen. Auch nicht jene „Romantiker“, die sich an die vermeintlichen neuntausend Jahre halten und von einer eiszeitlichen Hochzivilisation träumen, müssen enttäuscht werden. Ganz absurd ist es, sich um jene ferne Zeit schon ein griechisches Athen vorzustellen, das sich gegen den Einfall der Dorer verteidigte. Lokalpatrioten hat es natürlich auch gegeben, die Atlantis gerne nahe ihrer Heimat suchten, so z.B. einen griechischen Archäologen, der seine ägäischen Ausgrabungen unbedingt als „Atlantis“ deuten wollte und damit sogar Glauben fand (G).

Nach wie vor abseits bleibt die Schulwissenschaft, nachdem Platons Bericht dargestellt worden war. Weder Philologen noch Historiker, Prähistoriker oder gar Astronomen haben sich je die Mühe gemacht, das viele Material, das Spanuth vorlegte, zu prüfen. In Acht und Bann tat man ihn auch, weil er - der Rassist! - die „Atlanten“ als „Germanen“ identifizierte. Spanuth selbst hat indessen nie geruht, seine Erkenntnis durch weitere Forschungen und Veröffentlichungen zu untermauern. Besonders ergiebig war er in seiner Schrift von 1992: „Eine Ehrenrettung Platons“ (K). Das Wesentlichste daraus sei als wertvolle Ergänzung der ohnehin langen Beweiskette wiedergegeben:

### **9000 Jahre:**

Die Vermutung, es sei ein sprachliches Missverständnis, hat sich bestätigt. Die Ägyptologin Dr. G. Reinhardt-Reuter wies in einer Arbeit nach, dass das ägyptische Volk mit Jahren zählte, aber die Priesterschaft, der Genauigkeit wegen, mit siderischen Monaten, also 13,36 pro Jahr.

### **Haunebu:**

Die Ägypter berichteten, ihre Gefangenen hätten sich als Haunebu bezeichnet. Deutsche, französische und englische Forscher vermochten diesen Namen nicht zu deuten. Spanuth fand die Bedeutung. Bo heißt in den skandinavischen Sprachen Wohnstätte, Bewohner. Und das „o“ wird wie „u“ gesprochen, wie es die Ägypter auch verstanden. Haune enthält mit „ne“ eine Genitiv-Endung, während das Hauptwort Hafen = Hamn, oder Meer = hac heißt, mit dänischer Aussprache „haun“. Ein Beispiel: Kopenhagen = Kaufmannshafen, dänisch Tschöbenhaun gesprochen. Spanuth nennt noch ein Beispiel: Die Wikingersiedlung Haithabu bei Schleswig heißt Heide-Wohnstätte. Haunebu jedoch bedeutet demnach Meeres- oder Hafengebwohner in skandinavisch-dänischer Prägung. Dass die „Atlanten“ möglicherweise aus den Gebieten der Deutschen Bucht und der hol-



steinisch-jütländischen Halbinsel kamen, bestätigt sich auch durch den ägyptischen Bericht, unter ihren Gefangenen habe es drei Stämme gegeben: Sakar (Sachsen), Phrsti (Friesen?) und Denen.

### **Bernstein:**

Die Griechen sagen, die „Atlanter“ seien von den „elektrischen Eilanden“ gekommen. Diese Aussage lässt keine Zweifel, denn der Bernstein hieß griechisch Elektron. In Platons Bericht wird jedoch auch ein Material genannt, über das die „Atlanter“ in großer Menge verfügten: Oreichalkos. Dieser Ausdruck konnte nicht übersetzt werden, aber er wurde immer als Bernstein gedeutet. Die Wahrscheinlichkeit ist sehr groß, obwohl die Wissenschaft bisher darauf besteht, es habe in der Nordsee nie Bernstein gegeben. Das stimmt indessen nicht, denn selbst heute noch findet man dort geringe Mengen davon. Außerdem, es ist bewiesen: Eine Grabinschrift bei Pharao Thutmosis III. (um -1500) berichtet, eine Gesandtschaft der Haunebu habe aus den nördlichen Ländern 8943 Pfund Bernstein mitgebracht. Der Bernsteinhandel zwischen Nordsee und Mittelmeer ist also uralte, vielleicht älter als der aus dem Ostsee-Samland.

### **Eider:**

Dass die Griechen vom „Strom Eridanos“ berichteten, galt als Unkenntnis oder poetische Übertreibung. Nun stellte Spanuth fest, die Ostsee habe damals einen zweiten Abfluss in die Nordsee gehabt, der wenigstens im Mündungsbereich aus der damals viel breiteren Eider bestanden habe. Da der nacheiszeitliche Nordseegrund südlich einer Linie Jütland - Doggerbank noch Land war, der heute noch ständig sinkt, lag die Eidermündung wahrscheinlich noch südlich von Helgoland, genau dort, wo Phaéton einschlug. Die alten Berichte stimmen also wörtlich! Es kann sein, dass das früheste Bernsteinvorkommen in der Eidergegend war und der furchtbare Orkan, den Phaéton erzeugte, dieses leichte Material erst in die samländische Bucht der Ostsee verfrachtete.

### **Elefanten:**

Die Atlanter hätten in großer Zahl Elefanten gehabt, berichtet Platon im „Timaios“. Das ist ganz sicher ein weiteres sprachliches Missverständnis. Spanuths Erklärung ist sicher richtig: Aleph oder Eleph ist ein indogermanisches Wort für horntragende Tiere, also auch für Rinder. Die Ägypter meinten das auch, denn der Elefant heißt bei ihnen ganz anders: „jeb“. Dem Aleph oder Eleph entsprechende Wortstämme sind sehr verbreitet: z.B. griech. elephos = Hirsch, german. elaho = Elch, babylon. alepha = Rind.

Dass „Atlantis“ wirklich existierte, ein Land in der heutigen Nordsee war, von germanischen Stämmen bewohnt und vom Planetoiden Phaéton im 13. Jahrhundert vC zerstört wurde, ist nicht mehr zu bezweifeln.

## **Literatur**

- (A) Jürgen Spanuth: Das enträtselte Atlantis, Stuttgart 1953
- (B) Jürgen Spanuth: Atlantis, Tübingen 1965
- (C) Jürgen Spanuth: Die Atlanter, Tübingen 1976
- (D) Jürgen Spanuth: Die Philister, Osnabrück 1980
- (E) Jürgen Spanuth: Die Phönizier, Osnabrück 1985
- (F) Immanuel Velikovsky: Welten im Zusammenstoß, Stuttgart 1952
- (G) J. V. Luce: Atlantis, Bergisch Gladbach 1969
- (H) Thor Heyerdahl: American Indians in the Pacific, Chicago 1953
- (I) Barry Fell: America B. C., New York 1977
- (J) Barry Fell: Saga America, New York 1980
- (K) Jürgen Spanuth: Eine Ehrenrettung Platons. Schriftenreihe der Deutschen Akademie für Bildung und Kultur, Heft 19, 1992, München

## „Paläo-SETI“-These, „Maya-Faktor“ und Kabbala

(c) Horst Friedrich, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 24/1997

Soeben ist in deutscher Übersetzung José Argüelles' SURFER DER ZUVUYA (1) erschienen, „Tales of Interdimensional Travel“, wie der Untertitel der amerikanischen Originalausgabe (2) lautete. Es wird wohl kaum jemand geben, der Argüelles' kleines Science-Fiction-Abenteuer mit seinem multidimensional verknüpften Onkel Joe Zuvuya nicht mit zufriedenen Schmunzeln aus der Hand legt, auf undefinierbare Weise belebt durch eine Verbindung über den „heißen Draht der Erinnerung“.

Der Hauptwert von SURFER DER ZUVUYA dürfte aber darin liegen, dass es uns an Argüelles' Magnum opus DER MAYA-FAKTOR (3) erinnert.

Zweifellos wird unsere, einem überholten Weltbild verhaftete Neo-Scholastik (4) gegen den MAYA-FAKTOR ankeifen wollen. Das war in der Wissenschaftsgeschichte in vergleichbaren Fällen noch stets so! Und werden „die Jungs im Vatikan“ (SURFER DER ZUVUYA, S. 23) großes Unbehagen empfinden, wenn sich ein solches Weltbild ausbreitet. Auch das kennt man. Aber beide werden vermutlich entdecken müssen, dass es nicht viel Zweck hat, gegen die Windmühlenflügel mächtiger kosmischer Zyklen ankämpfen zu wollen.

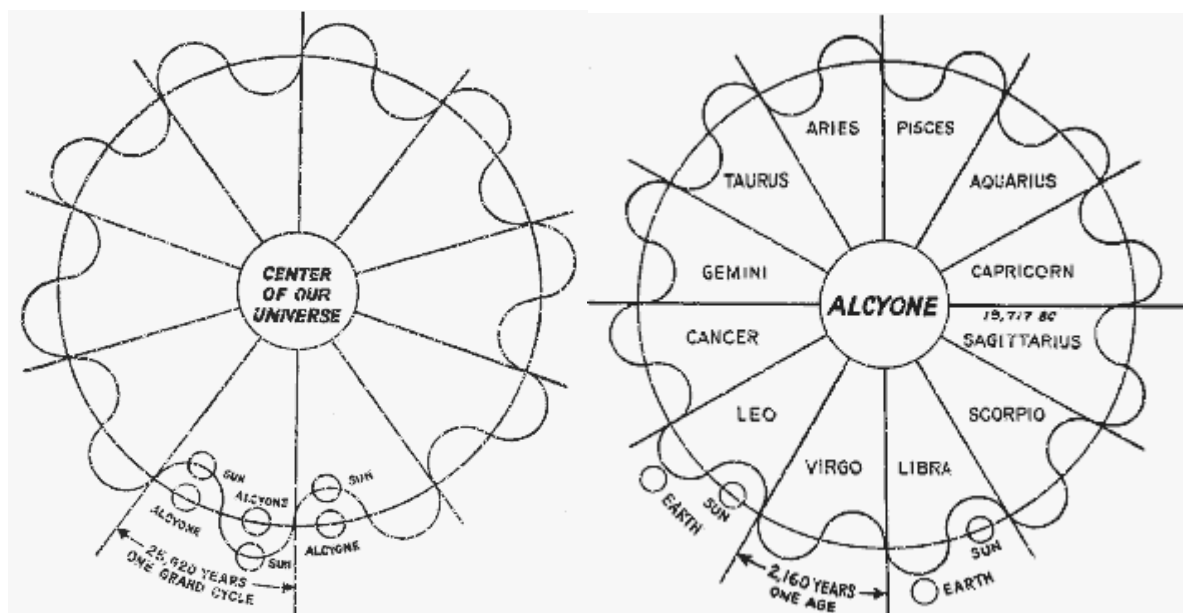


Abb. 1: Links: Der übergeordnete Zyklus von 259.200 Jahren. Rechts: Der Große Zyklus von 25.920 Jahren, mit positiven und negativen Phasen des materiellen Zyklus („Frater Albertus“: „The seven rays of the Q. B. L.“)

Tatsache ist jedoch, dass der Künstler, Philosoph und visionäre Wissenschaftler Argüelles mit dem MAYA-FAKTOR ein - aus wissenschaftsphilosophischer Sicht beurteilt - außerordentlich verdienstvolles, weil anregendes und Überholtes in Frage stellendes, gelehrtes „New-Age“-Opus vorgelegt hat. „New Age“ hier sehr positiv gemeint im Sinne einer Überwindung unseres verkrusteten schulwissenschaftlichen Weltbildes. Ich meine, wir können ihm dafür nicht dankbar genug sein.

Was wird nun im MAYA-FAKTOR behauptet? Argüelles glaubt, dass hinter dem Phänomen der Maya-Zivilisation ein enorm wichtiges Geheimnis obwaltet, dem wir mit Hilfe des „Tzolkin“, des heiligen Kalenders der Maya (5), auf die Spur kommen können.

Argüelles zufolge waren die in diese Dinge eingeweihten Mayas „Meister der Zeit“, d.h. sie wussten über die wechselnden, unterschiedlichen Qualitäten der verschiedenen Zeit-Zyklen bestens Bescheid. Zwar sind unserer Schul-Naturwissenschaft dergleichen Gedanken fremd. Die abendlän-

dische, kabbalistische Tradition kennt das Thema aber sehr wohl (6), wenn sie es auch im Detail wieder anders sieht (Abb. 1a, b). Höchst interessanterweise postuliert Argüelles, dass auch Tzolkin und I Ging einer gemeinsamen Quelle entstammen! Nach ihm sind wir jetzt in der Endphase des derzeitigen Großen Zyklus, der -3113 begann, und in fünfzehn Jahren, im Jahr 2012, zu Ende geht (7). Die Kabbalisten sehen es - wie gesagt - ein bisschen anders (Abb. 2a, b). Was nicht notwendigerweise besagt, dass die beiden Zyklen-Berechnungsmethoden einander ausschließen.

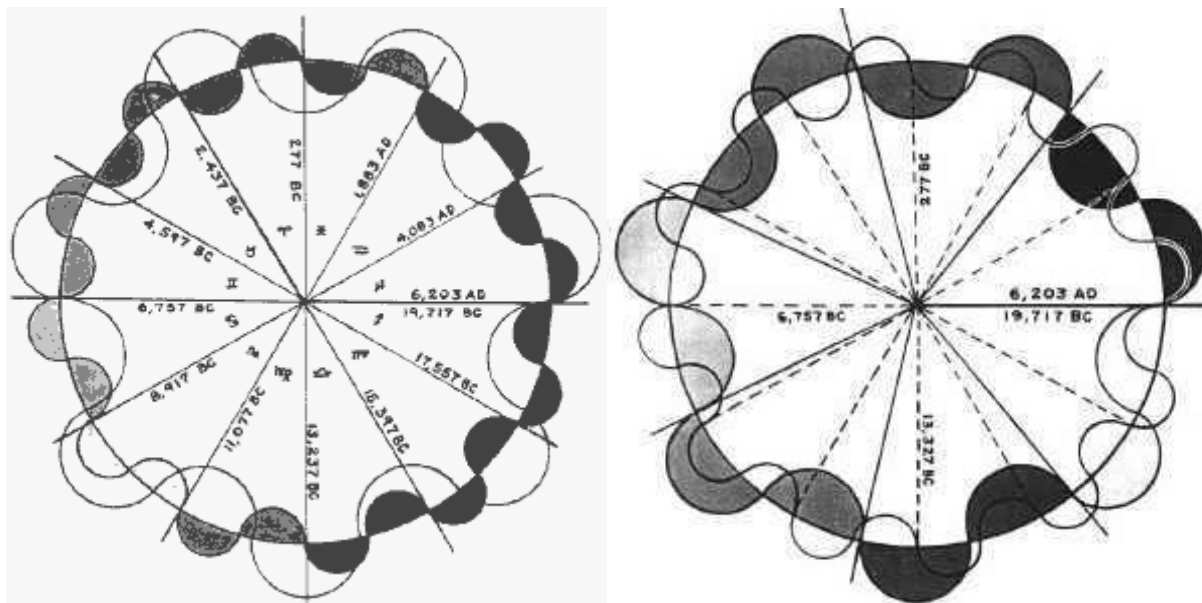


Abb. 2: Links: Die zwölf Phasen des Großen Zyklus. Rechts: Die sieben Phasen des Großen Zyklus („Frater Albertus“: „The seven rays of the Q. B. L.“)

Nach Argüelles verstanden die Mayas, dass unser Universum ein lebendiges Ganzes ist, in dem alles mit allem zusammenhängt (das ist unser wohlbekanntes alchemistisch-kabbalistisches Weltbild), in dem nichts unbewusst ist, ja überhaupt, dass das Universum Bewusstsein ist, als Bewusstseinformen existiert. Ihm zufolge hängen wir dadurch mit den fernsten Sternsystemen und anderen „Dimensionen“ (Bewusstseins Ebenen) zusammen. Das beigegefügte Diagramm aus SURFER DER ZUVUYA (Abb. 3) mit seiner auffälligen - sicherlich nicht unbeabsichtigten! - Ähnlichkeit mit dem konventionellen und erweiterten kabbalistischen „Lebensbaum“ (Abb. 4a, b) mit seinem Sephirot und „Pfaden“ verdeutlicht diese Zusammenhänge.

Im Weltbild dieses Diagramms ist unsere Sonne die sichtbare Manifestation jener Göttlichen Instanz, die für uns Quelle des Lebens und zugleich Verbindung zu noch höheren Ebenen ist. So ist auch, meint Argüelles, die Sonnenanbetung der alten Völker zu verstehen. Auch im „Lebensbaum“-Diagramm der Kabbala sind ja die den Planeten und der Sonne zugeordneten Sephirot „Intelligenzen“!

Der Tzolkin ist - Argüelles zufolge - die von den Mayas gefundene symbolische Repräsentation des kosmisch-galaktischen „Webstuhl“, der die Vielfalt unserer Welt der wahrnehmbaren Phänomene erzeugt. Wobei Argüelles sehr schön ein Symbol als eine resonatorische Struktur, Wiederhall einer spezifischen Beschaffenheit strahlender Energie, definiert. Die Fähigkeit, eine solche symbolische Darstellung anzufertigen zu können, würde ein sehr hohes kosmisches Wissen voraussetzen. Argüelles weist allerdings darauf hin, dass - unbeschadet der Übertrendigkeit der Maya-Tradition - auch anderen alten Hochkulturen kosmische (alternativ nicht erklärbare) Wissens- oder Informationsströme zugeflossen zu sein scheinen. Selbstredend ist hier vor allem an Alt-Indien zu denken (8)!

Mit dem Maya-Wort ZUVUYA bezeichnet Argüelles so etwas wie den kosmischen „Ozean“ des Bewusstseins und der Erinnerung, den die eingeweihten Mayas als „kosmische Surfer“, interstellare oder interdimensionale Navigatoren, „befahren“ - auf seinen Bewusstseins-Wellen „surfen“

- konnten. Anders lässt sich, meint er, das enorme Wissen der Mayas um hohe kosmische Geheimnisse nicht erklären. Sie hätten sich sozusagen von „Realität“ zu „Realität“, oder von „Dimension“ zu „Dimension“ (d.h. von einer Bewusstseins-ebene zur anderen) bewegen können.

Die Mayas wären also, in Argüelles' Szenario, sozusagen „inkarnierte“ Botschafter oder Werkzeuge höherer galaktischer Intelligenzen gewesen, die die Aufgabe hatten, auf unserer Erde als Kulturbringer, Weltbild-Verbreiter und Synchronisatoren mit kosmischen Zyklen zu fungieren. Wobei selbstredend, in einem Verständnis des Universums als Bewusstseinsformen, „inkarniert“ lediglich einen Bewusstseinszustand bedeutet. Allerdings wird nie ganz klar, wie sich Argüelles den Vorgang genau vorstellt, ob er an eine Reinkarnation hochentwickelter galaktischer Menschen auf der Erde oder an etwas einer „schamanischen Reise“ (9) Ähnliches denkt. Man wird hier an die „Wiederauferstehung“, ein paar Monate nach seinem körperlichen Tod auf der Erde, von Yoganandas Guru Sri Yukteswar auf einem Planeten der Hiranyaloka-Welt, auf der „Astral“-Bewusstseins-ebene, erinnert (9).

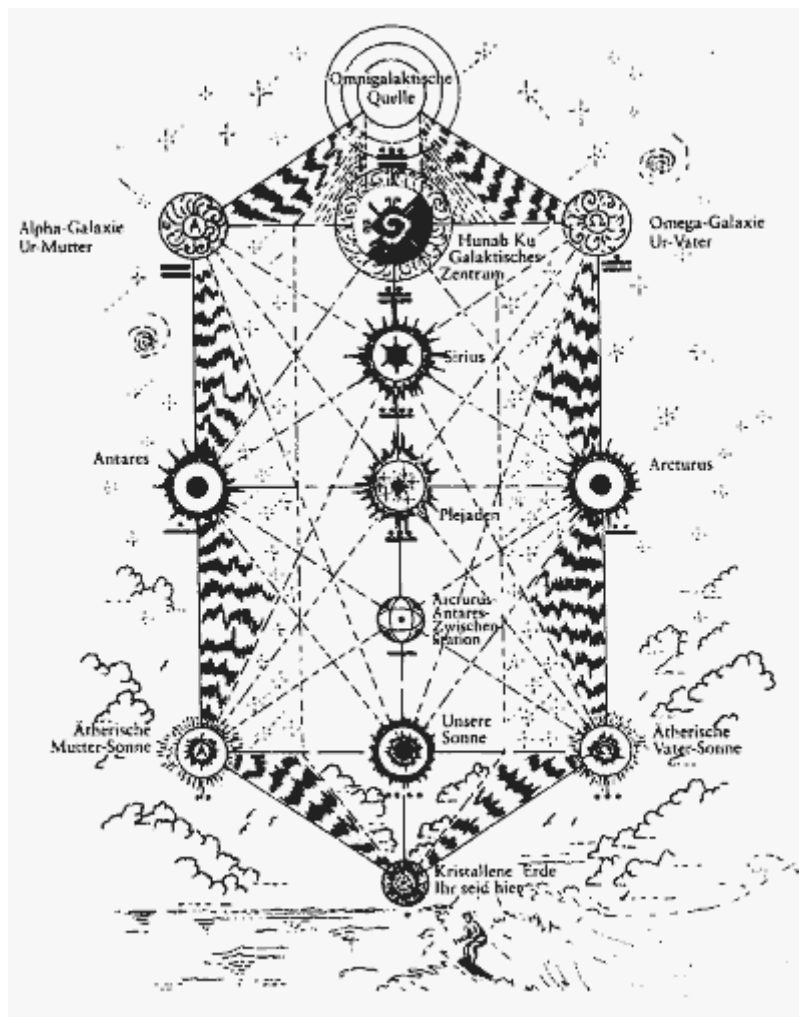


Abb. 3: Darstellung der Erde im Verhältnis zum Galaktischen Ganzen (Argüelles: „Surfer der Zuvuya“)

DER MAYA-FAKTOR wirft also, wie wir sehen, ein höchst bedenkenswertes, herausforderndes Licht auf die „Paläo-SETI“-These (10).

Diese denkt zwar auch an einen kosmischen Ursprung von Kultur-Elementen der Erd-Menschheit und glaubt, dass der Jetztmensch von Außerirdischen „geschaffen“, zumindest aber manipuliert, worden sei. Die meisten ihrer Vertreter scheinen aber ein ähnlich simplistisch-materialistisches Weltbild zu haben, wie die zeitgenössische Schul-Naturwissenschaft. Leider! Das engt den geistigen Horizont ganz unnötigerweise ein und verstellt den Blick auf Möglichkeiten - wie beispielsweise Argüelles' Szenario -, die unbedingt auch mit ins Kalkül gezogen werden müs-

sen. Der „Paläo-SETI“-/„Präastronautik“-Szene seien also DER MAYA-FAKTOR und SURFER DER ZUVUYA wärmstens als Pflichtlektüre anempfohlen!

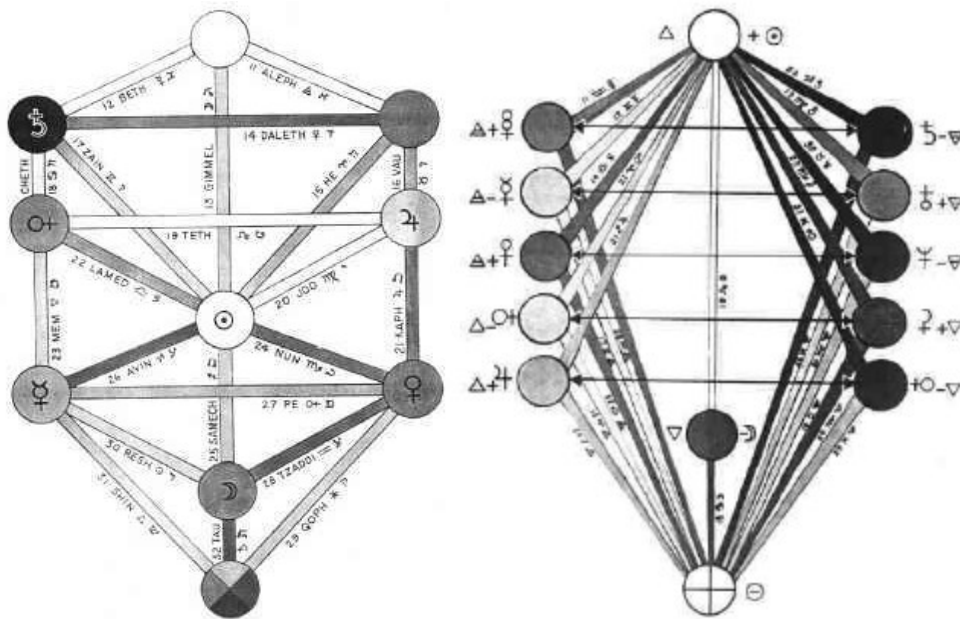


Abb. 4: Links: Der konventionelle kabbalistische „Lebensbaum“. Rechts: Eine erweiterte Version des kabbalistischen „Lebensbaumes“ („Frater Albertus“: „The seven rays of the Q. B. L.“)

Sollte es nämlich tatsächlich fortgeschrittene „Welten“- (= Bewusstseinssebenen) Hüpfen, interdimensionale „Surfer“ wie Argüelles’ Onkel Joe Zuvuya irgendwo in den Weiten des „Omniversums“ geben, wäre für eine Einflussnahme auf die Erde-Menschheit aus dem Kosmos „Hardware“ (Raumschiffe etc.) entbehrlich. Stimmt Argüelles’ Maya-Szenario, müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, dass eine massive extraterrestrische oder interdimensionale Beeinflussung stattfinden kann, ohne dass wir das Geringste davon bemerken, weil es nichts - keine „UFO-Landung vor dem Weißen Haus“ - zu beobachten gibt!

### Anmerkungen

- (1) José Argüelles: SURFER DER ZUVUYA, Freiburg 1997
- (2) José Argüelles: SURFERS OF THE ZUVUYA - TALES OF INTERDIMENSIONAL TRAVEL, Santa Fe/New Mexico (USA) 1989
- (3) José Argüelles: DER MAYA-FAKTOR, München 1990. Das Buch ist vergriffen. Ein Studien-Nachdruck ist erhältlich bei DIE NEUE ERDE, Waidhofenerstr. 1, A-3860 Heidenreichstein. Dort beschäftigt man sich, wie gewisse Kabbalisten, mit den Zeit-Qualitäten und der Interaktion kosmischer und persönlicher Zyklen, aber - anders als die Kabbalisten - unter Zugrundelegung des „Tzolkin“ der Maya.
- (4) Interesse verdient in diesem Zusammenhang die GESELLSCHAFT ZUR WISSENSCHAFTLICHEN UNTERSUCHUNG VON PARAWISSENSCHAFTEN (Anschrift: GWUP e.V., Postfach 1222, D-64374 Roßdorf). Sie gibt die Zeitschrift SKEPTIKER heraus. Die GWUP hat nach eigenen Angaben rund 400 Mitglieder. Ich halte die GWUP für viel zu schulwissenschaftsgläubig. Mit dem SKEPTIKER sollen „Präastronautik“, Homöopathie, alternative Heilmethoden, Pendeln und Rutengehen, Astrologie etc. „entlarvt“ werden.
- (5) Hierzu etwa Dieter Vogl: „Astronomie und Mathematik der Maya“, in: EFODON SYNESIS Nr. 18/1996. Ganz anders sieht es wieder Armin Naudiet: „Der Maya-Kalender und sein katastrophischer Hintergrund“, in: EFODON SYNESIS Nr. 10/1995.
- (6) Hierzu etwa ausgezeichnet von „Frater Albertus“ (Albert Richard Riedel): THE SEVEN RAYS OF THE Q. B. L., Salt Lake City 1968, herausgegeben von der Paracelsus Research Society. Das Werk enthält viele, großenteils farbige Diagramme mit ausführlichen Erläuterungen der kabbalistischen Theorie. Außer Abb. 3 sind die hier beigegebenen Abbildungen diesem Werk entnommen.
- (7) Befremdlicherweise (vielleicht hatte er davon noch gar nichts gehört) sagt Argüelles kein Wort dazu, wie hier die von Velikovsky, Dayton, Heinsohn, Illig u.a. vorgeschlagenen erheblichen Chronologie-Verkürzungen einzuarbeiten.

ten wären. Er rechnet auch, ganz konventionell wie die Schulwissenschaft, mit einem Höhepunkt der letzten Eiszeit vor rund 26.000 Jahren. Hier scheinen also Schwachpunkte des vorgetragenen Zyklen-Berechnungsverfahrens zu liegen!

- (8) Hierzu herausragend von Armin Risi: GOTT UND DIE GÖTTER, Zürich/Bern 1995.
- (9) Hierzu etwa Michael Harner: DER WEG DES SCHAMANEN, Genf/München 1994; Paul Uccusick: DER SCHAMANE IN UNS, München 1993; Norbert Claßen: DAS WISSEN DER TOLTEKEN, Frankfurt a. Main 1994.
- (10) Paramahansa Yogananda: AUTOBIOGRAPHIE EINES YOGI, Weilheim 1946, Kap. XLIII (S. 335-350).
- (11) Hierzu etwa Horst Friedrich: „Widerlegt das Buch von Cremo & Thompson die ‚Paläo-SETI‘-These?“, in: EFODON SYNESIS Nr. 19/1997. Das spektakuläre Opus FORBIDDEN ARCHEOLOGY (San Diego 1993) von Michael Cremo & Richard Thompson scheint mir darauf hinzudeuten, dass der Jetztmensch schon vor Jahrmillionen, in vergangenen Erdzeitaltern, lebte!

# Moderner Aberglaube: wo liegt er?

© Sabine Lippert; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 24/1997

In SYNESIS Nr. 23/1997 hat uns Dr. Friedrich im Beitrag „Parawissenschaften“ die Aktivitäten der GESELLSCHAFT ZUR WISSENSCHAFTLICHEN UNTERSUCHUNG VON PARAWISSENSCHAFTEN (GWUP) vorgestellt.

Wenige Tage später fiel mir in der Universitätsbibliothek Augsburg eine Dissertation mit dem Titel „Astrologie und Aufklärung“ von Wolfgang Bock (Diss. Bremen 1993) in die Hände. Wie bereits zu erahnen, handelt es sich hier um eine kritische Auseinandersetzung mit der Astrologie zwecks Erlangung des philosophischen Doktorgrades. Es ist nicht mein Ziel, den Inhalt der - im üblich verschrobenen Akademikerdeutsch (mit Bandwurmsätzen gespickt, mit Fachtermini, dass einem nach zwei Seiten Lesen schon schwindlig wird!) verfassten - Schrift Punkt für Punkt aufzulisten: Antiastrologische Literatur existiert ja in Hülle und Fülle, verfasst von Autoren, die als „Schreibtischtäter“ polemisieren, ohne sichtbar praktische Erfahrungen in der Astrologie vorzuweisen. Dies wurde auch von K. Ludwig in einem Beitrag über Astrologiedarstellung in den Medien bemängelt: „Keine Zeitung käme auf die Idee, einen Kunsthistoriker einen Beitrag über die Weltwirtschaftspolitik schreiben zu lassen oder einen Orientalisten über die amerikanische Außenpolitik. Geht es um Astrologie, sind fehlende Grundkenntnisse offenbar kein Hindernis.“ (1)

Nun geht Autor Bock aber trotz „akademischer Sachlichkeit“ doch äußerst polemisch (treffender: zynisch) nicht nur gegen die Astrologie, sondern ebenso gegen Religiosität überhaupt, vor. Unweigerlich kam mir da wieder das „weltanschauliche Missionieren“, welches Dr. Friedrich, der - offensichtlich ähnlich polemischen - GWUP anlastet, in den Sinn. Hat sich hier jemand den Doktorhut „verdient“, mit dem Auftrag, kräftig gegen das Ausbreiten der Esoterik (speziell ihrer Teildisziplin Astrologie) zu missionieren? Um damit das Weltbild der „Aufklärung“ (in dem ja für Übernatürliches, sprich: Göttliches, kein Platz mehr ist) „vor dem Versinken“ zu retten? Wen wundert's, dass auch in besagter Dissertation der Name der GWUP wieder einmal fällt? Und dass ein Capra, ein Detlefsen und weitere New-Age-Autoren als „esoterische Quizmaster“ gleichermaßen niedergemäht werden?

Indes werden auch solche Rundumschläge verpuffen, da Ende des 20. Jahrhunderts ein wahrer Massenaufbruch in Richtung Spiritualität und ganzheitlicher Lebensgestaltung einsetzt. Der „Absolutismus der Ratio“, eingeleitet von Descartes, hat ausgedient, nachdem er mit seiner Einseitigkeit (dem entgegengesetzten Extrem zur Bevormundung des Menschen durch eine allmächtige Kirche) ausgedient hat. Es ist nun einmal ein Naturgesetz, dass jedes Extrem zu gewisser Zeit wieder „umkippt“. In diesem Umbruch stecken wir gerade mittendrin - und es ist die Angst davor, die solche simplistisch-materialistischen „Fundamentalisten“ - wie oben erwähnten Autor - zu geradezu verzweifelterm Widerstand aufstachelt. Je aussichtsloser eine solche Gegenwehr, desto zynischer und aggressiver die Reaktion des sich Wehrenden. Man durchschaut also sehr wohl die psychologischen Momente des Autors, der sich psychologisch so beschlagen gibt, wenn er Glauben und Religion als „kollektive Zwangsneurose“ entlarvt! (Zitat S. 189: „Alle Religionen und ähnlichen ideologischen Systeme (!) sind nach Freud in Zusammenhang mit zwangsneurotischen Dispositionen zu sehen“ oder S. 180: „Das



Geheimnisvolle... und der Tod sind Gegenstände, deren Beschäftigung zur Struktur der Zwangsneurose gehören" (!). Vermessenheit einer Weltanschauung, die bald ausgedient hat.

Dabei verhehlen die Schulwissenschaftler selbst am wenigsten ihre eigene „Ideologie“ - wenn man solche Bemerkungen liest wie „Die aufgeklärten Naturwissenschaftler sehen immerhin die Grenzen ihrer Erkenntnis“ (!) (Seite 180). Ohne den „Wahn“ der Linientreue, den sie ja nur anderen Systemen vorwerfen („obskuranten Disziplinen wie Esoterik, Tarot, Zen-Buddhismus, Taoismus, Anthroposophie (!) ...“ S. 191) würde man sich ja schwerlich den Doktorhut verdienen!

Fast exorzistisch klingt es inmitten der spröden Abhandlung, wenn gegen die „abergläubischen Dämonen“ der Astrologie gewettert wird. Und sehr widersprüchlich, wenn der Autor darauf verzichtet, ein Beispielhoroskop kritisch zu analysieren, mit der Begründung, es „würde ihren (der Astrologie) Charakter als Pseudosystem nur noch weiter unterstützen“. Warum hat er sich dann überhaupt auf jene 360 Seiten dicke „kritische Besprechung“ der Astrologie eingelassen?

Es braucht nicht den Doktorhut, um die breite astrologische (esoterische) Szene kritisch zu beleuchten und die Spreu vom Weizen zu trennen. Scharlatane gibt es in jeder (!) Zunft, und jedem mündigen Bürger bleibt es selbst überlassen, sich ein Urteil zu bilden. Allein etwas zu verdammen, ohne dem Konstruktives entgegenzustellen, zeugt hingegen nicht von sehr viel Kreativität - aber die „etablierte Wissenschaft“ lebt ja vorwiegend von der Negation bzw. von der Dialektik des Widerspruchs! Sind nicht vielmehr die größten menschlichen Schöpfungen aus dem (von Bock verdammten) tiefsten Glauben an einen göttlichen Weithintergrund zwischen der Ehrfurcht vor Naturkräften erwachsen? Ein gläubiger Mensch (ob Christ, Buddhist oder Pantheist...) ist alles andere als ein verantwortungsscheuer, naiver Opportunist. Und ein Astrologe, der sich mit dem Zusammenhang von Kosmos - Erde ernsthaft auseinandersetzt und seinen Klienten (die ihn ja aus freien Stücken konsultieren) dieses Wissen weitervermittelt, hat kaum etwas mit einem „Bauernfänger“ gemein. Viel eher lässt sich postulieren, dass eine derzeitige Schulwissenschaft „Bauernfängerei“ betreibt und die Menschen auf höchst bedenkliche Art in die Irre führt, ähnlich, wie es die Ideologien tun.

Wer sich anmaßt, Esoterik (bzw. ihre Teil-Disziplin Astrologie) als „Ideologie der Abhängigen“ zu degradieren, der verkennt die Autorität einer Jahrtausende alten Tradition, die mit der Entwicklung der Menschheit organisch verknüpft ist. Wir beginnen endlich wieder, dem enormen Wissen der alten Kulturen (nicht dem Intellektuellen, sondern dem Einblick in die Naturgesetze) Respekt entgegenzubringen angesichts der globalen Krise. „Ersatzgötter“ in unserer heutigen Gesellschaft sind nicht die Sterne, sondern Konsumgüter, Massenmedien und Prominente - von ihnen gilt es mit tieferer Einsicht loszukommen.

Damit sollte freilich alles andere gemeint sein als Ausstieg in die Weltfremdheit bzw. in irgendwelche banal-esoterische Romantik. Der Begriff Esoterik bedeutet grundsätzlich nichts anderes als „Eingeweiht sein in die kosmischen Gesetze“ - jedoch nicht im Sinne eines exklusiven „Geheimzirkels“, der sich mit seinem Wissen von der Außenwelt abschirmt! Nein, Esoterik muss gerade heutzutage integriert werden ins „Alltagsbewusstsein“. Konkret heißt das, der Mensch muss sein tägliches Leben (wieder) in Einklang bringen mit den natürlichen (kosmischen) Gesetzen, als Einzelner

und in der Gemeinschaft. Wie die Entwicklung seit der „Aufklärung“ gezeigt hat, reicht dafür die Ratio allein leider nicht aus (nach dem gern zitierten Slogan: „Ich denke, also bin ich.“) Hier gehört, um „Ganzheitlichkeit“ zu erreichen, hinzu: „Ich fühle, also bin ich.“

Wie lässt sich nun speziell astrologisches Wissen ins Alltagsleben integrieren? Etwas exakt vorauszusagen im Sinne von Hellseherei ist zunächst einmal nicht die eigentliche Aufgabe der Astrologie. Dies bestätigt auch ein kompetenter Experte auf astrologischem Gebiet: „Die Art von astrologischer Beratung, die immer Zukunftsversprechungen als primäres Gebiet benutzt, ... ist auch die Art von Astrologie, die sich gewöhnlich als leer erweist“ (2). Vielmehr enthüllen die Geburtshoroskope unterschiedlicher Menschen in eindrucksvoller Analogie zu dem, was man in der Realität wahrnimmt (aber oft kaum akzeptiert): dass jedes Individuum etwas wirklich Einzigartiges (eben Un-teilbares) ist. Ein Horoskop soll, gleichsam als „Visitenkarte“ unserer Individualität, die ganz eigentümliche Zusammensetzung unserer Persönlichkeit (Fähigkeiten, Talente, Naturell, Eigenarten...) in symbolischer Weise darstellen - damit wir uns in diesem Spiegel besser kennen lernen (im Sinne von „Erkenne dich selbst“) und uns zugleich als Teil eines größeren Seins definieren! Damit wir noch selbstbestimmter unseren Lebensweg verfolgen, innerhalb des Ganzen und im Einklang mit demselben, um uns schließlich selbst zu verwirklichen - weit davon entfernt, „Sklave der Sterne“ zu werden. Wir laufen kaum Gefahr, entweder einer „Glaubensideologie“ oder einer dogmatischen, omnipotenten Ratio zu verfallen, wenn wir die Kunst der Balance zwischen Verstand (linker Gehirnhälfte; „männliches Prinzip“) und Intuition (rechte Gehirnhälfte; „weibliches Prinzip“) zu beherrschen lernen, gemäß Anonymus d'Outre Tombe:

„Intuition ist die Zusammenarbeit von menschlichem Intellekt mit übermenschlicher Weisheit.“ (3)

## **Anmerkungen**

(1) Zitiert aus Esotera Nr. 8/97, S. 82: „Krieg den Sternen“ von K. Ludwig.

(2) Aus Stephen Arroyo: Astrologie, Karma und Transformation, vgl. Literaturliste.

(3) Zitiert aus M. Frensch: Lust an der Erkenntnis, Piper 1991, S. 234.

## **Literatur**

Als Einstiegsliteratur in Esoterik allgemein und Astrologie kann ich empfehlen:

- Michael Frensch: Lust an der Erkenntnis: Esoterik von der Antike bis zur Gegenwart, Serie Piper 1991.
  - Stephen Arroyo: Astrologie, Karma und Transformation, Hugendubel 1980
  - Alan Leo: Esoteric Astrology, London 1967
- 
-

# Reiki: verraten und verkauft

(c) 1997 Ray Arjan Falk, Innsbruck; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 24/1997

***Reiki ist - nach östlichem Verständnis - eine Disziplin, die nur durch Eigenarbeit und Meditation zu erwerben ist.***

Als ich nach einjähriger Ausbildung in dem östlichen Reiki-System von Australien nach Europa zurückkehrte, war ich entsetzt darüber, wie sich das Reiki-Geschehen in Deutschland, aber auch in anderen Ländern, in der Zwischenzeit entwickelt hatte. Da wird Reiki plötzlich als Fernstudium von zweifelhaften, selbsternannten Reiki-Meistern für DM 50.- angeboten; da gibt es plötzlich die Reiki-Einweihung auf Video und Reiki-Einweihungen über Internet. Über Fernstudium werden Studierpakete verschickt, in denen alle Einweihungstechniken samt Symbolen herausgegeben werden, anhand deren gelernt werden soll, wie man sich selbst einweihet - und das ohne irgendeine Linie, welche auf Usui zurückgeht. Da wird Reiki Grad I und II an einem Nachmittag für DM 100.- zwischen Kaffee und Kuchen angeboten - und für DM 50.- obendrauf gleich der Meistergrad dazu! Reiki bis zum Meistergrad an einem Nachmittag!

## **Zur Billigware verkommen**

Dann gibt es Reiki mit Gesichtsmaske zur Verjüngung, Reiki umsonst - auch das ist möglich -, Reiki mit Gebietsschutz, Ausbildung zum Reiki-Therapeuten und inzwischen den zehnten Reiki-Grad. Und alles soll auf das Usui System zurückgehen. Dann gibt es noch ein Reiki-System eines Magiers, der sich selbst Magnus nennt. Er habe die neuen Symbole direkt von Usui bekommen, gibt er in einem Statement bekannt.

Nicht zu vergessen die Aberhunderte von neuen gechannelten Reiki-Symbolen, von denen eine Menge natürlich auch direkt von Usui gechannelt sind. Nicht nur das: wenn Deine Reiki-Symbole an Wirkung verloren haben, für DM 50.- pro Symbol kannst Du sie Dir wieder aufladen lassen.

Wem es bis zum Meistergrad zu lange dauert, der sollte sich Reiki-Bücher aus den USA bestellen; dort kann bei einer Meisterin getrost ab dem zweiten Reiki-Grad eingeweiht werden: Manchmal klappt es, und manchmal eben nicht, wie sie in ihrem Buch schreibt. Nur Mut! Zu ihrem Buch gratis dazu gibt es die Reiki-Symbole und ihre Techniken zur Einweihung - alles natürlich garantiert Usui-System, aber auch noch diverse andere Reiki-Symbole, welche dem Usui-System überlegen sein sollen.

Wo ist bei der großen Anzahl von Symbolen noch die Notwendigkeit, dass wir an uns selbst arbeiten? Für jedes Wehwehchen ein Symbölchen! Eine etwaige Wirkung all dieser neuen Techniken und Symbole will ich hier nicht abstreiten. Aber wer sagt mir denn, ob all diese neuen, gechannelten Symbole eben nur für mich oder für die Allgemeinheit bestimmt sind? Ich glaube, dass hier eine große Verantwortungslosigkeit herrscht.

## **Monopolgebaren und Rechthaberei**

Das andere Extrem ist die uns allen bestens bekannte Reiki-Organisation mit ihrer Führerin, welche sich einbildet, dass Reiki ihr gehören würde, und nun fleißig alles weltweit patentieren lässt. Sektenähnlich wird da ein neues Reiki-System mit noch mehr Graden und Meisterstufen aufgebaut - natürlich alles immer noch Usui-System. Nur teurer wird es. Alle, die damit nicht übereinstimmen wollen, werden kurzerhand mit Drohbriefen und Anwälten belangt und verklagt. Mir ging es ebenso.

Da ich selbst als einer der ersten das östliche Reiki-System in Europa verbreite, ein System, das nicht auf Frau Takata, sondern auf Sensei Hayashi und Sensei Usui zurückgeht, wurde mir kurzerhand mit gerichtlichen Schritten wegen unlauteren Wettbewerbs gedroht. Streitwert von 100.000 Dollar.

Hat dies alles noch mit Licht und Liebe zu tun, womit die Reiki-Szene ja schließlich wirbt? Oder hat es nicht eher mit Geld, persönlicher Macht, Prestige und Gier zu tun? In keiner anderen esoterischen Richtung wird soviel gezankt und gestritten wie unter Reiki-Lehrern mit ihren verschiedenen Schulen. Hat dies alles noch mit Reiki zu tun? Ich glaube nicht. Auf jeden Fall wollen die japanischen Reiki-Schulen mit dem westlichen Reiki nichts zu tun haben. So ist die Familie Usui entsetzt darüber; dass ihr Name im Westen patentiert wurde. Dies lehnt sie strikt ab. In Japan ist Reiki ohnehin keine Geld- oder Prestigefrage, nur auf Eigenarbeit und Meditation wird viel Wert gelegt.

Nachforschungen im Orient, Japan und Australien bringen nun eine ganz andere Usui-Reiki-Geschichte zutage als die, die uns seit Jahrzehnten im Westen erzählt wird. Die Märchenstunde hat nun ein Ende: Sensei

Usui war nie christlicher Mönch gewesen, noch leitete er je eine christliche Schule in der Doshisho Universität in Japan. Sensei Usui hat niemals Theologie auf der Universität in Chikago studiert. Dieses und anderes kann heute alles mit Dokumenten bewiesen werden.



*Sensei Mikao Usui*

### **Die Geschichte des Sensei Mikaomi Usui**

Sensei Mikaomi Usui wurde am 15. August 1865 im Dorf Yago im Bezirk Yamagata in der Gifu-Präfektur geboren. Der Name seiner Ahnen ist Tsunetane Chiba. Der Name seines Vaters war Uzaemon, und der Familienname seiner Mutter Kawaai. Sensei Usui war verheiratet und hatte zwei Kinder. Seine Frau hieß Sodako, ihr Mädchenname war Suzuki. Sensei Usui leitete ein Familienunternehmen, das sein Sohn Fuji nach dem Tod des Vaters übernahm.

Sensei Usui hatte nicht viel Glück mit dem Unternehmen, und das ließ ihn über den Sinn des Lebens nachdenken. Usui meditierte viel am Kurama Tempel, zudem wollte er näheres über den Ursprung des Reiki in Erfahrung bringen. Er schwor dem weltlichen Leben ab und machte sich auf die Suche nach den alten Reiki-Lehren. Er besuchte viele buddhistische Klöster und studierte dort die alten Texte. Im Zuge dessen erlernte er verschiedene Sprachen wie Sanskrit, Chinesisch und Tibetisch. Seine unermüdliche Suche führte ihn in eine Reihe von westlichen Ländern, aber auch nach China, Indien, Nepal und Tibet. Mehr als sieben Jahre verbrachte Sensei Usui bei einem Lama in Tibet. Dort lernte er die tieferen Geheimnisse des Reiki mit seinen Buddho-Meditationen kennen, wurde aber von seinem Lehrer nicht eingeweiht, da er in Tibet Ausländer war. Ihm fehlte also immer noch die Essenz des Reiki. Er kehrte nach Japan zurück, in der Hoffnung, dort einen Mönch zu finden, der ihm diese speziellen Einweihungen geben könnte.

Wieder verbrachte Sensei Usui viel Zeit in der Meditation am Schrein des Kurama Tempels. Eines Tages beschloss er, auf den heiligen Berg Kurama zu steigen und dort so lange zu fasten und mit der Buddho-Technik zu meditieren, bis er hinter das Geheimnis der Reiki-Einweihungen käme - und wenn es seine letzte Tat in diesem Leben sein sollte. Nicht eher wollte er zurückkehren!

Nach 21 Tagen des Fastens und der Meditation ist ihm Avalokiteshvara, der Boddhisattva der Liebe, der Heilung und des Mitgefühls, persönlich erschienen und hat ihn dort auf dem Berg unterrichtet und eingeweiht. Nun war Sensei Usui selbst in diese Energie eingeweiht, und er wusste auch, wie diese Energie auf andere zu übertragen ist. Den Berichten zufolge war Usui anschließend eine Zeitlang Wandermönch des Unsui-Ordens und bereiste ganz Japan, bildete aus und weihte ein.

### **Meditation, Nadi-Übungen und viel Eigenarbeit**

Über 2000 Menschen hat Usui in Reiki eingeweiht. Wie viele er zum Lehrer ausbildete, kann heute nicht mehr festgestellt werden. Er legte großen Wert auf die Entwicklung des Schülers durch Selbstarbeit, erst nach Verinnerlichung der einen Stufe konnte der Schüler zur nächsten Stufe weitergehen. Hatte er denn nicht selbst so viele Jahre studiert und meditiert, bis er zu dem wurde, was er jetzt war? Nein, Reiki sollte nicht einfach so verscherbelt werden. Die Betonung lag auf den Meditationen, Nadi-Übungen und viel Eigenarbeit. Sensei Usui übersetzte die tibetischen Reiki-Symbole ins Japanische und nahm die Lebensregeln des Kaisers in sein System auf.

Im April des Jahres 1921 eröffnete Usui eine Reiki-Schule in Harajuku, Aoyama in Tokio - er leitete Workshops und hielt Heilsitzungen mit vielen Menschen ab. Um 1923 erschütterte ein verheerendes Erdbeben Tokio, und Usui tat alles Menschenmögliche, um mit Reiki zu helfen. Bald schon wurde seine Klinik zu klein, und er eröffnete eine größere Reiki-Klinik in Nakano. Am 9. März 1926 starb Sensei Mikaomi Usui

im Alter von 62 Jahren. Er hinterließ ein großes Erbe, und dank seiner Arbeit ist Reiki heute so bekannt. Sensei Usuis Grabmal liegt auf dem Friedhof des Saihoji Tempels im Bezirk Toyotama.



*Sensei Chujiro Hayashi*

Sensei Usui war bescheiden, er arbeitete nie, um sich an anderen zu bereichern. Reiki sollte für das Volk sein, und nicht für einige reiche Aristokraten. Deshalb bildete er in Japan viele zum Reiki-Lehrer aus. Einen Großmeister oder Linienhalter hat es in Reiki nie gegeben. Nie beauftragte Usui einen Schüler oder Lehrer, das alleinige Erbe für Reiki anzutreten. Dies ist ebenfalls eine Fabel, die im Westen verbreitet wird. Usui arbeitete mit vielen sehr eng zusammen und hatte dadurch etliche Lieblingsschüler. Einer davon war Herr Kozo Ogawa, der ihm ans Herz gewachsen war, weil er so viel Heilungstalent besaß. Auch Herr Ogawa eröffnete eine eigene Reiki-Klinik, und zwar in Shizuoka City. Ein anderer Schüler von Usui war Eguchi Toshihiro, der später auch eine eigene Reiki-Schule gründete. Sensei Eguchi gab sein gesamtes Reiki-Wissen an seinen Schüler Miyazuki weiter. In den vierziger Jahren gab es um die vierzig Reiki-Schulen in Japan.

Zu Lebzeiten gründete Usui die *Usui Reiki Ryoho Gakkai* mit Sitz in Tokio. Usui war der erste Präsident, gefolgt von Herrn Taketomi, Herrn Watanabe, Herrn Wanami und Frau Koyama. Dieser Verein besteht heute noch in Japan, und für eine minimale Gebühr kann jeder Mitglied werden.

### **Was wurde aus Usuis vielen Schülern?**

Unter den Schülern, welche Sensei Usui zum Lehrer ausbildete, waren drei Marine-Offiziere: Sensei Taketomi, Sensei Hayashi und Sensei Guida. Alle gründeten später ihre eigenen Reiki-Schulen. Hayashi, der im Westen bekannteste Schüler Usuis, bildete auch mehrere Schüler zum Reiki-Lehrer aus, und zwar seine Ehefrau, seine Tochter, den Mönch Takeuchi und Frau Takata. Da Frau Takata eine Nikkeijin (1) war, wurde sie nicht in allen Aspekten des Reiki ausgebildet. Nur der Aspekt des Händeauflegens wurde ihr vermittelt. Die Tochter von Sensei Hayashi gründete eine eigene Reiki-Linie in Korea. Der Mönch Takeuchi bildete den Mönch Seiji Takamori in der östlichen Variante des Reiki-Systems aus. Seiji Takamori ging wiederum für sieben Jahre nach Tibet und studierte dort bei einem Lama, um weitere Kenntnisse von Reiki zu bekommen. Er vervollständigte das Reiki-Wissen, und daraus entstand das östliche Reiki-System, welches heute als *Enersense-Jin-Kei Do* bezeichnet wird. Zu den Schülern von Seiji Takamori zählt ein Arzt aus Sri Lanka, Dr. Ranga Premaratna. Er ist heute der Leiter des Enersense-Systems und lebt in Australien.

Das westliche Reiki-System, welches auf Frau Takata zurückgeht, versteht sich in erster Linie als Heilungssystem für körperliche Gebrechen. Da Frau Takata Sensei Hayashi als schwerkranke Frau aufsuchte, bekam sie nach langem Bitten auch nur diesen Aspekt gelehrt. Niemals wurde sie von Sensei Hayashi zur Großmeisterin, Nachfolgerin oder zum Kopf des Reiki nach Hayashi benannt. Das östliche Reiki-System hingegen versteht sich eher als Meditationsweg, als Weg zur Selbsterkenntnis und Selbstheilung durch Reinigung der eigenen Nadis (Energiebahnen), Körperübungen, Atemtechniken und vieles andere. Erst nach diesem Prozess kommt das Händeauflegen zur Heilung von anderen in Betracht. Dies ist ein Weg, der nicht von heute auf morgen gelehrt werden kann.

Ich selbst habe das westliche Takata-Reiki-System und das östliche Enersense-Reiki-System erlernen können. Heute bin ich Enersense Reiki- und Buddho-Meister/Lehrer und möchte das östliche Reiki-System mit seinen Buddho- und Nadi-Meditationen und Chi-Nadi-Körperübungen nicht mehr missen!



*Dr. Ranga Premaratna*

### **Reiki ist ein Allgemeingut**

Weitere Forschungen ergaben, dass Reiki ein Zweig des buddhistischen Qi-Gong ist, der vom Shintoismus beeinflusst wurde. Von den alten tibetischen Ursprüngen her gehört Reiki zum Vajrayana-Buddhismus und ist eine tantrische Lehre. Reiki war nie ein Weg der Askese, wie uns im Westen so oft gelehrt wurde. Vielmehr sagt Reiki ja zum Leben. Alles Reiki geht auf Avalokiteshvara zurück. Ein Aspekt von Avalokiteshvara ist zum Beispiel der Dalai Lama, der durch die Zeitalter immer wiedergeboren wird.

Alle Reiki-Lehrer möchte ich hiermit bitten: Lasst uns zusammenarbeiten, denn Reiki ist für die Menschheit: Reiki kann keinem einzelnen und keiner Organisation gehören, Reiki ist ein Allgemeingut - und die universelle Lebensenergie patentieren zu wollen ist genauso töricht, wie Gott selbst patentieren zu wollen.

Vielen Dank an Frank Arjava Petter mit seinem Buch „Das Reiki Feuer“. Vielen Dank an Dr. Ranga Premaratna als Lehrer des östlichen Reiki-Systems in Australien.

### **Anmerkungen**

(1) Nikkeijin: eine Japanerin, die im Ausland lebt und deren Verbundenheit mit dem japanischen Kulturkreis deshalb nicht mehr die ursprüngliche Tiefe besitzt. Frau Takata lebte auf Hawaii.

### **Anmerkung der Redaktion**

Dieser Beitrag erschien erstmals in der Zeitschrift „Wege & Visionen“, Heft 5 (September/Oktober) 1997. Wir danken der Redaktion von „Wege & Visionen“ für die freundliche Abdruck-Genehmigung. Der Autor kann direkt kontaktiert werden:

Ray Arjan Falk  
Postfach 99, A-6040 Innsbruck-Neuarzl  
Tel. 0043-512-264509

# Viereckschanzen „entzaubert“?

© Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 24/1997

Unter der Überschrift „*KELTEN / Ende eines Mythos: Die Viereckschanze ist entzaubert*“, und dem Untertitel „*Grabung bringt es an den Tag: Die vermeintlichen Heiligtümer waren Gutshöfe*“ brachte die „Schwäbische Post“ am 2. August 1997 einen Beitrag, der sich mit einer Grabung in Nordheim (Kreis Heilbronn) auseinandersetzt.

Dort wurde wegen des Baues einer Umgehungsstraße in Form einer Notgrabung eine durch Luftbildarchäologie festgestellte Schanze ergraben. Die Funde werden bis zum 1. März 1998 im Hochdorfer Museum ausgestellt. Ich nehme an, dass man hier - wie schon bei der Schanze bei Bopfingen, die wir 1992 besuchten - flächendeckend höchstens zwanzig Zentimeter freigelegt hat, und vielleicht an verschiedenen Stellen tiefere Stichgrabungen gemacht wurden. Anders ist es nicht erklärbar, wenn der Leiter des Hochdorfer Keltenmuseums in Eberdingen, Tibor Bader, sagt: „*Viereckschanzen sind keine Tempel, sondern Gutshöfe*“ und „*Ein Mythos ist weg.*“ (Zitat aus o.g. Zeitungsartikel).

Man will festgestellt haben, dass auf der etwa 100 mal 100 Meter großen Schanze ein wohlhabender Mann mit seiner Großfamilie gelebt habe, der Ackerbau und Viehzucht betrieben habe.

Mich stört daran, dass diese Feststellung sofort pauschal auf alle Schanzen übertragen wird, zeigt es doch nicht mehr und nicht weniger, als dass unsere Archäologen nach wie vor über eine Funktion und den Sinn einer Schanze völlig im Dunkeln tappen.

Worauf gründet sich die Behauptung, es sei ein Gutshof gewesen? Man fand verkohlte Pfostenreste und erklärt sie damit, Plünderer hätten den Hof angezündet, der aus einem Haupthaus und zwei Wirtschaftsbauten bestanden haben soll. Wir kennen solche „Rekonstruktionen“ aus der Grabung auf der Insel Wörth (Staffelsee), wo man aufgrund eines einzigen Steines (!) eine ganze Wohnanlage (!) rekonstruierte. Bei den Grabungen in Nordheim wurden etwa 10.000 (!) Tierknochen entdeckt, überwiegend von Kühen und Schweinen, die man in die Zeit zwischen -193 bis -110 datiert hat.

Nur 350 Meter entfernt liegt schon die nächste Schanze, und ich wage die Prognose, dass dies nicht die einzigen in dieser Gegend sind.

Gut ist es, wenn die Archäologen endlich von ihrem selbstgeschaffenen „Mythos“-Denken abrücken. Denn mythisch ist an keiner Schanze etwas. Und wenn endlich eingesehen wird, dass sie zu Unrecht als Tempelanlagen bezeichnet wurden, dann ist das auch als Fortschritt zu werten. Doch Gutshöfe? Das klingt wieder einmal sehr nach einer neuen Verlegenheits-Erklärung, die sich mit einiger Logik selbst widerlegt.

Die Kelten, die damals gelebt haben sollen - das kann man mit gutem Gewissen behaupten, denn es gibt mehr als genug Belege dafür -, waren um einiges „fühligere“ als unsere heutigen Durchschnittsmenschen. Ein Kelte hätte sein Haus jedoch niemals auf einen Platz gebaut, wo er und seine Familie irgendwelchen gesundheitsschädlichen Strahlungen ausgesetzt war. Selbst bis fast in unsere Zeit stellte man insbesondere Bauernhäuser exakt nach geomantischen und radiästhetischen Gesichtspunkten auf die

dafür geeigneten Plätze, niemals wahllos, wie es heute gemacht wird.

Wenn also auf einer Schanze Pfostenreste ergraben werden, so hat hier möglicherweise einst eine Hütte gestanden, in der ein Druiden nicht etwa lebte, aber zu rituellen Zwecken hinkam. Ich rufe in Erinnerung, dass Schanzen von den Kelten verwendet wurden, um sich vor einem Kampf energetisch aufzuladen („furor teutonicus“). Dieses Verfahren funktionierte verblüffend gut, sonst wäre es nicht von ihren Gegnern, den „Römern“, beschrieben worden.

Auf dem Gelände einer aktiven Schanze auf Dauer leben zu wollen, ist absolut tödlich. Die enorme Strahlen-Dauerbelastung erzeugt alle möglichen Krankheiten bis zum Krebs. Das wussten auch die Kelten. Schon aus diesem Grund ist es völlig unmöglich, dass Schanzen zu Wohnzwecken bebaut gewesen sein sollen.

Was weiterhin gegen eine Verwendung als Gutshof spricht, ist die enorme Menge an gefundenen Tierknochen. Kein Bauer, weder heute noch damals, würde rings um sein Haus Tierknochen ansammeln, abgesehen davon, dass sie bestimmt nicht alle sauber abgenagt waren und die Fleischreste in Verwesung übergegangen wären. Was dann passiert, kennen wir aus dem Mittelalter: es entstehen, auch bedingt durch das entstehende Leichengift, Krankheiten. Durch dieses Leichengift wäre also der Boden um das Wohnhaus vergiftet worden. Und hier soll ein keltischer Bauer gelebt haben? Allein die Vorstellung daran ist lächerlich.

Solange keine Schanze einige Meter tief ergraben wird, werden wohl auch weiterhin solch obskure Deutungen veröffentlicht werden. Nur, wenn tiefere Grabungen durchgeführt werden und dann die Schichtung festgehalten wird, ein Korrekturschacht oder eine Wasserschleife freigelegt werden, befürchte ich, dass die Archäologen mit diesen Details wieder nichts anfangen können, weil sie keine Physiker sind, die hier eine technische Funktion erkennen können.

Es bleibt abzuwarten, was ihnen dann für merkwürdige Erklärungen einfallen werden.

---

---



# Fragezeichen zu Burrows Cave

© Dieter Vogl, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 24/1997

*Wir berichteten mehrfach (1) über die Burrows Cave, einem Höhlensystem voller merkwürdiger Artefakte in einem abgelegenen kleinen Tal des südlichen Illinois (USA), das von Russell Burrows im Jahre 1982 entdeckt wurde, der jedoch den genauen Lageplan bisher geheim hält. Der Autor hat Fotos von einigen Artefakten aus der Burrows Cave analysiert, die unserem Redaktionsmitglied Dr. Horst Friedrich von Evan Hansen (Beryl/Utah) zugesandt wurden. Er kommt dabei zu dem Schluss, dass zumindest diese Artefakte - die jedoch nur einen winzigen Bruchteil der Fundmenge darstellen - fälschungsverdächtig seien.*

Jeder archäologische Fund ist von einer charismatischen Aura umgeben. Als mir aber Dr. Horst Friedrich einige Fotos von Burrows Cave zukommen ließ, fielen mir daran sofort eine Anzahl gravierender Unstimmigkeiten auf. Unstimmigkeiten, die der angeblichen archäologischen Sensation für meine Begriffe ihren charismatischen Charakter nehmen (2). Die Ursache für meine ablehnende Haltung liegt vornehmlich darin:

Seit ewigen Zeiten ist es das Vorrecht eines Entdeckers, Studien über seinen Fund anzustellen, danach werden die meisten Funde zur weiteren Forschung freigegeben. Dies ist in der Archäologie ein ungeschriebenes und allorts praktiziertes Gesetz, an dessen Kodex sich im Grunde genommen jeder hält. Insofern können heute beispielsweise sowohl die Artefakte aus dem Grab des Tut-Ench-Amun als auch die Ruinen von Troja besichtigt werden. Selbst Grabungen sind möglich, und jeder Archäologe kann die Thesen seiner Vorgänger in Augenschein nehmen, eigene Untersuchungen anstellen und gegebenenfalls sogar eigenen Theorien entwickeln. Sogar die Buchrollen aus Qumran wurden, zumindest in großen Teilbereichen, der wissenschaftlichen Allgemeinheit zur Verfügung gestellt. Ganz sicher wird der Rest auch noch folgen.

Bei der Burrows Cave ist dies nicht der Fall, denn der Entdecker der Artefakte und die Besitzer des Grundstückes lassen niemanden an die - wie man vorgibt - wissenschaftliche Sensation heran. Dr. Friedrich schreibt in seinem Buch „Einer Neuen Wissenschaft den Weg bahnen“ auf Seite 108, „daß bisher noch kein unabhängiger Forscher - weder Schulwissenschaftler noch Nonkonformist - Gelegenheit erhielt, Burrows Cave selbst zu besuchen. Selbst die betreffende Örtlichkeit wird noch immer geheim gehalten.“

Diese durchweg unübliche, ja wissenschaftlich äußerst fragwürdige Vorgehensweise muss jedem aufrechten Forscher zu denken geben! Keinesfalls würde ich deshalb diesen mutmaßlichen Fund unbesehen und rückhaltlos als archäologische Sensation einstufen, und schon gar nicht würde ich ihn ohne gesicherte Verifizierung auf eine Stufe mit der Entdeckung von Troja oder gar mit der des Grabes von Tut-Ench-Amun stellen. Sowohl Tut-Ench-Amun als auch Troja sind verifiziert - Burrows Cave ist es nicht. Insofern können wir es drehen und wenden wie wir wollen, hier müsste einem paritätischen Kollegium von objektiven Fachleuten unbedingt die Gelegenheit zur Forschung gegeben werden. Denn ist der Fund echt, dann kann und darf er nicht im Besitz eines einzelnen Menschen bleiben, sondern muss der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Hätte er doch zweifellos den Rang eines Weltkulturerbes, das gleichrangig mit den Schriftrollen von Qumran, den Schrifttafeln des Gilgamesch-Epos, dem Sonnengesang von Amarna oder den anderen schriftlichen Hinterlassenschaften aus der menschlichen Vorzeit einzustufen wäre. Der Entdecker einer derartigen Sensation könnte nur davon profitieren, und dabei meine ich wahrlich nicht nur die finanzielle Hinsicht. Mit Sicherheit würde er in die Annalen der Geschichtsforschung eingehen.

## **Eine recht dünne Argumentation**

Es ist für meine Begriffe eine recht dünne Argumentation, der Wissenschaft den Zugang zu den Fundstücken und dem Fundort deshalb zu verweigern, weil, wie Friedrich in seinem bereits genannten Buch anführt, die „Rechtslage im Staate Illinois für derartige archäologische Funde“ noch ungeklärt sei. Höre ich so etwas, dann macht es mich stutzig: Meine eigenen Recherchen - die jeder beim amerikanischen Konsulat in Frankfurt nachprüfen kann - ergaben, dass die Verhältnisse absolut nicht so ungeklärt sind, wie es ständig behauptet wird. Ganz im Gegenteil: die Bestimmungen sind klar umrissen und fordern eigentlich nur, dass historische Funde der Allgemeinheit zugänglich gemacht, unter Hinzuziehung der entsprechenden Fachdisziplin erforscht und nicht zum Zwecke des Verkaufs außer Landes geschafft werden dürfen (3). Ein verständliches Unterfangen, wenn man einerseits bedenkt, dass fast alle Länder mit großen historischen Schätzen so verfahren, und wenn man andererseits berücksichtigt, wie viele wertvolle Artefakte in irgendeiner Privatsammlung verstauben und somit der Forschung vorenthalten werden. In Mexiko erhalten

Privatsammlung verstauben und somit der Forschung vorenthalten werden. In Mexiko erhalten beispielsweise Touristen bei derartigen Vergehen gegen bestehende Gesetze Landesverbot auf Lebenszeit, und Ägypten spricht neben einem Landesverbot sogar ganz erhebliche Haftstrafen aus. Selbst in Deutschland gibt es derartige Gesetze.

Hebräisch	Kanaanisch-Phönizisch	Arab.-griechisch	Semi-griechisch	Griechisch	Latein
Aleph	𐤀 𐤁	א	Α	Alpha	A
Beth	𐤂 𐤃	ב 𐤃	Β	Beta	B
Gimel	𐤄	ג	Γ	Gamma	CG
Daleth	𐤅 𐤆	ד 𐤆	Δ	Delta	D
He	𐤇 𐤈	ה 𐤈	Ε	E(psilon)	E
Vau	𐤉	ו 𐤉	Υ	Vau	FV
Zayin	𐤊 𐤋	ז 𐤋	Ζ	Zeta	
Heth (1)	𐤌 𐤍	ח 𐤍	Η	(H)eta	H
Teth	𐤎	ט 𐤎	Θ	Theta	
Yod	𐤏	י 𐤏	Ι	Iota	I
Khaph	𐤐 𐤑 𐤒	כ 𐤑	Κ	Kappa	
Lamed	𐤓 𐤔	ל 𐤔	Λ	Lambda	L
Mem	𐤕 𐤖	מ 𐤖	Μ	Mu	M
Nun	𐤗 𐤘	נ 𐤘	Ν	Nu	N
Samekh	𐤙 𐤚	ס 𐤚	Ξ	Xi	X
Ayin	𐤛 𐤜	ע 𐤜	Ο	O(nicron)	O
Pe	𐤝 𐤞	פ 𐤞	Π	Pi	P
Qade (?)	𐤟 𐤠 𐤡	ק 𐤠	Μ	San	
Koph	𐤢 𐤣 𐤤	ק 𐤣	Φ	Koppa	Q
Resh	𐤥	ר 𐤥	Ρ	Rho	R
Shin	𐤦 𐤧	ש 𐤧	Σ	Sigma	S
Tav	𐤨 𐤩	ת 𐤩	Τ	Tau	T

Noch dürftiger wird die Argumentation, wenn man hinter jeder Ecke eine Verschwörung irgendwelcher wissenschaftlicher, politischer oder religiöser Kreise wittert. Dies klingt gerade so, als wären alle studierten und wissenschaftlich tätigen Menschen in Nordamerika ständig damit beschäftigt, dem bedauernswerten Herrn Burrows seine Entdeckung zu streitig zu machen. Dieses Postulat ist nahezu lächerlich, denn die Wissenschaft hat besseres zu tun, als sich mit Artefakten zu beschäftigen, die nur auf Fotos existieren.

Gerade Amerika ist in Sachen Religionsfreiheit so aufgeschlossen, dass dort sogar Sekten akzeptiert werden, die sich offensichtlich gegen die Staatsordnung stellen. Den Quäkern oder den Mormonen wurde sogar ein eigenes Gebiet überlassen, damit sie dort ihrer Religion ungetrübt nachgehen können. Der Punkt Religionsverschwörung ist dennoch nicht von der Hand zu weisen, denn gerade die Mormonen haben ein berechtigtes Interesse daran, eine Transfusion von der Alten zur Neuen Welt nachzuweisen. Dass es diese „mormonische Verschwörung“ nicht gibt, ist im Angesicht der aggressiven Missionspolitik schon ungewöhnlich. Man könnte doch wenigstens erwarten, dass gerade dieser Teil die Artefakte von Burrows Cave begrüßt. Nichts dergleichen ist - offiziell - der Fall.

Die verschiedenen Aspekte der Verschwörungsthesen können wir also getrost zu den Akten legen. Tatsache ist nämlich auch, dass ein derartiger Fund heute einen solchen Medienrummel veranstalten würde, dass sich keine offizielle Stelle - weder in Amerika noch anderswo auf der Welt - erdreisten könnte, einmal amtlich registrierte Artefakte in der Versenkung verschwinden zu lassen oder diese gar mutwillig zu zerstören (4). Selbst die katholische Kirche musste im Falle der Schriftrollen von Qumran klein begeben und diese unter dem ständig wachsenden Druck der Öffentlichkeit und der Wissenschaft zur weiteren Erforschung zur Verfügung stellen. Und wie man sieht: kein Stück ging verloren oder wurde gar mit böser Absicht zerstört. Derartige Argumentationsweisen sind gänzlich unrealistisch und erinnern sehr stark an die derzeit geführte UFO-Diskussion. Auch hier vermutet man ständig politische, wissenschaftliche oder religiöse Unterdrückung.

### Die Fachwelt verweigert die Anerkennung

Nach Lage der Dinge ist es deshalb mehr als verständlich, wenn fast die gesamte Fachwelt von Fälschung spricht. Ob dies nun gerechtfertigt ist oder nicht, mag dahin gestellt bleiben, aber die Disziplin der Archäologen kann quasi gar nicht anders, als diese Fundsache abzulehnen, denn wie soll man einer Entdeckung die Authentizität zuerkennen, wenn man sie nicht in Augenschein nehmen und überprüfen darf? Wie soll man einen Fund anerkennen, der weder als Ganzes, noch nach Lage der einzelnen Fundstücke signifikant lokalisiert ist? Und so stellen sich viele Fragen, die im Zusammenhang mit den Artefakten aus Burrows

Cave und deren wissenschaftlicher Anerkennung unbedingt beantwortet werden müssen. Die wichtigsten davon sind:

- Wurde der Fundort planmäßig untersucht und ausgewertet?
- Wurden die einzelnen Fundstücke methodisch katalogisiert?
- Wurde die exakte Lage der einzelnen Funde konsequent fotografiert und durch das obligatorische Koordinatennetz geordnet, damit auch später eine genaue Lagebestimmung durchgeführt werden kann?
- Wurden die anfallenden Zusatzinformationen, die sich aus der Lage der einzelnen Fundstücke ergeben, archiviert?
- Wurden vergängliche Materialien, zu denen auch Stein oder Ton gehören kann, fach- und sachgerecht vor der Zerstörung durch Konservierung geschützt?
- Oder wurden - was fast zu vermuten ist - die Fundstücke nur nach Schatzsuchermanier einfach dem Fundort entnommen?

Die wichtigsten Fragen aber sind und bleiben:

- Warum wurde eine fachliche Besichtigung ausgeschlossen?
- Warum wurden die Funde, ihre präzise Lagebestimmung und die gesamte Fundstätte bislang nicht einem einzigen archäologischen Fundstättenregister bekannt gegeben?

Latein	Etruskisch 7.-5. Jahrhundert	Etruskisch 4.-1. Jahrhundert	Kanaanitisch Phönizisch	Früh- griechisch	Spät- griechisch	Roman
C	A	A	K F	Δ	Δ	Ϟ
X			9 9	S 9	B	Λ
	o	o	^	1	Γ	ρ
			Δ A	Δ	Δ	ρ
	1	1	Δ A	Δ	E	R
	1	1	Y	Y	Γ	Λ
	I	F B	E E	I	I	X
	0	0	A A	E	E	P
	0	0	⊗	⊗	⊗	M
	I	I	⊗	⊗	⊗	Y
X			Y Y	Y	K	I
V	V		6 L	√ + 1	Λ	Ϟ
M	M		M Y	M	M	K
Y	n		Y 5	Y	N	Y
			⊗ ⊗	⊗	⊗	Y
			oo	o	o	M
	1	1	2 2	2	o	Λ
M	M		π π	M	M	B
o			φ φ	φ	φ	M
q	o		q	q	p	Ϟ
v	2		w	Σ	Σ	Λ
T	Y		X	T	T	Σ
Y	V					Σ
X						⊗
φ	o					
Y	o					
Y 8	8					

R S L Spiegelw. kehrt  
4 2 1



Der Entdecker, ein Oberst a.D. der US-Streitkräfte, dürfte wohl kaum alleine und ohne fachliche Unterstützung in der Lage sein, folgerichtige Rückschlüsse über archäologische Sachverhalte und Zusammenhänge zu ziehen, die alleine schon bei der Durchsicht weniger Bilder derartige Rätsel aufgeben, dass ein Laie wohl kaum damit alleine fertig wird. Selbst ein sehr belesener Autodidakt im ethno-linguistischen Bereich dürfte im Angesicht von über 4000 Artefakten, von denen - wie die hier relevanten - kanaanäisches, phönizisches, griechisches, etruskisches und germanisches Kulturgut umfassen, regelrecht überfordert sein. Hier müssen - ob man es sehen will oder nicht - Fachleute her, die auf den vorab genannten Gebieten Kapazitäten sind. Wir als Autodidakten können nur einen Denkanstoß geben - eine gültige Antwort können wir nicht geben, denn wer von uns ist schon Spezialist auf diesen Gebieten und wer von uns vereint schon alle diese Fachbereiche.

## Die Fotos

Die mir überlassenen Fotos habe ich mit Bedacht studiert und bin nach Rücksprache mit Linguisten von



## Untersuchungen

Nachdem man beispielsweise auf einem Foto neben dem Etruskischen nach dem Marsiliana-Modell und dem Etruskischen aus dem -4. bis -1. Jahrhundert auch das Etruskische aus dem -7. bis -5. Jahrhundert findet und diese drei etruskischen Schriften einträglich neben der kanaanäisch-phönizischen Schrift aus dem -12. Jahrhundert abgebildet ist, darüber hinaus auch noch das Runen-Alphabet aus dem -2. Jahrhundert auf den Artefakten verwendet wurde, müssen wir uns zwangsläufig auch mit deren Alphabeten eingehender auseinandersetzen.

Betrachten wir uns nun beispielsweise den Buchstaben X, dann müssen wir diesen, weil auf dem Foto die lateinischen Buchstaben Z, N, T, O, M, I, X und Y angegeben sind, auch mit dem lateinischen Lautwert „X“ aussprechen. Da aber auch das Runen-Alphabet verwendet wird, könnte man den Buchstaben X auch mit dem Lautwert „G“ aussprechen. Die ganze Sache wird um so unglaublicher, da ja auch das Etruskische verwendet wird, und hier wiederum müsste man das X mit dem Lautwert „S“ aussprechen. Und zu guter Letzt, da ja auch das Kanaanäisch-phönizische verwendet wird, müsste man den Buchstaben X mit dem Lautwert „T“ aussprechen.

Die Verwirrung wird vollkommen, wenn man bedenkt, dass ja auch das Früh- und Spätgriechische niedergeschrieben wurde. Hier, wie im übrigen auch im jüngeren Etruskischen, gibt es den Buchstaben X gar nicht und ein ausgesprochenes T(au) wird auch als solches geschrieben. Was für einen Sinn hat also diese Vermischung von einzelnen Schriften, die durch die Verwendung von gemeinsamen Buchstaben und deren unterschiedlichen Lautwert in einem gemeinsamen Text zur vollkommenen Unlesbarkeit verdammt werden, weil niemand mehr sagen kann, welches X aus welchem Alphabet letztlich gemeint wurde? Wobei man auch noch sagen muss, dass jedes einzelne Alphabet für die unterschiedlichen Buchstaben eigene Lautwerte hat und so natürlich auch jeder Lautwert anders geschrieben wird.

Diese Beispiele könnte man fortführen, und sie sind es letztlich, die nahe legen, dass auf jedem einzelnen Täfelchen ein sinnloses Mischmasch verzeichnet wurde, das sich - bei genauer Begutachtung - als vollkommen unsinniges Konglomerat einzelnen Buchstaben aus unterschiedlichen Zeiten und Sprachen entpuppt.

## Besondere Eigenarten der Runenschrift

Jede Sprache und jede Schrift hat nachweislich ihre ganz besonderen Eigenarten. Dies mag bei verwandten Schriften verwunderlich sein, ist aber dennoch wahr. Selbst der Umstand, dass beispielsweise das Etruskische auf dem Boden des Griechischen entstanden ist und z.B. das Runen-Alphabet seinerseits auf dem Boden des Etruskischen und Lateinischen (6), ändert nichts daran, dass jede Volksgruppe ganz besondere Buchstaben entwickelt hat, die nur eine ganz bestimmte Schriftart ausdrückt. Durch diese besonderen Buchstaben können die einzelnen Schriften identifiziert und zweifelsfrei eingeordnet werden.

Um den Eindruck zu erwecken, es handele sich um ein vollkommen eigenständiges Alphabet, wurden diese charakteristischen Eigentümlichkeiten offensichtlich bei keinem der Burrows-Täfelchen berücksichtigt.

So werden beispielsweise eindeutig Runen verwendet, die nachweisbar *„als Zeugnis germanischer Schriftlichkeit um 200 n. Chr. im Alpenraum unter Verwendung lateinischer und nordetruskischer Schriftzeichen“* (7) entstanden. *„Die ursprünglich gemeingermanische Reihe bestand aus 24 Zeichen, die nach dem Lautwert der ersten sechs Zeichen als Futhark bezeichnet wird. Aus der Zeit dieses älteren Futhark, das bis in das 8. Jahrhundert gebräuchlich war, sind nicht einmal 300 Inschriften bekannt“* (8).

Gleichzeitig aber vermischt der Schreiber der nordamerikanischen Täfelchen diese höchst seltene germanische Runenschrift aus dem Alpenraum mit der Runenschrift der Wikinger im Norden Europas. Jener Schrift also, die als jüngere Futhark in der Literatur beschrieben wird und - ebenso nachweislich - aus nur 16 Zeichen besteht. *„Aus diesem Abschnitt sind tausende von Inschriften bekannt, die oft auch fortlaufend zusammenhängende Texte beinhalten“* (9).

Eine weitere Ungereimtheit ist es - zumindest wenn man die Runenzeichen als Schrift verwendet -, dass, bis auf sehr wenige Ausnahmen, die Runenschrift in der Mehrzahl als sogenannte Bänder verwendet wird. Nur so ist sie auch wirklich lesbar, denn die Runenschrift hat die Eigenart, dass man sie sowohl linksläufig als auch rechtsläufig schreiben konnte und auch geschrieben hat. Nur durch die Bänder wird die Schreibweise ersichtlich, denn ihren lesbaren Verlauf zeigen erst die am Ende eines solchen Bandes angebrachten Tierköpfe.

Eine Vermischung beider Runen-Alphabete hat unweigerlich zur Folge, dass sich der Lautwert der einzelnen Zeichen überschneidet. Nehmen wir in dieser Beziehung z.B. die Hagal-Rune, dann bedeutet sie in der einen Form „Hege-das-All“ und in der anderen „Hagal“. Dass ein Text, vor allem, wenn darin die einzelnen

Buchstaben in willkürlicher Reihenfolge aneinandergereiht und dadurch nicht mehr eindeutig zugeordnet werden können, zwangsläufig nicht mehr lesbar ist, ist vollkommen normal. Die Überkreuzung zweier verwandter, aber dennoch unterschiedlicher Schriften müssen wir wohl als untrügliches Zeichen dafür werten, dass hier zumindest „etwas faul im Staate Dänemark“ sein könnte. Dieser Eindruck entsteht um so mehr, da die gleichen fatalen und durchweg unlogischen Konvergenzen auch bei der etruskischen und griechischen Schrift begangen wurden.



Latein	Etruskisch 7.-5. Jahrhundert	Etruskisch 4.-1. Jahrhundert	Kanaanisch Phönizisch	Früh- griechisch	Spät- griechisch	Römisches
Z	A	A	K 𐤀	Α	Α	𐌆
N			𐤍 𐤎	Ν 𐀆	Β	𐌎
T	𐌐	𐌐	𐤐	Τ	Γ	𐌔
O			𐤕 𐤖	Ο	Δ	𐌚
M	𐌙	𐌙	𐤓 𐤔	Μ	Ε	𐌛
L	𐌌	𐌌	𐤚	Λ	Υ	𐌜
X	𐌘	𐌘	𐤛 𐤜	Ξ	Ϟ	𐌞
V	𐌚	𐌚	𐤝 𐤞	Β	Ϝ	𐌟
	𐌛	𐌛	𐤟 𐤠	Ϛ	ϝ	𐌠
I	𐌇	𐌇	𐤡	Ι	Σ	𐌡
K			𐤢 𐤣	Κ	Ϟ	𐌢
V	𐌚	𐌚	𐤤 𐤥	Υ 𐀆	Λ	𐌣
M	𐌙	𐌙	𐤓 𐤔	Μ	Ν	𐌤
Y	𐌞	𐌞	𐤙 𐤚	Υ	Ξ	𐌥
			𐤛 𐤜	Ϟ	Ϟ	𐌦
			𐤝 𐤞	Ϛ	ϝ	𐌧
1	𐌁	𐌁	𐤠	Ο	Ρ	𐌨
M	𐌙	𐌙	𐤓 𐤔	Μ	Μ	𐌩
Q			𐤕 𐤖	Φ	Ϟ	𐌪
D	𐌔	𐌔	𐤗	Δ	Δ	𐌫
Z	𐌐	𐌐	𐤐	Τ	Ε	𐌬
T	𐌐	𐌐	𐤐	Τ	Τ	𐌭
Y	𐌞	𐌞	𐤙	Υ	Ϟ	𐌮
X	𐌘	𐌘	𐤛	Ξ	Ϟ	𐌯
Φ						𐌰
Ψ						𐌱
Ω						𐌲

Torsten Capelle, Autor von „Kultur- und Kunstgeschichte der Wikinger“, bringt die allgemein vorherrschende Meinung der Wissenschaft auf einen Punkt. Er schreibt bereits im Jahre 1986 (Seite 146 dieses Buches), dass „alle in Nordamerika angeblich gefundenen Inschriften“ moderne Fälschungen seien (10). Bedenken muss man dabei, dass nicht erst seit Burrows Cave immer wieder der Versuch gemacht wurde, anhand angeblicher Wikinger-Inschriften eine prähistorische Verbindung zwischen der Alten und der Neuen Welt herzustellen. Dass die Wissenschaft skeptisch ist, ist ihr, anhand der Vielzahl der bisherigen Fälschungsversuche, nicht zu verdenken.

**Besondere Eigenarten der etruskischen Schrift**

Besonders gern wird der für einen Kenner der einzelnen Schriften durchaus vermeidbare Fehler begangen, dass die meisten Laien immer nur pauschal von einer etruskischen, griechischen oder germanischen Schrift und Sprache sprechen und es dabei aus reiner Unkenntnis versäumen, dass man - schon allein aus zeitlichen, und vor allem aus vielerlei regionalen, sprich dialektischen Gründen - unterscheiden muss. In ganz besonderem Maße trifft dies auf die etruskische Sprache zu, denn bei ihr und ihren mannigfaltigen Eigentümlichkeiten darf überhaupt nicht pauschalisiert werden. Macht man es dennoch, kommen die sonderbarsten Rückschlüsse zustande.

So kann man konstatieren, dass die etruskische Sprache - und analog hierzu die Schrift - überhaupt nicht richtig und in vollem Umfang von der Wissenschaft verstanden wird. Und genau in dieser Tatsache liegt ein weiterer Punkt, der die hier relevanten Artefakte aus Burrows Cave als Falsifikate erscheinen lässt. Schon Dionysos von Halikarnassos stellt in seiner „Antiquitates Romanae“ folgerichtig fest, dass die Etrusker „ein sehr altes Volk sind, das in Sprache und Sitte keinem anderen gleicht.“ (11) „Was nun die Sprache angeht“, schreibt z.B. Herbert Alexander Stutzer in seinem Buch, „so wäre festzuhalten, dass man unter den bekannten Sprachen historischer Zeit bisher noch keine gefunden hat, die mit dem Etruskischen verwandt ist.“

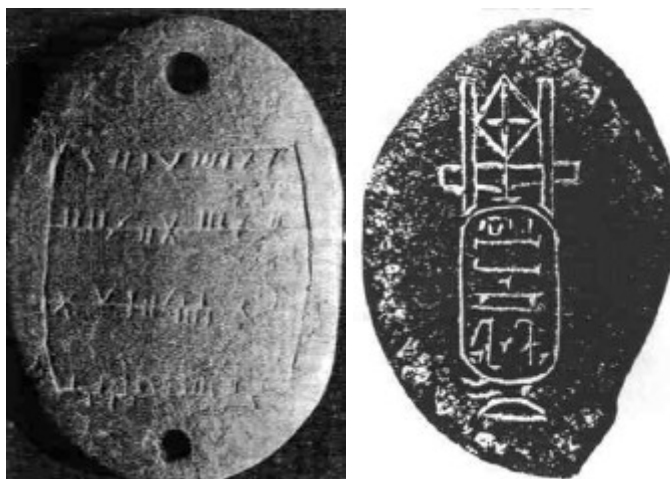
Wie kann es aber dann sein, dass auf unseren Inschriften aus Burrows Cave etruskische neben germanischen, griechischen oder gar kanaanäisch-phönizischen stehen?

Man könnte hier einwenden, da die etruskische Schrift ja von der griechischen abstammt, dass es Gemeinsamkeiten geben muss. Leider ist dies nicht in jedem Fall richtig, denn die Schriftzeichen können

durchaus die gleichen sein, aber die Aussprache der einzelnen Buchstaben grund-verschieden. Und genau dies ist der Knackpunkt. Stutzer beschreibt in seinem anerkannten Werk die derzeitige Situation recht eindeutig und vor allem folgerichtig:

Latein	Etuskisch 7.-5. Jahrhundert	Etuskisch 4.-1. Jahrhundert	Kanaanisch Phönizisch	Prä- griechisch	Spät- griechisch	Romisch
I	A	A	K 𐤀	𐀀	Α	𐀀
O			𐤀 𐤁	𐀁	Β	𐀁
X	𐀂	𐀂	𐤂	𐀂	Γ	𐀂
U			𐤃 𐤄	𐀃	Δ	𐀃
C	𐀄	𐀄	𐤅 𐤆	𐀄	Ε	𐀄
L	𐀅	𐀅	𐤇	𐀅	Υ	𐀅
P	𐀆	𐀆	𐤈 𐤉	𐀆	Ϝ	𐀆
	𐀇	𐀇	𐤊 𐤋	𐀇	Ϟ	𐀇
	𐀈	𐀈	𐤌 𐤍	𐀈	Ϛ	𐀈
	𐀉	𐀉	𐤎 𐤏	𐀉	Ϝ	𐀉
	𐀊	𐀊	𐤐 𐤑	𐀊	Ϟ	𐀊
	𐀋	𐀋	𐤒 𐤓	𐀋	Ϛ	𐀋
	𐀌	𐀌	𐤔 𐤕	𐀌	Ϝ	𐀌
	𐀍	𐀍	𐤖 𐤗	𐀍	Ϟ	𐀍
	𐀎	𐀎	𐤙 𐤚	𐀎	Ϛ	𐀎
	𐀏	𐀏	𐤛 𐤜	𐀏	Ϝ	𐀏
	𐀐	𐀐	𐤞 𐤟	𐀐	Ϟ	𐀐
	𐀑	𐀑	𐤠 𐤡	𐀑	Ϛ	𐀑
	𐀒	𐀒	𐤣 𐤤	𐀒	Ϝ	𐀒
	𐀓	𐀓	𐤦 𐤧	𐀓	Ϟ	𐀓
	𐀔	𐀔	𐤩 𐤪	𐀔	Ϛ	𐀔
	𐀕	𐀕	𐤬 𐤭	𐀕	Ϝ	𐀕
	𐀖	𐀖	𐤯 𐤰	𐀖	Ϟ	𐀖
	𐀗	𐀗	𐤲 𐤳	𐀗	Ϛ	𐀗
	𐀘	𐀘	𐤵 𐤶	𐀘	Ϝ	𐀘
	𐀙	𐀙	𐤸 𐤹	𐀙	Ϟ	𐀙
	𐀚	𐀚	𐤼 𐤽	𐀚	Ϛ	𐀚
	𐀛	𐀛	𐤾 𐤿	𐀛	Ϝ	𐀛
	𐀜	𐀜	𐥀 𐥁	𐀜	Ϟ	𐀜
	𐀝	𐀝	𐥂 𐥃	𐀝	Ϛ	𐀝
	𐀞	𐀞	𐥄 𐥅	𐀞	Ϝ	𐀞
	𐀟	𐀟	𐥇 𐥈	𐀟	Ϟ	𐀟
	𐀠	𐀠	𐥉 𐥊	𐀠	Ϛ	𐀠
	𐀡	𐀡	𐥋 𐥌	𐀡	Ϝ	𐀡
	𐀢	𐀢	𐥏 𐥐	𐀢	Ϟ	𐀢
	𐀣	𐀣	𐥑 𐥒	𐀣	Ϛ	𐀣
	𐀤	𐀤	𐥓 𐥔	𐀤	Ϝ	𐀤
	𐀥	𐀥	𐥕 𐥖	𐀥	Ϟ	𐀥
	𐀦	𐀦	𐥗 𐥘	𐀦	Ϛ	𐀦
	𐀧	𐀧	𐥙 𐥚	𐀧	Ϝ	𐀧
	𐀨	𐀨	𐥛 𐥜	𐀨	Ϟ	𐀨
	𐀩	𐀩	𐥝 𐥞	𐀩	Ϛ	𐀩
	𐀪	𐀪	𐥟 𐥠	𐀪	Ϝ	𐀪
	𐀫	𐀫	𐥡 𐥢	𐀫	Ϟ	𐀫
	𐀬	𐀬	𐥣 𐥤	𐀬	Ϛ	𐀬
	𐀭	𐀭	𐥦 𐥧	𐀭	Ϝ	𐀭
	𐀮	𐀮	𐥨 𐥩	𐀮	Ϟ	𐀮
	𐀯	𐀯	𐥫 𐥬	𐀯	Ϛ	𐀯
	𐀰	𐀰	𐥭 𐥮	𐀰	Ϝ	𐀰
	𐀱	𐀱	𐥯 𐥰	𐀱	Ϟ	𐀱
	𐀲	𐀲	𐥳 𐥴	𐀲	Ϛ	𐀲
	𐀳	𐀳	𐥵 𐥶	𐀳	Ϝ	𐀳
	𐀴	𐀴	𐥷 𐥸	𐀴	Ϟ	𐀴
	𐀵	𐀵	𐥹 𐥺	𐀵	Ϛ	𐀵
	𐀶	𐀶	𐥻 𐥼	𐀶	Ϝ	𐀶
	𐀷	𐀷	𐥽 𐥾	𐀷	Ϟ	𐀷
	𐀸	𐀸	𐥿 𐦀	𐀸	Ϛ	𐀸
	𐀹	𐀹	𐦁 𐦂	𐀹	Ϝ	𐀹
	𐀺	𐀺	𐦃 𐦄	𐀺	Ϟ	𐀺
	𐀻	𐀻	𐦅 𐦆	𐀻	Ϛ	𐀻
	𐀼	𐀼	𐦇 𐦈	𐀼	Ϝ	𐀼
	𐀽	𐀽	𐦉 𐦊	𐀽	Ϟ	𐀽
	𐀾	𐀾	𐦋 𐦌	𐀾	Ϛ	𐀾
	𐀿	𐀿	𐦍 𐦎	𐀿	Ϝ	𐀿
	𐁀	𐁀	𐦏 𐦐	𐁀	Ϟ	𐁀
	𐁁	𐁁	𐦑 𐦒	𐁁	Ϛ	𐁁
	𐁂	𐁂	𐦓 𐦔	𐁂	Ϝ	𐁂
	𐁃	𐁃	𐦕 𐦖	𐁃	Ϟ	𐁃
	𐁄	𐁄	𐦗 𐦘	𐁄	Ϛ	𐁄
	𐁅	𐁅	𐦙 𐦚	𐁅	Ϝ	𐁅
	𐁆	𐁆	𐦛 𐦜	𐁆	Ϟ	𐁆
	𐁇	𐁇	𐦝 𐦞	𐁇	Ϛ	𐁇
	𐁈	𐁈	𐦟 𐦠	𐁈	Ϝ	𐁈
	𐁉	𐁉	𐦡 𐦢	𐁉	Ϟ	𐁉
	𐁊	𐁊	𐦣 𐦤	𐁊	Ϛ	𐁊
	𐁋	𐁋	𐦥 𐦦	𐁋	Ϝ	𐁋
	𐁌	𐁌	𐦧 𐦨	𐁌	Ϟ	𐁌
	𐁍	𐁍	𐦩 𐦪	𐁍	Ϛ	𐁍
	𐁎	𐁎	𐦫 𐦬	𐁎	Ϝ	𐁎
	𐁏	𐁏	𐦭 𐦮	𐁏	Ϟ	𐁏
	𐁐	𐁐	𐦯 𐦰	𐁐	Ϛ	𐁐
	𐁑	𐁑	𐦱 𐦲	𐁑	Ϝ	𐁑
	𐁒	𐁒	𐦳 𐦴	𐁒	Ϟ	𐁒
	𐁓	𐁓	𐦵 𐦶	𐁓	Ϛ	𐁓
	𐁔	𐁔	𐦷 𐦸	𐁔	Ϝ	𐁔
	𐁕	𐁕	𐦹 𐦺	𐁕	Ϟ	𐁕
	𐁖	𐁖	𐦻 𐦼	𐁖	Ϛ	𐁖
	𐁗	𐁗	𐦽 𐦾	𐁗	Ϝ	𐁗
	𐁘	𐁘	𐦿 𐧀	𐁘	Ϟ	𐁘
	𐁙	𐁙	𐧁 𐧂	𐁙	Ϛ	𐁙
	𐁚	𐁚	𐧃 𐧄	𐁚	Ϝ	𐁚
	𐁛	𐁛	𐧅 𐧆	𐁛	Ϟ	𐁛
	𐁜	𐁜	𐧇 𐧈	𐁜	Ϛ	𐁜
	𐁝	𐁝	𐧉 𐧊	𐁝	Ϝ	𐁝
	𐁞	𐁞	𐧋 𐧌	𐁞	Ϟ	𐁞
	𐁟	𐁟	𐧍 𐧎	𐁟	Ϛ	𐁟
	𐁠	𐁠	𐧏 𐧐	𐁠	Ϝ	𐁠
	𐁡	𐁡	𐧑 𐧒	𐁡	Ϟ	𐁡
	𐁢	𐁢	𐧓 𐧔	𐁢	Ϛ	𐁢
	𐁣	𐁣	𐧕 𐧖	𐁣	Ϝ	𐁣
	𐁤	𐁤	𐧗 𐧘	𐁤	Ϟ	𐁤
	𐁥	𐁥	𐧙 𐧚	𐁥	Ϛ	𐁥
	𐁦	𐁦	𐧛 𐧜	𐁦	Ϝ	𐁦
	𐁧	𐁧	𐧝 𐧞	𐁧	Ϟ	𐁧
	𐁨	𐁨	𐧟 𐧠	𐁨	Ϛ	𐁨
	𐁩	𐁩	𐧡 𐧢	𐁩	Ϝ	𐁩
	𐁪	𐁪	𐧣 𐧤	𐁪	Ϟ	𐁪
	𐁫	𐁫	𐧥 𐧦	𐁫	Ϛ	𐁫
	𐁬	𐁬	𐧧 𐧨	𐁬	Ϝ	𐁬
	𐁭	𐁭	𐧩 𐧪	𐁭	Ϟ	𐁭
	𐁮	𐁮	𐧫 𐧬	𐁮	Ϛ	𐁮
	𐁯	𐁯	𐧭 𐧮	𐁯	Ϝ	𐁯
	𐁰	𐁰	𐧯 𐧰	𐁰	Ϟ	𐁰
	𐁱	𐁱	𐧱 𐧲	𐁱	Ϛ	𐁱
	𐁲	𐁲	𐧳 𐧴	𐁲	Ϝ	𐁲
	𐁳	𐁳	𐧵 𐧶	𐁳	Ϟ	𐁳
	𐁴	𐁴	𐧷 𐧸	𐁴	Ϛ	𐁴
	𐁵	𐁵	𐧹 𐧺	𐁵	Ϝ	𐁵
	𐁶	𐁶	𐧻 𐧼	𐁶	Ϟ	𐁶
	𐁷	𐁷	𐧽 𐧾	𐁷	Ϛ	𐁷
	𐁸	𐁸	𐧿 𐨀	𐁸	Ϝ	𐁸
	𐁹	𐁹	𐨁 𐨂	𐁹	Ϟ	𐁹
	𐁺	𐁺	𐨃 𐨄	𐁺	Ϛ	𐁺
	𐁻	𐁻	𐨅 𐨆	𐁻	Ϝ	𐁻
	𐁼	𐁼	𐨇 𐨈	𐁼	Ϟ	𐁼
	𐁽	𐁽	𐨉 𐨊	𐁽	Ϛ	𐁽
	𐁾	𐁾	𐨋 𐨌	𐁾	Ϝ	𐁾
	𐁿	𐁿	𐨍 𐨎	𐁿	Ϟ	𐁿
	𐂀	𐂀	𐨏 𐨐	𐂀	Ϛ	𐂀
	𐂁	𐂁	𐨑 𐨒	𐂁	Ϝ	𐂁
	𐂂	𐂂	𐨓 𐨔	𐂂	Ϟ	𐂂
	𐂃	𐂃	𐨕 𐨖	𐂃	Ϛ	𐂃
	𐂄	𐂄	𐨗 𐨘	𐂄	Ϝ	𐂄
	𐂅	𐂅	𐨙 𐨚	𐂅	Ϟ	𐂅
	𐂆	𐂆	𐨛 𐨜	𐂆	Ϛ	𐂆
	𐂇	𐂇	𐨝 𐨞	𐂇	Ϝ	𐂇
	𐂈	𐂈	𐨟 𐨠	𐂈	Ϟ	𐂈
	𐂉	𐂉	𐨡 𐨢	𐂉	Ϛ	𐂉
	𐂊	𐂊	𐨣 𐨤	𐂊	Ϝ	𐂊
	𐂋	𐂋	𐨥 𐨦	𐂋	Ϟ	𐂋
	𐂌	𐂌	𐨧 𐨨	𐂌	Ϛ	𐂌
	𐂍	𐂍	𐨩 𐨪	𐂍	Ϝ	𐂍
	𐂎	𐂎	𐨫 𐨬	𐂎	Ϟ	𐂎
	𐂏	𐂏	𐨭 𐨮	𐂏	Ϛ	𐂏
	𐂐	𐂐	𐨯 𐨰	𐂐	Ϝ	𐂐
	𐂑	𐂑	𐨱 𐨲	𐂑	Ϟ	𐂑
	𐂒	𐂒	𐨳 𐨴	𐂒	Ϛ	𐂒
	𐂓	𐂓	𐨵 𐨶	𐂓	Ϝ	𐂓
	𐂔	𐂔	𐨷 𐨸	𐂔	Ϟ	𐂔
	𐂕	𐂕	𐨹 𐨺	𐂕	Ϛ	𐂕
	𐂖	𐂖	𐨻 𐨼	𐂖	Ϝ	𐂖
	𐂗	𐂗	𐨽 𐨾	𐂗	Ϟ	𐂗
	𐂘	𐂘	𐨿 𐨀	𐂘	Ϛ	𐂘
	𐂙	𐂙	𐨁 𐨂	𐂙	Ϝ	𐂙
	𐂚	𐂚	𐨃 𐨄	𐂚	Ϟ	𐂚
	𐂛	𐂛	𐨅 𐨆	𐂛	Ϛ	𐂛
	𐂜	𐂜	𐨇 𐨈	𐂜	Ϝ	𐂜
	𐂝	𐂝	𐨉 𐨊	𐂝	Ϟ	𐂝
	𐂞	𐂞	𐨋 𐨌	𐂞	Ϛ	𐂞
	𐂟	𐂟	𐨍 𐨎	𐂟	Ϝ	𐂟
	𐂠	𐂠	𐨏 𐨐	𐂠	Ϟ	𐂠
	𐂡	𐂡	𐨑 𐨒	𐂡	Ϛ	𐂡
	𐂢	𐂢	𐨓 𐨔	𐂢	Ϝ	𐂢
	𐂣	𐂣	𐨕 𐨖	𐂣	Ϟ	𐂣
	𐂤	𐂤	𐨗 𐨘	𐂤	Ϛ	𐂤
	𐂥	𐂥	𐨙 𐨚	𐂥	Ϝ	𐂥
	𐂦	𐂦	𐨛 𐨜	𐂦	Ϟ	𐂦
	𐂧	𐂧	𐨝 𐨞	𐂧	Ϛ	𐂧
	𐂨	𐂨	𐨟 𐨠	𐂨	Ϝ	𐂨
	𐂩	𐂩	𐨡 𐨢	𐂩	Ϟ	𐂩
	𐂪	𐂪	𐨣 𐨤	𐂪	Ϛ	𐂪
	𐂫	𐂫	𐨥 𐨦	𐂫	Ϝ	𐂫
	𐂬	𐂬	𐨧 𐨨	𐂬	Ϟ	𐂬
	𐂭	𐂭	𐨩 𐨪	𐂭	Ϛ	𐂭
	𐂮	𐂮	𐨫 𐨬	𐂮	Ϝ	𐂮
	𐂯	𐂯	𐨭 𐨮	𐂯	Ϟ	𐂯
	𐂰	𐂰	𐨯 𐨰	𐂰	Ϛ	𐂰
	𐂱	𐂱	𐨱 𐨲	𐂱	Ϝ	𐂱
	𐂲	𐂲	𐨳 𐨴	𐂲	Ϟ	𐂲
	𐂳	𐂳	𐨵 𐨶	𐂳	Ϛ	𐂳
	𐂴	𐂴	𐨷 𐨸	𐂴	Ϝ	𐂴
	𐂵	𐂵	𐨹 𐨺	𐂵	Ϟ	𐂵
	𐂶	𐂶	𐨻 𐨼	𐂶	Ϛ	𐂶
	𐂷	𐂷	𐨽 𐨾	𐂷	Ϝ	𐂷
	𐂸	𐂸	𐨿 𐨀</			

wurden. Solange dies nicht geschieht, werden die Artefakte und die damit zusammenhängenden Thesen immer Spekulation und zweifelhaft bleiben.



*Artefakte aus der Burrows Cave*

Für meine Begriffe ist aus den vorab genannten Gründen ein gesundes Maß von Misstrauen angebracht, denn wenn man wirklich aus diesen Artefakten Rückschlüsse auf eine kulturelle Transfusion ableiten will, so spricht vor allem das gefundene Schriftenkauerwelsch dagegen. Ebenso das gebündelte Auftreten von angeblichen Zeugnissen, die allesamt mit den umstrittenen Seevölkerthesen zu tun haben. Alles zusammen erweckt - zumindest bei mir - den Eindruck, als wäre hier etwas passend gemacht worden, was nicht zusammenpassen will.

Ob es sich nun bei Burrows Cave, wie eingangs gefragt, um eine gigantische Fälschung oder um eine archäologische Sensation handelt, vermag ich aufgrund der spärlichen Untersuchungsmöglichkeiten nicht zu beurteilen. Für mich - was im übrigen auch auf den Großteil der Wissenschaft zutrifft - handelt es sich bei den Artefakten um Fälschungen, denn das Durcheinander der Alphabete lässt sich - für meine Begriffe - nicht plausibel erklären. Selbst die beachtenswerte und ganz sicher auch zutreffende Annahme, es hätte in der menschlichen Vorzeit ein prähistorisches Uralphabet gegeben, kann den Lapsus der dilettantischen Lautwertvermischung nicht erklären. Hier liegt vieles im argen, und zweifellos bedarf ebensoviel der dringenden Aufklärung. In diesem Sinne kann man nur den einzigen - und logischen - Rückschluss ziehen: Wenn man dieses Dilemma beheben möchte, dann müssen alle Artefakte für eine Untersuchung freigegeben werden. Geschieht dies nicht, dann wird uns die Frage über die Echtheit der Artefakte von Burrows Cave noch lange beschäftigen.

### **Anmerkungen**

- (1) Beispielsweise: Horst Friedrich: „Jahrhundertentdeckung Burrows Cave“, in: EFODON SYNESIS Nr. 3/1994; Kurt Schildmann: „Zwei Weltsensationen“, in: EFODON SYNESIS Nr. 23/1997; Horst Friedrich: „Einer Neuen Wissenschaft den Weg bahnen“, EFODON-Edition MESON ME-9, Hohenpeißenberg 1996
- (2) Anm. d. Red.: Eine Aussage, aufgrund von nur vier Fundobjekten auf den gesamten Fundinhalt der Burrows Cave zu schließen, ist jedoch mit Vorbehalt zu sehen.
- (3) Anm. d. Red.: Interessierte Leser mögen hierzu das Standardwerk zu Burrows Cave einsehen, das vom Autor bei der Abfassung dieses Beitrages noch nicht berücksichtigt werden konnte: Russell Burrows & Fred Rydholm, *The Mystery Cave of Many Faces*, Marquette/Michigan (USA), 1992.
- (4) Anm. d. Red.: Tatsache ist jedoch (darüber gibt es neuerdings sogar eine Spezialarbeit), dass im 19./20. Jahrhundert in den USA zahlreiche ähnliche Funde, die den Establishment-Institutionen und -Museen übergeben waren, schlichtweg „verschwunden“ sind.
- (5) Anm. d. Red.: Das Problem der alten Buchstabenalphabete ist allerdings sehr kompliziert.
- (6) Anm. d. Red.: Dies ist noch nicht gesichert. Die alten Alphabetschriften, einschließlich der germanischen Runen, könnten auch mit recht großer Wahrscheinlichkeit von einer sehr alten iberischen Alphabetenschrift herkommen.
- (7) T. Capelle, „Kultur und Kunstgeschichte der Wikinger“, 1986, S. 144
- (8) ebd.
- (9) ebd.
- (10) Anm. d. Red.: Zu diesem rein schulwissenschaftlichen Diktum gibt es auch sehr qualifizierte Gegenstimmen!
- (11) Zitiert nach Bloch, „Die Etrusker“, Seite 43, Quelle Herbert Alexander Stützer, „Die Etrusker und ihre Welt“, Köln 1992, Seite 9.



# Vom Vertrauen in die Schulwissenschaft

Gedanken zu Dieter Vogls Beitrag zu „Burrows Cave“

© Horst Friedrich; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 22/1997

Aus gegebenem Anlass eine eigenartige Beobachtung, die ich immer wieder mache: Nonkonformisten, die aus gutem Grunde bestimmten schulwissenschaftlichen Lehrmeinungen Misstrauen entgegenbringen, akzeptieren im übrigen alles gläubig, was aus Establishment-Quellen kommt.

Ein alter Freund von mir, sogar Schulwissenschaftler (bekannter Zoologe), der sich über die „Schaumschlägerei“ auf seinem eigenen Gebiet keinerlei Illusionen hingab, akzeptierte ganz unhinterfragt alles, was andere Schulwissenschaften wie Physik etc. an Lehrmeinungen von sich gaben. So auch mit vielen „Laienforschern“.

Allenthalben sieht man etwa, gänzlich unhinterfragt, die schulwissenschaftlichen Chronologien gläubig übernommen. Auch der im übrigen von mir sehr geschätzte Dieter Vogl übernimmt, für mein Dafürhalten, in seinem Burrows-Cave-Beitrag allzu vieles zu unkritisch.

Ich gebe ja gerne zu: viele schulwissenschaftliche Forschungsergebnisse scheinen Vertrauen zu verdienen, man kann nicht allem und jedem misstrauen (weil sonst keinerlei Aussage mehr möglich wäre). Aber stets bleibt die Sache eine Gratwanderung!

Ich würde mir sehr wünschen, dass bei interdisziplinär verzweigten Themenkomplexen die Autoren der jeweiligen Beiträge sich nicht darauf beschränken, nur einen Aspekt der Sache kritisch zu hinterfragen, sondern die sehr reale Möglichkeit in Betracht ziehen, dass mehrere der beteiligten Lehrmeinungen unhaltbar sein könnten.

---

# Urknall und Lichtgeschwindigkeit

## Unlogische Gedanken über Gedanken

© F. E. Tworeck, Walfischbai (Namibia),  
veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 24/1997

Seit einem runden halben Jahrhundert glauben „wir“, dass sich das All ausdehnt. Als „Beweis“ dient die Verschiebung der Spektrallinien zum roten Ende des Spektrums hin. Je weiter ein Stern von uns entfernt ist, desto größer ist die Rotverschiebung - bis zu 90 % der Lichtgeschwindigkeit sind schon gemessen worden, und Entfernungen bis zu etwa 18 Milliarden Lichtjahren.

Vor etwa 20 Milliarden Jahren soll das All in einem Urknall entstanden sein. Folglich müssen, von einem Punkt aus, in zwei Milliarden Jahren die Teile, deren Licht uns heute nach weiteren 18 Milliarden Jahren erreichen, eine Strecke von 18 Milliarden Lichtjahren, bei zunehmender Geschwindigkeit, gesaust sein - nach dem Knall - gegen die Massenanziehung der Gesamtmasse, die sich dann ja zuerst in einem begrenzten Raum nahe beieinander befunden haben muss -, ins Nichts auf nichts zustürzend, wobei rundherum „etwas“ hat sein müssen, das der Materie zusätzliche Beschleunigung verlieh. Und da es uns rundherum so erscheint, müssen „wir“ wohl im Mittelpunkt gewesen sein. Oder?

Um nicht einer Geo- oder besser Eigengalaxis-zentrischen Illusion zu erliegen, lasst uns voraussetzen, wir wären irgendwo weit weg vom Mittelpunkt, aber noch 20 Milliarden oder mehr Lichtjahre vom „Rande“ entfernt. Der Relativität wegen erscheint sich in jedem Abstand rundherum alles gleich schnell weg zu bewegen. Relativ bewegen sich die am weitesten gegenüberliegenden Punkte in unserer Sicht mit  $2 \times 0,9 \times c$  (= Lichtgeschwindigkeit) voneinander weg. Das heißt, das sich angeblich nichts schneller als Licht bewegen kann, dass am einen Ende relativ zum anderen Ende alles bereits nur Energie ist. Das ist ganz offensichtlich Unfug!

Oder das ausgesandte Licht kommt nicht mehr an, ist also, relativ gesehen, nicht mehr existent. Die Lichtwellen weisen dann eine negative relative Geschwindigkeit aus, sie bleiben zurück. Auch müsste sich die Materie, die nach zwei Milliarden Jahren bereits 18 Milliarden Jahre weg war vom Punkt Null, sich im Mittel mit neunfacher Lichtgeschwindigkeit ausgebreitet haben, um dann plötzlich stufenlos zu 0,9-facher Geschwindigkeit abgebremst zu werden, um weiterhin mit zunehmender Geschwindigkeit ins Nichts zu fallen bzw. angetrieben ausgedehnt zu werden. Da ist doch der Wurm drin!

Meines Erachtens muss die Lösung anders aussehen. Beispielsweise könnten die Lichtschwingungen langsamer, langweiliger werden. Nach einer gewissen Zeit - 20 Milliarden Jahre? - verschwinden sie aus dem Bereich des Sichtbaren. Das All gibt uns so die Möglichkeit, eine Eigenschaft des Lichtes zu studieren, die im kleineren Maßstab einer Milchstraße nicht leicht messbar ist. Das könnte auch im Einklang

stehen mit dem Gesetz der Erhaltung der Energie. Denn irgendwoher müsste doch die Ausbreitungsenergie kommen. Oder sind im All keine Energiemengen nötig, einen Lichtimpuls in immer unermesslichere Räume sich ausbreitend laufen zu lassen?

Dann ist das Langwelliger-werden gar kein Dopplereffekt. Auch so müsste es möglich sein, dem All, soweit wir es ‚sehen‘ können, eine Größe zuzuerkennen. Diese wäre dann natürlich erheblich kleiner als bislang angenommen .

Wird Licht, das aufhört zu schwingen, zu Materie? In ständigem Umsatz? Die Umkehrung dessen, was nach der erweiterten Ausdehnungstheorie geschehen müsste, wenn Milchstraßen Lichtgeschwindigkeit erreichen? (Was, natürlich, nach Einstein, nicht möglich ist. Und nach dem Gesetz der Erhaltung der Energie nicht ‚nötig‘ ist!).

Die ‚Ermüdung‘ des Lichtes kann gewiss auch mathematisch erfasst werden, denn sie muss dem Gesetz von der Erhaltung der Energie gehorchen. Das wäre dann auch eine ‚Erklärung‘. welche alles stark vereinfachen würde.

Es kann natürlich auch andere Mechanismen geben, die wir nicht kennen! Aber die Urknalltheorie ist meiner Meinung nach reiner Mythos! Vielleicht erdacht, um die Schöpfungsgeschichte zu beweisen? Leider, glaube ich, mit ein paar Schönheitsfehlern.

---

# Mit der Rute in der Geest

## Die EFODON-Jahrestagung in Wildeshausen (12.-14. Sept. 1997)

(c) Heinz Günther Birk; veröffentlicht in SYNESIS Nr. 24/1997

Wenn sich EFODON-Mitglieder treffen, vor allem, wie anlässlich der diesjährigen Jahrestagung in Wildeshausen, sind Wünschelruten und Pendel immer dabei. Vor allem und gerade in einer Gegend wie der Wildeshausener Geest, wo Großsteingräber (1) und Steinkreise in großer Anzahl zu finden sind.

Natürlich wissen EFODON-Mitglieder, dass das Rutengehen und Pendeln - mit dem mittlerweile bekannten Begriff „Radiästhesie“ bezeichnet - ein ernstzunehmendes Wissensgebiet ist (2). Selbst solche, die sich, wie der Verfasser, nicht als Radiästheten bezeichnen können, erkennen zumindest die Anwendbarkeit dieser Methode, zum Beispiel zum Aufspüren von Wasser- oder Erzadern. Um in Bezug auf die praktische Einsatzmöglichkeit von Rute und Pendel mehr zu erfahren, ist die Teilnahme an EFODON-Tagungen natürlich ideal. Vor allem aber bleibt beim „Über-die-Schulter-gucken“, ohne eigenes Instrumentarium, noch genug Zeit zur Beobachtung der Umgebung der radiästhetisch relevanten Orte. Insbesondere auf der schon erwähnten EFODON-Tagung vom 12. bis 14. September 1997 in Wildeshausen machten meine Lebensgefährtin und ich viele interessante Beobachtungen und Erfahrungen. Nicht nur, dass wir erwartungsgemäß als Gäste begrüßt und im wahrsten Sinne des Wortes als Freunde verabschiedet wurden, auch die Menschen aus Geest und Heide, welche den Tagungsteilnehmern begegneten, ließen für unser Thema interessante Schlüsse zu. Vor allem die am Tagungssamstag unternommene Begehung der radiästhetisch-relevanten Orte führte zu unglaublichen Erkenntnissen.

Dazu muss man sich das Bild vorstellen, das sich zum einen unbeteiligten Wanderern und Radfahrern, zum anderen den mutenbewehrten Tagungsteilnehmern bot. Etwa zwölf Personen, teils mit Rute, teils mit Pendel, und für den Wanderer noch erstaunlicher, gar mit Kompass ausgerüstet, diskutierten relativ laut, ob und wie irgendwelche Energieströme um „Gräber“ und Steinkreise herumfließen. Ein wenig verstohlen, um niemanden dieser „merkwürdigen Fremden“ ihre sicher nachvollziehbaren Gedanken verspüren zu lassen, zog mancher seinen Kompass (in einem Naturschutzgebiet mit idealen Wanderbedingungen häufig mitgeführt) aus der Tasche, um zu sehen, ob was fließt. Mag der geniale Physiker Albert Einstein mit seinen Worten: „Alles relativ, alles fließt“ zwar nahe legen, dass es Dinge gibt, die einfach nicht begreifbar sind, schien ein Kompass doch geeignet, selbst zu überprüfen, über welche „geheime“ Mysterien geredet wurde. Für einen „Eingeweihten“ kam die Reaktion der trotz aller Vorurteile kein bisschen sturen Nordlichter nicht überraschend. Die Kompassprobe ergab schlicht und einfach, dass in den großen Steinen kein Magnet verborgen ist.

Gut vorstellbar, wie sich - aus der Sicht des Normalbürgers - eine mentale Mauer zu diesen „komischen Heiligen“ aufbaute. Man hatte das ja schon immer gewusst. Auch diejenigen EFODON-Mitglieder, die sich diesmal den Geist von EFODON wegen

Abwesenheit entgehen lassen mussten, kennen eine solche Mauer im Kopf. So ziemlich jeder pflegt im privaten Bereich Kontakte zu lieben Verwandten, Kollegen und Nachbarn. Vielleicht kann diese bescheidene Abhandlung die Statik dieser Mauer ein klein wenig erschüttern (3).

Walter Arklund, Kommunikationsspezialist und nach Angabe des Herbig-Verlages Forscher auf den Gebieten der experimentellen Archäologie, Geomantie und Radiästhesie, gibt auch für den Experten auf diesen Gebieten Wissenswertes. Obwohl es an dieser Stelle merkwürdig anmutet, vor allem für den erfahrenen Radiästheten, dass Arklund im Zuge von archäologischen Ausgrabungen am Rhein (4) die von ihm als Jupiterstadt/Atlantis bezeichnete große Ansiedlung auf Wasserkreuzungen ermutet hat, dürften seine Ausführungen auch unter streng wissenschaftlichen Maßstäben bedeutsam sein. Vom Verfasser gemutmaßt (nicht gemutet), könnte hier auch für das EFODON-Projekt „Keltenschanzen“ noch viel zu holen sein. Doch bleiben wir bei unserem Thema, nämlich, wie könnte man hier argumentativ sowohl Paradigmen abbauen, als auch zum Beispiel im Kegelclub ein Interesse an EFODON wecken. Indem sich der in der Rolle des Anwenders befindliche Radiästhet ein wenig mit der Geschichte der (noch) nicht anerkannten Wissenschaft befasst.

Ähnlich wie ein fünfjähriges Kind, das genau weiß, mit welchem Knopf am Fernsehgerät die lustig-lehrreiche Maus ins Haus kommt, jedoch dennoch bar der technischen Kenntnisse für ein TV-Gerät ist, geht es selbst erfahrenen Radiästheten. Man weiß, da vielfach angewandt, wie eine Rute, Mute oder ein Pendel reagieren, wenn, den Augen verborgen, zum Beispiel eine Wasser- oder Erzader nahe sind. So ging auch Arklund mit seiner Rute dem archäologischen Spaten voraus. Wenden wir uns ein wenig der in gelben Kästen von Arklund wiedergegebenen Darstellung hinsichtlich der Entstehungsgeschichte der Radiästhesie zu.

Wichtig vor allem, dass seit der kaum verstandenen Periode der etruskischen Hochkultur Erz und Wasser suchende Rutengänger sehr hohes Ansehen, sowohl bei geistlichen als auch weltlichen Fürstenhäusern, genossen. Und noch mehr als das - sogar der materielle Status eines Reiches, der Grund für fürchterliche und grausame Kriege, hing unmittelbar davon ab, wer über die besten Rutengänger verfügte.

Solche mit hochsensiblen Kräften ausgestatteten Zauberer und Magier wurden sicher in einer Art „goldenem Käfig“ unter Verschluss gehalten. Man braucht kaum Phantasie, sich vorzustellen, dass ein Rutengänger in historischer bzw. prähistorischer Zeit, gleichbedeutend mit hochwillkommenen Kenntnissen in der Erzgewinnung, der Bearbeitung und der keineswegs einfachen Handhabung von notwendigen Feuereinrichtungen, für meist analphabetische Kaiser und Fürsten teuer war. Alles andere als eine schwer verständliche Pseudo- oder Quasiwissenschaft (5). Holen wir zur Flankierung der Besprechung von Walter Arklunds Thema die hoffentlich von möglichst vielen „EFODONiern“ und Freunden studierte hervorragend präsentierte Dokumentation über das keltische Nachrichtensystem aus dem Bücherregal (6).

Vor allem die wohl allen Feinden als Dorn im Auge erscheinenden gehörnten und verteufelten „Ludrenmänner“ wollen wir betrachten. Nicht nur, dass sie die von Gernot L. Geise beschriebenen Ludrenplätze zur Übersendung von Nachrichten betrieben, auch das „Outfit“, weitere Teufelsmerkmale sowie die keineswegs für das Verlassensein von der „besseren Hälfte“ sprechenden Hörner sind brisant. Wenn schon Feuer (folgen wir Geise)

vorhanden war, warum dies nicht multikomplex nutzen? Natürlich, um Verstorbene zu verbrennen, wobei an anderer Stelle die Diskussion von Geise, diese Weisen hätten deshalb unter geringem Ansehen zu leiden, sachlich und kritisch hinterfragt werden müsste. Für unser Thema wesentlich jedoch ist vor allem, dass diese Gehörnten auch für die Erzgewinnung und Bearbeitung mehr als prädestiniert gewesen sein müssen. Um aus Sicht eines potentiellen Aggressors diese wohl bedeutende Machtzentrale der Verteidiger erfolgreich zu bekämpfen, musste genau hierhin der blitzkriegartige Vernichtungsschlag mit einer Art „Thor-Mjölhir-Axt“ (Mjölhir = Zermalmer) erfolgen. Die hochtechnisierte Anlage der „Götter“ mit Titanenkräften zerschlagen, die Kenntnisse und das Wissen der „Teufel“ sichern und die Plebejer mitsamt diesem hinkenden Hephaistos zur Hel oder Hölle zu schicken.

Ein Bündel von Fragen tut sich hier auf, die noch nicht ganz geklärt werden können.

„Wer sucht der findet, und wenn er findet wird er erschüttert sein.“ (Thomas-Evangelium). Auch wenn man dort, im ostfriesischen Lustwandergebiet des Wald- und Heidedichters Hermann Löns, heutzutage nur noch auf musizierende Gastgeber und Luftbildverkäufer trifft, tanzende Derwische nur als lästige Biester daherkommen, ist die Führung der Brüder Becker (7) zu den „heiligen Orten“ der „Wünschelrutenheiligen“ immer noch eine Reise wert. Auch wenn ein absolut radiästhetischer Neuling wie der Verfasser von Muten und Pendeln soviel Ahnung hat wie eine Haischnucke vom Sonntag, ist eines sicher:

Wir gehen auch zukünftig auf Jagd nach dem „EFODON-Geist“, der mit Wind durch die Geest braust. Vielleicht, übers Jahr, gibt es ein Wiedersehen. Wir kamen als Gäste und gingen als Freunde und wünschen allen den Segen des Propheten Muhammad, der im Islam mit Issa gleichgesetzt wird: Inshallah!

## **Literatur und Anmerkungen**

1. Großsteingräber = offizielle archäologische Bezeichnung. Ob z.B. Visbeker Braut oder Bräutigam tatsächlich Gräber sind, ist bisher zumindest sehr fraglich.
  2. „Radiästhesie im Alltag“ von Gernot L. Geise, Hohenpeißenberg 1995
  3. Im Folgenden entnommen aus: „Atlantis lag am Rhein“ von Walter Arklund, München 1996
  4. Von französischen und deutschen Archäologen gemeinsam betriebene Ausgrabung. Diese liegt, grob geschildert, an der deutsch/französischen Grenze zwischen Reinheim und Bliesbruck am gleichnamigen Nebenfluss des Rheines, der Blies. Geographisch weiter gefasst im sog. Fünfländereck Frankreich, Benelux und Deutschland.
  5. Zur Definition der hier gebrauchten, abstrakten Begriffe sei wegen der für einen Artikel gebotenen Kürze auf den Artikel von Dr. Horst Friedrich in SYNESIS Nr. 23/1997 „Parawissenschaften“ verwiesen.
  6. „Das keltische Nachrichtensystem“ von Gernot L. Geise, Peiting 2002.
  7. Die EFODON-Tagung wurde von Martin und Gido Becker aus Wildeshausen organisiert.
- 
-

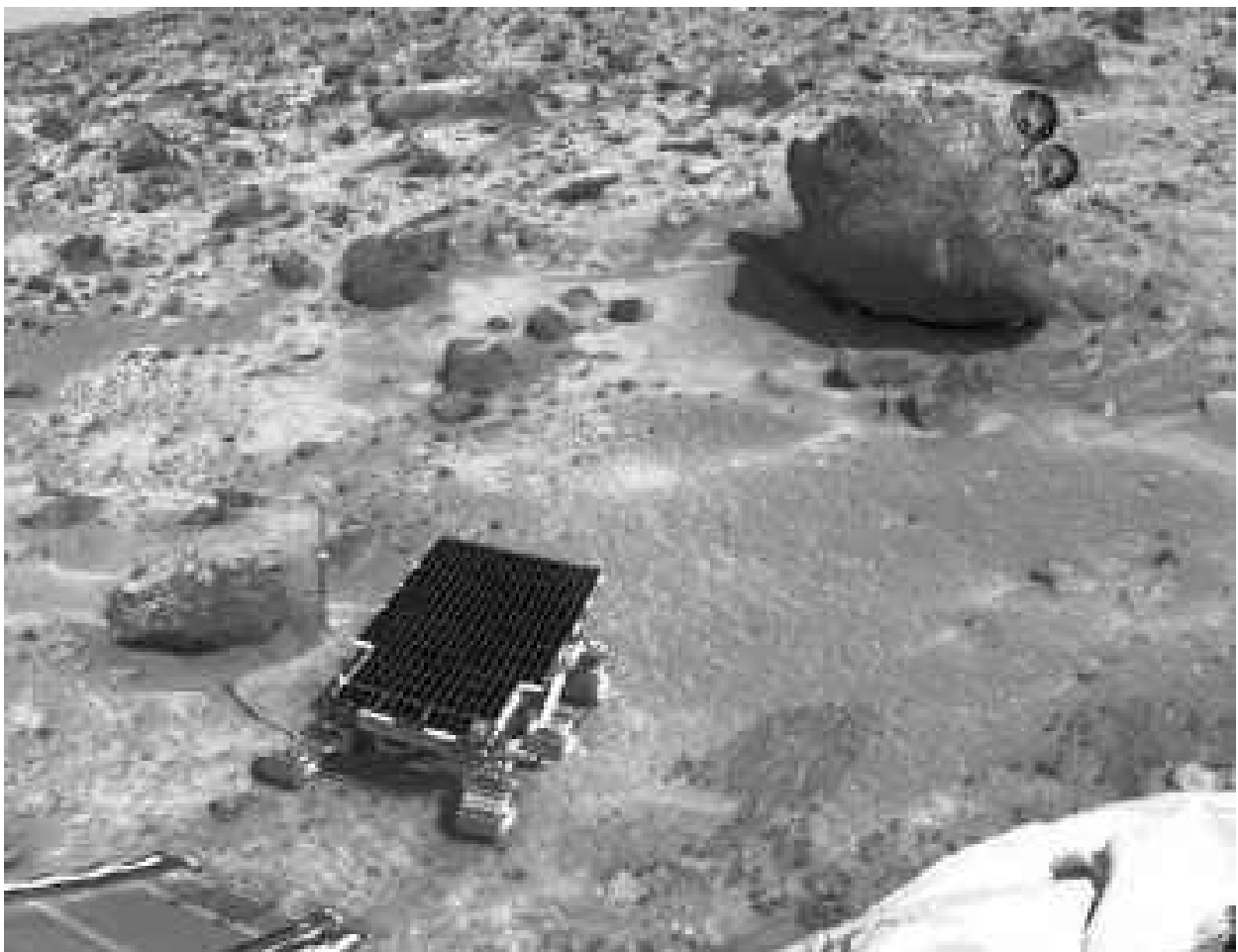
# Gibt es etwas Neues vom Mars?

(c) 1997 Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 24/1997

Wir warten gespannt auf neue Bilder vom Mars, denn immerhin befindet sich seit Anfang September die NASA-Sonde „Mars Global Surveyor“ in einer Umlaufbahn um den Roten Planeten. Die NASA gab auch stolz das planmäßige Einschwenken in den Marsorbit bekannt. Im Status-Bericht der NASA am 8. Oktober wird gemeldet, dass die Sonde in 37 Kilometern über der Marsoberfläche die sechzehnte Umkreisung beendet hat.

Zur Erinnerung: der „Global Surveyor“ hat eine Hochleistungskamera an Bord, mit der hochauflösende Bilder der Marsoberfläche aufgenommen werden sollen, und „selbstverständlich“ seien im Computerprogramm der Sonde auch Objekte wie das „Marsgesicht“ registriert.

Der „Global Surveyor“ befindet sich momentan noch in einer sehr stark elliptischen Umlaufbahn, auf der die Sonde am nächsten Punkt dem Mars bis auf ein paar hundert Kilometer nahe kommt, während sie sich am fernsten Punkt einige zehntausend Kilometer vom Mars entfernt. Die NASA will mit einem speziellen Manöver, genannt „Aerobraking“, die Sonde behutsam abbremesen und in eine stabile Kreisbahn bringen. „Aerobraking“ sieht vor, bei jeder Umkreisung die Sonde durch ein kurzfristiges Eintauchen in die Marsatmosphäre abzubremesen, bis aus der Ellipsenbahn eine annähernd kreisförmige Umlaufbahn geworden ist. Dieses Manöver soll bis zum Januar abgeschlossen sein, und dann würde - so die NASA - die Sonde mit der Kartografierung der Oberfläche beginnen.







*Zwei „Marsianer“ lugen um einen Felsen herum, um die Aktivitäten des „Sojourner“ zu beobachten, unteres Bild ein Bildausschnitt (NASA-Foto: Sojofrie; Ausschnittsvergrößerung: Geise)*

Da stellt sich natürlich sofort die Frage, wie tief die Sonde eigentlich in die Lufthülle eintauchen muss, um überhaupt einen Bremsseffekt zu erreichen, wenn die Atmosphäre doch nur ein hundertstel so dicht wie die irdische sein soll? Es ist das alte Problem: entweder ist die Marsatmosphäre wesentlich dichter, als es uns die NASA erzählt, oder es gibt keinen Abbrems-Effekt! Es sei denn, die Sonde taucht bis fast auf die Oberfläche in die Mars-Atmosphäre ein, wobei jedoch andere Probleme auftauchen dürften.

Die NASA hat sich eine Hintertür offengehalten, indem sie uns mitteilt, das „Aerobraking“-Manöver sei noch niemals erprobt worden, und dabei könne natürlich auch einiges schief laufen.

Die NASA hat sich an ihre Ankündigung gehalten - die der amerikanische ehemalige NASA-Mitarbeiter Richard C. Hoagland als in der Geschichte der NASA einmaligen Skandal bezeichnete -, nur „ausgewählte“ Bilder zu veröffentlichen. Diese Politik hat die NASA erfolgreich bei der „Pathfinder“-Sonde angewandt, indem sie nur einige hundert von tausenden übertragenen Fotos veröffentlichte. Mit dieser Methode kann schon im Vorfeld alles, was „nicht gesehen werden darf“ - lies: Bilder, die etwas zeigen, was nicht sein darf -, problemlos aussortiert werden. Natürlich ist dieses Verhalten der amerikanischen Weltraumbehörde Wasser auf die Mühlen der Gerüchteküchen, doch das hat sich die NASA selbst zuzuschreiben. Da helfen auch die verteidigenden NASA-Aussagen nicht viel, „selbstverständlich“ würde die NASA nichts, kein Bild und kein Messergebnis, verschweigen ...

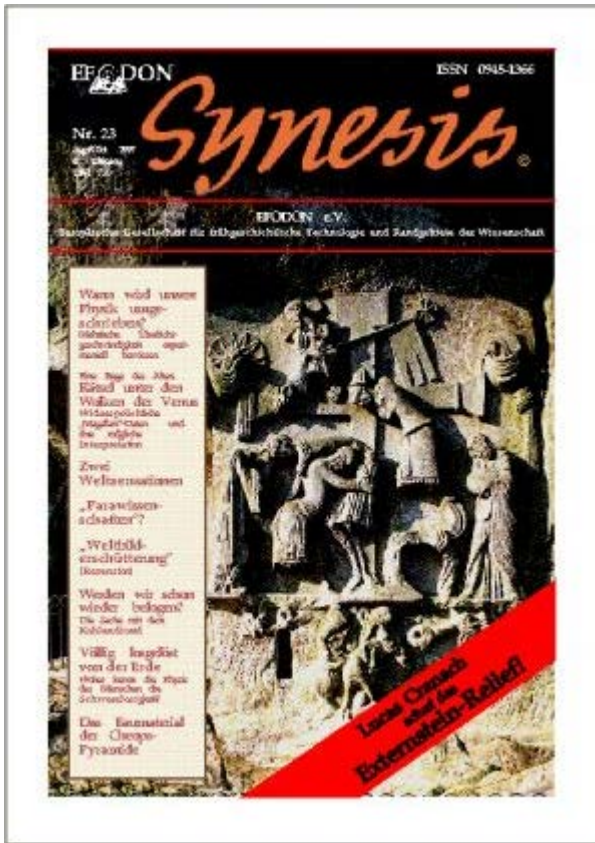
Der Verdacht, dass „mit falschen Karten gespielt wird“, drängt sich geradezu auf, wenn die NASA die Veröffentlichungen über die „Pathfinder“-Mission einstellt, mit der Begründung, die Bildübertragung sei beendet, weil in die Sonde aus Versehen Batterien eingebaut worden seien, die nicht wiederaufladbar sind. Wer soll das eigentlich glauben? Hat der Mars-Rover „Sojourner“ etwa eine marsianische Cola-Dose gefunden, so dass die Bilder, die nun noch übertragen werden, Top secret sind? Oder hängt diese NASA-„Notreaktion“ etwa damit zusammen, dass (Privat-) Forscher auf einigen der „Pathfinder“-Fotos am Bildhorizont mehrere gleich aussehende, hütten- oder



gebäudeähnliche Objekte erkannt haben wollen?

Bereits während der laufenden Übertragung der „Pathfinder“-Bilder schmuggelte die NASA ein Foto dazwischen, das zwei großäugige „Marsianer“ zeigt, die hinter einem Felsen hervorklugen und die Aktivitäten des „Sojourner“ beobachteten. Soll das etwa ein Zeichen von Humor bei der NASA sein??

---





EFODON

St.Nr. 1461/1991

Nr. 22  
Jahrgang  
1. Jahrgang  
1991

# Synesis

EFODON e.V.

Potsdamer Gesellschaft für interdisziplinäre Talente und Felder der Wissenschaft

Chinesen: Ein Mythos

Gebirgsbau: Die Karpaten  
Mäpse

Der Versuch über die  
Hochkultur Neandertalers  
Gemeinschaft

Reisen: Dieter Vogt „Caracas-  
Rogers“: Lösungen für  
aktuelle soziale Probleme?

„Eine Neue Wissenschaft  
den Berg steuert“  
Gedankenreise

Die „Kultur“  
Süds in Mälaren  
oder die Mäpse der Germania?

„Gedens „Jagd“  
Süds in Mälaren  
Gemeinschaft

„Was ist die Dialekt-  
Gemeinschaft“  
Gedankenreise

Umwelt: unökologische  
Erdebeben

Jetzt erregt sich  
von der Dialekt-  
Gemeinschaft

EFODON-Mitgliedschaften:  
Reise: Die Schwere zwischen  
Wissenschaft und Kunst

Zu den...  
Der EFODON e.V. ist ein Internet

## „Mu“ gefunden?

Riesige Untertwasser-  
Säulen entdeckt

# Die menschliche Abstammungslehre ist gekippt!

© 1997 Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 23/1997

Im Juli 1997 ging eine Meldung durch die Medien, die nur am Rande erwähnt wurde, obgleich sie an Brisanz eigentlich nicht zu übertreffen ist:

Die beiden Genforscher Matthias Krings und Svante Kääbo untersuchten in einem Münchener Genlabor einen Oberarm des Neandertalers. Dabei stellten sie fest, dass die DNS (die Erbinformation) nicht mit unserer übereinstimmt. Als nächstes wollen sie einen Knochen des Cromagnon untersuchen.

Hat es nur niemand gemerkt, oder geht man „offiziellerseits“ davon aus, dass es hoffentlich niemand merkt? Dieses Ergebnis bringt unser gesamtes „gesichertes“ Weltbild über die Abstammung des Menschen zum Einsturz! Es sagt lapidar aus, dass die affenähnlichen Wesen, die uns als unsere Vorfahren hingestellt werden, mit uns genauso wenig verwandt sind wie ein Elefant oder eine Küchenschabe.

Bisher, d.h. bis zum heutigen Tag, wird der Neandertaler als einer unserer Vorfahren bezeichnet, dessen Seitenzweig von unserem menschlichen Stammbaum irgendwann vor etwa 30.000 Jahren ausstarb.

Mit anderen Worten: Der Neandertaler und wir sollen - lt. schulwissenschaftlicher Lehrmeinung - dieselben Vorfahren haben. Und was hat man in letzter Zeit nicht alles unternommen, um eine „Aufwertung“ des Neandertalers zu erreichen, nachdem er generationenlang als tumbes, affenähnlich gebeugt gehendes, kulturloses Wesen dargestellt wurde. Da wurde festgestellt, dass sein Gehirnvolumen dem unseren gleichwertig gewesen sei, er demgemäß mindestens so intelligent gewesen sein müsse wie wir. Da hat man festgestellt, dass er durchaus religiöse Sitten und Bräuche zelebrierte, und letztendlich stellte man fest, dass sein „äffisch“ aussehendes Wesen doch nicht so ausgeprägt gewesen sei. In unserer heutigen Zeit und in unsere Kleidung verpackt, wäre er nicht von unseren Zeitgenossen zu unterscheiden. Und nun das.

Der Neandertaler gehört nicht zur Gruppe derselben menschlichen Spezies wie wir. Ob wir stolz darauf sein können, bleibt fraglich. Aber: wenn der Neandertaler genetisch nicht mit uns verwandt ist, dann dürfen seine Vorfahren - die auch unsere sein sollen - zwangsläufig ebenso wenig mit uns verwandt sein! Das heißt, der kunstvoll entwickelte Stammbaum des heutigen Mensch hat sich in Nichts aufgelöst. Vorläufer-Spezies des Menschen sind derzeit nicht mehr nachweisbar!

Die beiden Forscher wollen als nächstes, wie gesagt, Knochen des Cromagnon untersuchen, der (immer noch) als unser direkter Vorfahr gilt. Es mag noch so unwahrscheinlich klingen, doch ich wage die Prognose abzugeben, dass sich auch der Cromagnon genetisch so sehr von uns unterscheidet, dass auch er als menschlicher Vorläufer ausscheidet!

Nach meiner These kann sich der Mensch sich nicht auf der Erde entwickelt haben, ob wir es nun wahrhaben wollen oder nicht. In meiner Buch-Reihe „Unser marsianisches Erbe“ habe ich es detailliert dargelegt, und durch langwierige Recherchen kann ich diese Aussage recht genau belegen.

Für den einen oder anderen mag diese Aussage zu phantastisch klingen, auch mir ging es zunächst so. Doch - siehe oben - die Wissenschaft beweist es immer deutlicher: Wir sind auf der Erde ein Fremdkörper! (Und wir benehmen uns ja vielfach auch so.)

---

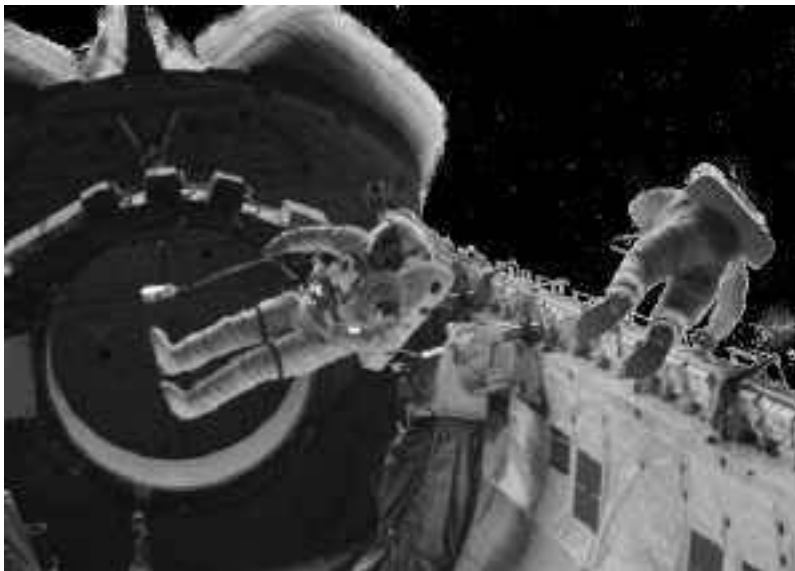
# Völlig losgelöst von der Erde

## Woher kennt die Physis des Menschen die Schwerelosigkeit?

© 1997 Heinz Günther Birk; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 23/1997

Das 20. Jahrhundert ist das Zeitalter des technischen Fortschritts. Bereits vor knapp hundert Jahren glaubten einige Menschen, das Ende der Wissenschaft sei nahe, da man den Zeitpunkt für gekommen wählte, an dem der Mensch alles wissen würde. Nach der geglückten Landung auf dem Mond schien dann alles möglich zu sein. Zumindest technisch gesehen stand der Eroberung des solaren Heimatsystems nichts mehr entgegen. Schon bald schickte man unbemannte Sonden auf den Weg in die Unendlichkeit.

Das größte Problem stellt jedoch, nach wie vor, der „Faktor Mensch“ dar. Demzufolge kamen auch die schwerwiegendsten Bedenken aus Kreisen der Mediziner. Längere Raumreisen (wie zum Beispiel eine Mission zum Mars, für die man zwei Jahre ansetzte) könne die schwerkraft-orientierte Physis des Menschen nicht schadlos überstehen. Als primäres Problem wurde jedoch der zu befürchtende Knochen- und Muskelschwund gesehen. Alle diese Vermutungen schienen sich auch nach den ersten, relativ kurzen, Missionen der sechziger Jahre zu bestätigen.



Einen ungefähren Eindruck von den damaligen Vorstellungen kann man bekommen, wenn man eine Flugreise unternimmt. Aufgrund des raschen Wechsels vom Boden des Flugplatzes bis zur Reise Flughöhe kommt es häufig zum berühmten Ohrensausen. Obwohl diese Unannehmlichkeit bei gewöhnlichen Fluggästen in der Regel mit einem Lutschbonbon in den Griff zu bekommen ist, sind die Probleme bei Astronauten und Kosmonauten ungleich schwieriger. Vor allem die Russen haben seit vielen Jahren kontinuierlich die Auswirkungen der Schwerelosigkeit auf den menschlichen Körper

untersucht. Mit Hilfe verbesserter telemetrischer Techniken ist eine lückenlose medizinische Kontrolle auch über große Entfernungen hinweg möglich (1).

Doch alle ursprünglichen Befürchtungen sollten sich bald als gegenstandslos erweisen. So unter anderem auch, als der russische Kosmonaut Poljakov am 22. März 1995 nach seiner gewichtslosen Reise von 438 Tagen in der Raumstation MIR (Friede) zur Erde zurückkehrte. In diesem Weltrekord Poljakovs sah man die Simulation einer Reise zum Mars (2).

Der hochdekorierte deutsche D1-Astronaut Prof. Reinhard Furrer, der im September 1995 bei einer Flugshow in Berlin tragisch verunglückte, hielt noch drei Wochen vor seinem Tod in der Schweizer Hauptstadt Bern einen denkwürdigen Vortrag (3). Mittels präzentierter Dias gab er dort einen Einblick in den Alltag eines Astronauten. In seinem Hauptthema beschrieb er anschließend die sogenannte Raumfahrerkrankheit aus seiner Sicht als Physiker.

Furrer skizzierte recht anschaulich die körperlichen „Unpässlichkeiten“, die sich in den ersten zwei oder drei Tagen bei den Teilnehmern einer Shuttle-Mission einstellen. Die Symptome dieser Raumfahrerkrankheit verglich er mit denen der Seekrankheit. Beide seien sich durchaus ähnlich. Ein wesentlicher Unterschied - und dies ist interessant - ist jedoch die unterschiedliche Adaptionsmöglichkeit.

Die Seekrankheit lässt sich nicht, auf keine irgendwie erdenkliche Weise, adaptieren. Wer davon befallen ist, wird die üblichen Begleiterscheinungen auch noch bei der 10. Atlantiküberquerung verspüren.

Die Raumfahrerkrankheit wird jedoch ausnahmslos nach spätestens drei Tagen von allen Besatzungsmitgliedern adaptiert. Selbst Befürchtungen hinsichtlich weiblicher Expeditionsteilnehmer, sie könnten durch die Schwerelosigkeit aufgrund frauenspezifischer Indikationen gefährdet sein, erwies sich als unzutreffend. Konkret: Selbst vehement apostrophierte Schädigungen durch einen gestörten Hormonhaushalt sowie durch den scheinbar veränderten, mondphasenabhängigen Zyklus traten nicht ein.

Schon seit langem wird ja in der Fachwelt darüber diskutiert, ob der Mensch über ein Erbgedächtnis verfügt - über ein physiologisches Erbgedächtnis wohl gemerkt, dabei wirksam werdender Schwerelosigkeit ja der optimale Hormon-, Adrenalin und Noradrenalin Spiegel zur Verfügung stehen muss (4).



Der weltberühmte, mit einem Nobelpreis geehrte Verhaltensforscher Prof. Konrad Lorenz (nahezu jedem als „Gaugans-Lorenz“ ein Begriff) hat mit seinen Studien an Dohlen und Graugänsen den Begriff „Trieb-Dressur-Verschränkung“ geprägt. In seinen Arbeiten zeigte er auf, dass eine ganze Reihe überlebenswichtiger Kenntnisse im Tierreich nicht ausschließlich erlernt werden. Vor allem an im Brutschrank das Licht der Welt erblickenden Dohlen, die nie einen Artgenossen sahen, machte Lorenz klar, dass ursprüngliche in einem Lernprozess zugeschriebene Fähigkeiten in Wahrheit bereits im Gedächtnis des Vogels vorhanden waren. Diese Vorarbeiten von Prof. Lorenz konnte in den sechziger Jahren dessen Schüler, Prof. Irenäus Eibel-Eibesfeld, durch Studien an Ratten weiter verifizieren (5).

Aus einem Wurf neugeborener Ratten nahm er einige weibliche Tiere heraus und zog sie künstlich auf. Das heißt, schon unmittelbar nach der Geburt wurden die Neugeborenen der natürlichen Kontakte zu ihrer Mutter beraubt. Andere Jungtiere beließ man zur Versuchskontrolle jedoch beim Muttertier. Da Ratten bereits nach sieben Tagen geschlechtsreif werden, ist natürlich die Zeit des Anlernens (Dressur) denkbar kurz. Der Nachwuchs wird ganzjährig geboren, was den Schutz der Neugeborenen (nackt, ohne Fell bis etwa vierzehn Tage nach der Geburt) besonders dringlich macht.

Um also für den Zeitraum zwischen der Geburt und der zweiten Lebenswoche das Überleben der Jungen zu sichern, muss die Rattenmutter für einen entsprechenden Unterschlupf sorgen. Sie baut daher ein Nest, um den Nachwuchs vor Kälte und Feinden zu schützen. Man glaubte, dass das heranwachsende Rattenweibchen diese Fähigkeit - von Konrad Lorenz als Trieb-Dressur-Verschränkung bezeichnet - von seiner Mutter erlernt. Die von Prof. Eibel-Eibesfeld vorgenommene Isolierung der wenige Tage alten Rattenweibchen nahm diesen natürlich die Möglichkeit des Erlernens.



Als die Heranwachsenden nacheinander in einigen Wochen selbsttrüchtig wurden, bauten sowohl die „isolierten“, als auch die „unterrichteten“ Teilnehmerinnen des Experiments ihre jeweiligen Nester in nahezu gleicher Qualität. Dies könnte ein starkes Indiz dafür sein, dass die recht komplizierte Konstruktion eines solchen Nestes bereits als Erfahrungsschema im Gehirn der Ratte vorhanden ist und sie lediglich durch Schlüsselreize, wie die Veränderung des Hormonhaushaltes in ihrem Körper (6), zum Nestbau angeregt wird. Bezüglich des „Wie“ würde das Tier über Erbinformationen seiner Vorfahren „belehrt“ werden.

Genau in dieser Richtung waren die Ausführungen Prof. Reinhard Furrers bei seinem in Bern gehaltenen Vortrag zu verstehen. Da er anhand des Beispiels der Seekrankheit klar machte, dass bei der Überwindung der Raumkrankheit, im Gegensatz dazu, keine Adaption vorliegt, könnte hier auch ein menschliches Erbgedächtnis gemeint sein.

Wer hin und wieder an Städtetouren oder sonstigen Besichtigungen teilnimmt, hat vielleicht auch schon einmal ein *déjà-vu* (frz.: schon gesehen) -Erlebnis gehabt. Dem Betroffenen kommt hierbei alles sehr bekannt vor, obwohl er sicher ist, an dem jeweiligen Ort noch nie gewesen zu sein. Ist es am Ende gar möglich, dass es sich hierbei um Erinnerungen des Ur-Ur-Opas handelt, die im Kleinhirn gespeichert sind? Doch nun zurück zu Prof. Furrer.

Wenn die physische Adaption der Raumkrankheit auf Faktoren und Funktionsweisen eines Erfahrungsschatzes im Gehirn des Menschen zurückgeführt werden kann, müssten sinngemäß die Vorfahren heutiger Raumfahrer über „einschlägige“ Erfahrungen verfügt haben. Wir brauchen an dieser Stelle noch nicht einmal die Astronautengötter des Erich von Däniken zu bemühen. Eine vergessene, einst existierende Hochkultur wie etwa Atlantis könnte ebenso dafür verantwortlich sein. Natürlich könnte, zur Ehrenrettung des „Enfant terrible“, auch noch ein völlig anderes Szenarium diskutabel sein. EvD's Thesen, nach denen die Erde, ausgehend von einer „intergalaktischen Hauptstraße“, mittels Generationenraumschiffen besiedelt worden wäre, haben einen gewissen Charme. Alle Generationen, die auf solchen Weltraumreisen geboren würden, hätten nie die anheimelnde, planetare Schwerkraft kennen gelernt. Nach ihrer Ankunft auf Mutter Erde schließlich hätten deren Kinder und Kindeskinde, durch Sintfluten und ähnliches dezimiert, die Erinnerung an ihre „galaktische Heimat“ verloren. So weit, so gut.

Da wir ständig darum bemüht sind, den Atlanten eine hochstehende Kultur zuzugestehen, sollten wir uns fragen, ob sie nicht auch die Raumfahrt beherrscht haben könnten. Zumindest - wenn man die Quintessenz des beinahe als Vermächtnis zu bezeichnenden Furrer-Vortrages untersucht - muss man sich über die allzu große „Darwin-Gläubigkeit“ der Evolutionstheoretiker mehr als wundern. Denn die Frage wäre doch, ob dieses problemlose Adaptieren der menschlichen Physis an die

Schwereelosigkeit nicht vielleicht sogar gerade das ist, was Genbiologen am Chromosomenstrang als „genetischen Müll“ bezeichnen?

## Literatur und Anmerkungen

1. Mit Hilfe der Telemetrie werden in modernen Kliniken selbst Intensivpatienten überwacht, wobei die Effizienz auch bei größtmöglicher Vermeidung von Heilungschancen-mindernden Störungen der Patienten liegt.
2. Bärwolf: „Die Mars-Fabrik“, Herbig 1995
3. Auf der Weltkonferenz der ANCIENT ASTRONAUT SOCIETY am 25.08.95 in Bern.
4. Man stelle sich einen rapide veränderten Kalzium- und Serotonin Spiegel im Hinblick auf die „Funktionsfähigkeit“ der Besatzung vor.
5. Ein anderer Schüler von Konrad Lorenz, Prof. Leyhausen, setzte dessen Studien am MPI-Institut in Dortmund an von ihm vorzugsweise untersuchten Edelkatzen fort. Der recht zahlreich vorhandenen zitierwürdigen Literatur we-gen sei an den Wissenschaftlichen Dienst des Max-Planck-Institutes verwiesen.
6. Wie solche hormonell ausgelösten Schlüsselreize „funktionieren“, kann der Verhaltensforscher beim Phänomen der Scheinträchtigkeit einer Hündin exemplarisch studieren.

Fotos: NASA

---

## Eine Frage des Alters

# Rätsel unter den Wolken der Venus

## Widersprüchliche „Magellan“-Daten und ihre mögliche Interpretation

© 1997 Roland Roth; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 23/1997

*Feuer hängt herab vom Planeten Venus.*

(Traktat Sabbat/Talmud)

Auf dem Planeten Venus:

*„Die Sauerstoffkonzentration hat sich wesentlich erhöht - fünfzehn auf eine Million“, sagte Hutchins. „Beim Wagen waren es nur fünf, und im Flachland findet man kaum noch etwas.“ „Aber fünfzehn auf eine Million!“ protestierte Jerry. „Nichts könnte diese Mischung atmen.“ „Du zähmst den Gaul von hinten auf“, erwiderte Hutchins. „Nichts atmet das. Etwas erzeugt es. Woher, glaubst du, stammt der Sauerstoff der Erde? Er wird nur vom Leben produziert - von Pflanzen. Bevor es Pflanzen auf der Erde gab, glich unsere Atmosphäre genau der venusischen - sie war ein scheußliches Gemisch aus Kohlendioxyd, Ammoniak und Methangas. Dann entwickelte sich die Vegetation, und sie verwandelte die Atmosphäre in ein Gemisch, das Tiere atmen konnten.“ „Aha“, sagte Jerry, „und du glaubst, dass derselbe Prozess hier oben begonnen hat?“ „Es sieht so aus. Irgend etwas, das nicht allzu weit von hier entfernt ist, erzeugt Sauerstoff - und die einfachste Erklärung wären lebende Pflanzen.“*

Soweit Arthur C. Clarke „Unter den Wolken der Venus“. Für Clarke ist die Venus - wie für viele andere Wissenschaftler auch - ein verhältnismäßig junger Planet. Für andere wiederum ein alter, sterbender Planet. Hier scheiden sich die gelehrten Geister. Die bisher bekannt gewordenen Fakten über den Planeten Venus lassen bislang noch keinen endgültigen Schluss zu.

Die römische Göttin der Liebe stand Pate für den zweiten Planeten unseres Sonnensystems. Denn die Venus kommt der Erde, nach dem Mond und seltenen Planetoiden, von allen Himmelskörpern am nächsten, so dass sie für uns auch entsprechend hell leuchtet. Ihre brillante Erscheinung als Morgen- oder Abendstern machte sie daher zu einem besonders auffälligen und „begehrten“ Objekt.

Die moderne Astronomie hat allerdings gezeigt, dass die Zustände auf der Oberfläche des Planeten mit dem Bild der Göttin der Liebe nicht das geringste zu tun haben und die Venus der Erde nur scheinbar ähnelt. Die Venus ist eine Gluthölle, auf deren Oberfläche Temperaturen zwischen 400 und 500 Grad Celsius herrschen. Doch die großen Unterschiede zwischen Venus und Erde werden neben der unsagbaren Hitze auch in anderen Aspekten deutlich. So herrscht auf unserem Nachbarplaneten ein Luftdruck, der 90fach höher ist als der auf der Erdoberfläche. Bei diesen Zuständen schmelzen Metalle, wie Zinn und Blei. Die ersten Raumsonden, die durch die Venusatmosphäre zu Boden sanken, überlebten diese Zustände nur für wenige Stunden, bevor sie zerstört wurden.

Der Grund für eine solche Hölle mit all ihren ungünstigen Bedingungen für Leben in der uns bekannten Form ist bedingt in der Venusatmosphäre. Sie besteht, im Gegensatz zur Erdatmosphäre, fast nur aus Kohlendioxid, und zwar zu mindestens 98%. Die obere Wolkendecke wird von Schwefelsäuretröpfchen gebildet. Auf der Venus sehen wir daher die Folgen eines extremen Treibhaus-Effekts, der jetzt auch auf der Erde allgemein befürchtet wird. Kohlendioxid hat nämlich die Eigenschaft, das einfallende Sonnenlicht zwar passieren zu lassen, die zurückgestrahlte Wärmestrahlung aber, wie die Glasdächer eines Treibhauses, gefangen zu halten. Dadurch heizt sich die Venusoberfläche extrem auf. Wenn der Gehalt der irdischen Atmosphäre an Kohlendioxid (zur Zeit nur 0,033%) weiter zunimmt, besteht die große Gefahr, dass ähnliche Effekte, wenn auch in geringerem Umfang, auf der Erde auftreten - mit noch nicht abzusehenden Folgen für das irdische Leben (1).

Die Oberfläche selbst ist bisher nur durch genaue Radarmessungen bekannt, die eine sehr komplexe geologische Struktur zeigen. Sie enthüllten Gebirgszüge und Ebenen und bestätigten somit, dass die Venus eine feste Oberfläche besitzt. Die Ebenen machen mit 70% den größten Anteil der Oberflächenstruktur aus, 20% sind Einsenkungen und 10% Hochland. Es existieren riesige Lavaflächen, auch Vulkane und Einschlagkrater von Meteoriten. Das Hochland konzentriert sich auf zwei Hauptgebiete, mit Ishtar Terra im Norden und dem elf Kilometer hohen Maxwell Montes am östlichen Ende, und Aphrodite Terra in der Äquatorgegend. In Aphrodite Terra befindet sich ein riesiges Tal, Diana Chasma, mit einer Tiefe von über 2000 Metern und einer Breite von fast 300 Kilometern. Dieses Tal kann mit dem Valles Marineris auf dem Mars verglichen werden. Mit einem Fernrohr lässt sich die Venusoberfläche nicht sehen, weil die Venusatmosphäre optisch undurchsichtig ist.



*Abb. 1: Junger Impaktkrater auf der Venusoberfläche*

Wir haben es also mit dem krassen Gegensatz zur Erde zu tun, obgleich Venus in Science-Fiction-Romanen und alten, wissenschaftlichen Vermutungen als Planet mit üppiger Flora und prähistorischem Getier dargestellt wurde. Grund hierfür war nicht zuletzt ihre geschlossene Wolkendecke, die den ersten Beobachtungen mit dem Fernrohr den Blick verwehrt. So ist es denn auch nicht verwunderlich, dass man aus der um 28% geringeren Entfernung zur Sonne auf eine heiße, tropische Atmosphäre schloss, die aus kondensiertem Wasserdampf bestehen sollte, womit unsere früheren Zeitgenossen in Sachen „heiß“ grundlegend richtig lagen, sich aber Temperaturverhältnisse von über 400 Grad bei weitem nicht vorzustellen vermochten. Daher ist es nur allzu verständlich, dass die erste Venuskarte, von F. Bianchini im Jahre 1727 entworfen, Meere und Kontinente enthielt, die leider nur aufgrund optischer Täuschungen entstanden. Im Jahre 1954 erregten F. L. Whipple und D. H. Menzel gar enormes Aufsehen mit der Idee, dass Venus ein vollständig mit Wasser bedeckter Planet sein könnte, doch lieferten 1962 die Messungen der Raumsonde „Mariner 2“ den endgültigen Nachweis für die hohe Oberflächentemperatur, die die Existenz von flüssigem Wasser unmöglich machte, so dass Wasserdampf nur zu den Spurenbestandteilen der Atmosphäre zählt.

Am 4. Mai 1989 sollten sich mit dem Start der Venus Spacecraft-Mission „Magellan“ neue Ergebnisse, aber auch neue Fragen über unseren Nachbarplaneten ergeben. Der Magellan-Orbiter erfasste durch Radarabtastung der Venusoberfläche mittels Synthetic Aperture Radar und einer maximalen Auflösung von 75 Metern pro Bildpunkt ca. 95% der Oberfläche. Nun erhoffte man Antworten auf Fragen zur Venus. Besitzt die Venus eine dünne Gesteinskruste? Finden wir eine aufgewühlte Oberfläche oder gar Plattentektonik?

Doch die Venusoberfläche erwies sich als viel geheimnisvoller als erwartet. Alle Vorstellungen, die auf die Erdgeologie fußen, wurden über den Haufen geworfen.

Die Forscher erblickten eine merkwürdige, fremde Welt, Lava hatte sich von riesigen Bergrücken hinabgewälzt und dabei einen Fluss gebildet. Die Berghänge waren steiler als in den schroffsten Gebirgen der Erde. Die Wissenschaftler suchten fieberhaft nach erdähnlichen Strukturen, doch das völlig fremde Aussehen der Venus hatte sie buchstäblich umgehauen. Bei all den eigenartigen und unerklärlichen Strukturen stellte sich primär die Frage, wie der Planet seine innere Wärme erzeugen könnte. Keine Andeutungen von Graten, Verwerfungen und Gräben waren vorhanden, die für Plattentektonik gesprochen hätten. Von massivem, aktiven Vulkanismus gab es ebenfalls keine Spur. Der Planet musste seine Energie auf eine völlig unbekannt, von der Erde völlig verschiedene Weise erzeugen.

Der Schlüssel fand sich womöglich an völlig unerwarteter Stelle; er lag in den 936 Meteoritenkratern. Wie der Mond sind alle Körper im All einem ständigen Meteoritenbombardement ausgesetzt, das seine Spuren auf der Oberfläche in Form von Kratern hinterlässt. Diese Krater verraten viel über das Alter der Oberfläche. Je älter sie ist, desto mehr Krater haben sich darauf angesammelt. Neue Kruste bildet sich durch Vulkanausbrüche, die die Landschaft mit einer neuen Haut überziehen. Sie lässt sich daran erkennen, dass sie noch von sehr wenigen Einschlägen zernarbt ist. Auf der Venus aber schien alles ganz anders zu sein.

Als die Geologen die Krater auf der Venusoberfläche sorgfältig vermaßen, machten sie eine erstaunliche Entdeckung: die Krater sind, völlig zufällig, gleichmäßig, über den gesamten Planeten verteilt. Das ließ vorerst nur einen Schluss zu: es gibt keine alte oder junge Kruste. Die gesamte Oberfläche besitzt das gleiche Alter! Gemessen an der Zahl der Krater ist sie recht jung, erst etwa 500 Millionen Jahre alt!

Bei den anderen Planeten und Monden, von Merkur bis Triton, gibt es nirgends eine so zufällige Kraterverteilung. Die einzige Erklärung ist derzeit, dass sich die Oberfläche der Venus auf einmal neu gebildet hat, so dass überall die gleiche Kraterverteilung entstand. Das aber bedeutet, nach Aussage der Forscher, dass der Planet sein Innerstes nach außen gestülpt hatte. Aber wie und warum sollte es zu solch einer geologischen Katastrophe gekommen sein?

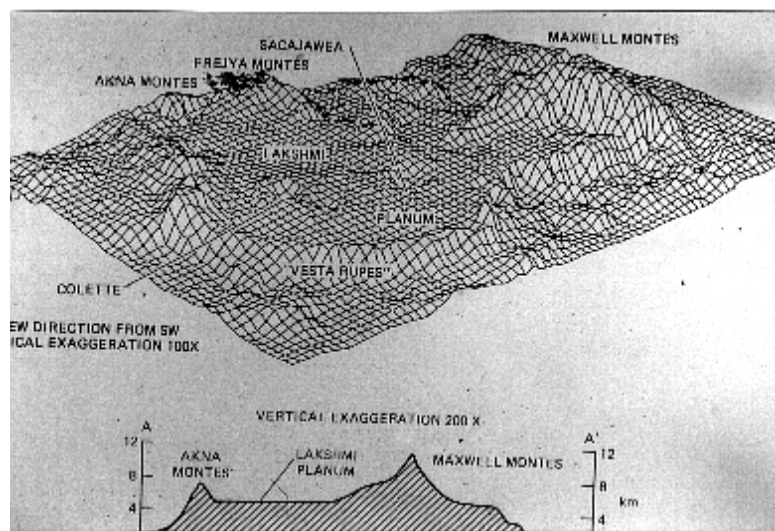


Abb. 2: Oberflächenraster mit Höhenunterschieden der Venusoberfläche

Die Wissenschaftler konnten sich nur schwer mit einer solchen Theorie anfreunden. Geologen an der Universität von Arizona wollten es genau wissen. Ihre Computertests ergaben dieselben Antworten: Die gesamte Oberfläche der Venus hat das gleiche Alter. So etwas gibt es - nach unserem heutigen Wissen - auf keinem anderen Planeten, jeder hat ältere und jüngere Gebiete. Das verwirrte die Forscher und man war zunächst ratlos.

Eine Theorie erarbeitete Prof. Don Turcotte von der Cornell Universität in den USA aus einer Idee heraus und formulierte das „Katastrophenmodell“:

Eine Zeitlang scheint die Planetenoberfläche völlig tot zu sein. Das Innere heizt sich währenddessen mehr und mehr auf und wird dabei immer aktiver. Wie ein Topf Haferschleim auf einem Herd, wenn man die Hitze hochdreht. Schließlich bricht die dicke Oberfläche auseinander und versinkt ins Innere des Planeten.

Darauf folgt eine Periode mit wahren Feuerstürmen von Vulkanausbrüchen. Ein regelrechter Magma-See bedeckt dann die gesamte Oberfläche, das entzieht dem Planeteninneren enorm viel Hitze. Ist das Innere wieder ruhig genug, kommt die Oberfläche zur Ruhe und kühlt sich ab.

Für vielleicht 500 Millionen Jahre sieht sie aus, als sei sie tot. Wie es zur Zeit den Anschein hat: keine Beben, keine Vulkanausbrüche, noch irgendwelche anderen Anzeichen von Aktivität.

Langsam aber heizt sich das Planeteninnere wieder auf, bis es erneut zur Katastrophe kommt. Die Oberfläche geht abermals in die Brüche und sinkt ins Innere.

Nach einer anderen Überlegung soll die Oberfläche sehr dünn sein, damit die Wärme aus dem Planeteninneren ungehindert abgestrahlt werden kann. Bei diesem Gleichförmigkeitsmodell muss der Planet immer genauso viel Wärme verlieren, wie im Inneren erzeugt wird. Diese Theorie kann allerdings nicht erklären, wie die Wärme nach außen dringen soll.

Im Katastrophenmodell sieht die Lithosphäre der Venus beschriebenermaßen über 500 Millionen Jahre völlig tot aus. Sie schwillt immer mehr an, und die Wärme aus dem Planeteninneren staut sich, bis sie die ganze Planetenoberfläche zum Bersten bringt. Danach herrscht wieder Ruhe.

Die Bestätigung der Theorien hing also davon ab, ob die Lithosphäre der Venus dick oder dünn war. Eine Messung des Schwerfeldes des Planeten mit dem Magellan-Orbiter sollte die Frage klären.

Das Schwerfeld eines Planeten zeigt geringe Schwankungen, je nach Dichte des Gesteins. Theoretisch lässt sich so aus den Schwerfeldaten berechnen, was unter der Oberfläche ist, also ob die Lithosphäre dünn oder dick ist. Magellan wurde somit zur Messung in eine entsprechende Umlaufbahn dirigiert und erhielt die Schwerfeldaten. Die Fachleute stritten sich im Folgenden jedoch über die ausgewerteten Daten, ob die Oberfläche nur 100 Kilometer dick oder mehr als 300 Kilometer dick sei, was letztlich für das Katastrophenmodell plädieren würde.

Don Turcotte hierzu: „Jeder gute Geophysiker kann sich sein Modell so gut konstruieren, dass er die Antworten erhalten wird, die er erwartet.“ Somit ergaben sich auch durch die mehrdeutigen Schwerfeldaten keine schlüssigen Antworten. Die Meteoritenkrater halfen, der Lösung näher zu kommen.

Die meisten Krater sind unberührt. Seit ihrer Entstehung gab es weder tektonische Verschiebungen noch übermäßige Vulkanausbrüche, die sie mit frischer Lava überspülten. Alles deutet darauf hin, dass die Venusoberfläche seit 500 Millionen Jahren im Dornröschenschlaf lag.



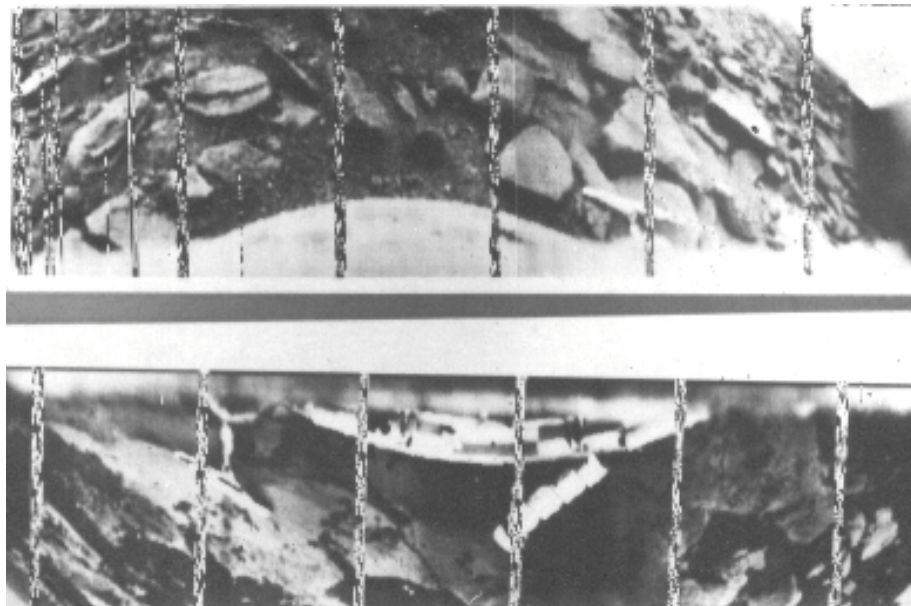


Abb. 3: Nahaufnahme der Venusoberfläche (Sonde Venera 9)

Venus hätte tiefgreifende geologische Umwälzungen haben müssen, da es auf der Erde in derselben Zeitspanne gewaltige Kontinentaldrifte gab. Die Landschaft entstand sozusagen in Millionen von Jahren. Krater Cleopatra Patera in den venusischen Maxwell-Bergen ist ein rätselhaftes Beispiel. Diese Bergkette ist völlig deformiert, regelrecht zermalmt, und obenauf thront der völlig unberührte Krater. Ein Phänomen, denn er hätte geologische Verwerfungen zeigen müssen. Die Venus muss demnach in den letzten paar hundert Millionen Jahren eine katastrophale Wandlung durchgemacht haben.

Leider ist derzeit keine neue Venus-Mission geplant, um genauere Informationen zu erhalten., nicht zuletzt aufgrund des „Mars-Fiebers“, das durch die Entdeckung von Lebensspuren auf dem Roten Planeten entfacht wurde.

Eine spezielle Frage beherrscht jedoch die Planetenforscher: „Stirbt die Venus gerade, ist sie tot, oder wird sie bald wieder zum Leben erweckt?“

Die Frage kann auch anders lauten: „Ist die Venus sehr jung, vielleicht gerade mal 500 Millionen Jahre alt, und zeigt sie deshalb diese geologischen Ungewöhnlichkeiten?“

Hier könnte also die Theorie greifen, nach der sich unser Nachbarplanet viel später in die Planetenfamilie eingliederte als bislang angenommen. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Überlieferungen der alten Völker, die behaupten, dass der Planet Venus in früheren Zeiten der Erde sehr nahe gekommen sein und gar als Komet seine Bahn gezogen haben soll, bevor er sich endgültig eine feste Planetenbahn „erkämpfen“ konnte.

Immerhin erfahren wir in griechischen Schriften, dass der mit Phaéton verknüpfte Weltenbrand dadurch hervorgerufen wurde, dass die Himmelskörper aus ihrer Bahn gerieten. Können wir annehmen, dass die alten Griechen den „Kometen Venus“ meinten? Hesiod erwähnte beispielsweise die Verwandlung Phaétons, des „flammenden Sterns“, in einen Planeten. Es war die allgemeine Ansicht, dass sich Phaéton in den Morgenstern verwandelte. Ob der Planet Venus aus einer Explosion eines möglichen zehnten Planeten zwischen Mars und Jupiter hervorging, mag zunächst allzu spekulativen Hintergrund besitzen, da allgemein bezweifelt wird, dass sich aus dem Asteroidengürtel, aufgrund der unmittelbaren Nachbarschaft und der daraus resultierenden Gravitationskräfte des Riesenplaneten Jupiter, je ein Planet hätte formieren können.

Ungeachtet der Herkunft legt der Buchautor Immanuel Velikovsky (2) anhand unzähliger Beispiele in seinem Buch „Welten im Zusammenstoß“ die Vermutung nahe, dass Venus ein Vagabund im Sonnensystem gewesen sei, der erst nach etlichen Umläufen und Katastrophen seine Planetenbahn gefestigt habe. Hierzu bietet er Beispiele von Legenden der verschiedensten Völker.

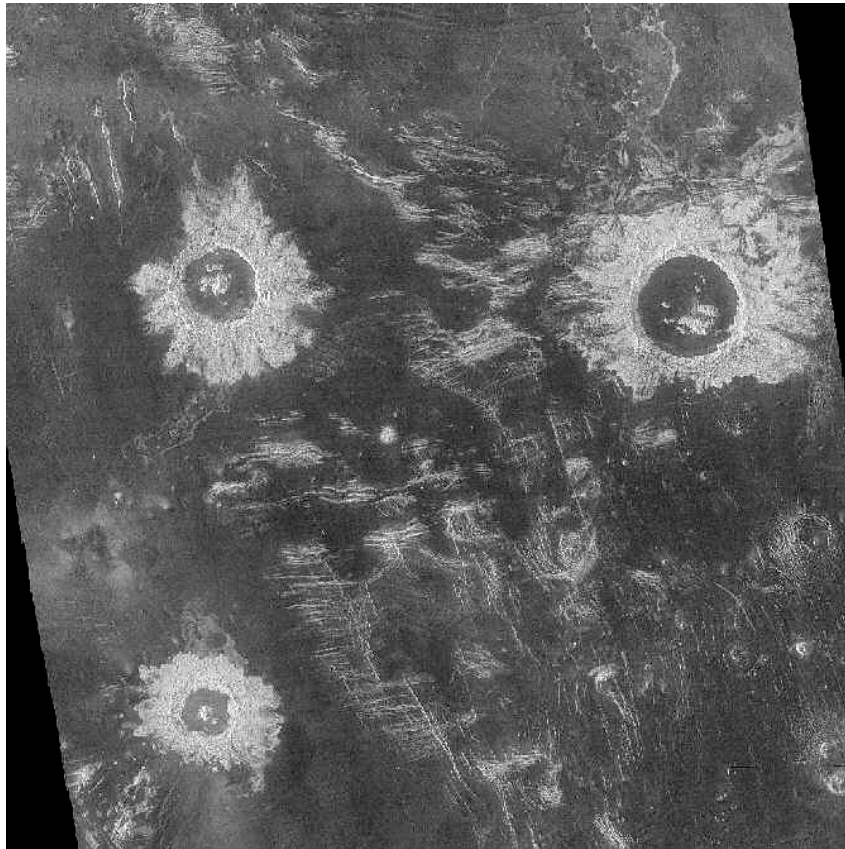


Abb. 4: Krater auf der Venusoberfläche (Magellan)

Die Eskimos Nordamerikas erzählen beispielsweise, dass ein „flammender Stern“ die sichtbare Bewegung der Sonne unterbrochen habe und zum Morgenstern geworden sei.

In den frühen Überlieferungen der Völker Mexikos wird von Venus als „rauchender Stern“ berichtet, und auch in den indischen Veden heißt es, dass der Stern Venus wie „Feuer mit Rauch“ aussehe. Ganz deutlich erfahren wir es schließlich im Traktat Sabbath des Talmud: „Feuer hängt herab vom Planeten Venus“.

Könnte der Planet Venus grundsätzlich ein später Planetengeselle geworden sein, wie es uns alte Überlieferungen berichten? Woher hatten diese Völker schließlich dieses Wissen, und aus welchen zeitlichen Epochen stammten diese Informationen? Festigte sich die Bahn des Planeten vor Jahrmillionen oder erst vor wenigen tausend Jahren? Letztendlich lässt sich wohl schwer rekonstruieren, wann dieses Ereignis stattgefunden haben mag. Fest steht jedoch, dass die Venusoberfläche im Vergleich zu Mond und Mars recht jung ist - allem Anschein nach jünger als 500 Millionen Jahre. Es könnte fast den Eindruck erwecken, dass sich unser Nachbarplanet frühestens zu dieser Zeit von einem glutflüssigen Ball in einen festen Planetenkörper wandelte.

Hinweise für diese Annahme könnte uns auch das merkwürdige Eigenrotationsverhalten der Venus liefern. Im Jahre 1956 gelang R. S. Richardson die erste richtige Abschätzung der Rotationsperiode. Er kam zu dem Schluss, dass Venus extrem langsam rotieren müsse und dazu noch in umgekehrter Richtung. Man spricht in einem solchen Fall von einer retrograden Eigenrotation. Das bedeutet, dass sich die Venus lediglich mit einer Periode von ungefähr 243 irdischen Tagen um ihre Achse dreht, wobei ein Venusjahr mit einer Umlaufzeit von 224,7 Tagen kürzer als ein Venustag ist. Eine bemerkenswerte Tatsache, zeigt sie doch den meisten anderen Planetenkörpern gegenüber eine ungewöhnliche Eigenart, denn Venus rotiert als *einzigster* Planet rückläufig, obwohl auch Uranus eine über den rechten Winkel hinweg geneigte Rotationsachse (98 Grad) aufweist. Deutet dies darauf hin, dass sich unser Nachbarplanet tatsächlich zu einem späteren Zeitpunkt in die Planetenfamilie eingliederte?

### **Literatur**

Arthur C. Clarke: „Unter den Wolken der Venus“, München 1963

Spektrum der Wissenschaft: „Planeten und ihre Monde“, Heidelberg 1988

„Magellan at Venus“, in: Science Vol. 252

Prof. Dr. G. Neukum/ Dipl.-Bibl. S. Pieth: „Regional Planetary Image Facility“, Bestandsverzeichnis Mai 1995, Deutsche Forschungsanstalt für Luft- und Raumfahrt e.V., Institut für Planetenerkundung, Berlin 1995

„Guide to Magellan Image Interpretation“, JPL Publication 93-24, NASA, California  
„Spaceborn Radar Observations“, A Guide for Magellan Radar-Image-Analysis  
„User Guide to the Magellan Synthetic Aperture Radar Images“, NASA Reference Publication 1356, March 1995  
„Hölle unterm Wolkenschleier, Das wahre Gesicht der Venus“, HR3/NDR TV-Produktion, BBC TV + WGBH Boston  
„Der Planet, der zerschmettert wurde“, PM-Magazin Nr. 7/1983  
Patrick Moore/ Harro Zimmer: „Guinnes Buch der Sterne“, Frankfurt/Main 1985  
Joachim Ekrutt: „Sterne und Planeten“, Ausgabe 1991 - 2000  
Immanuel Velikovsky: Welten im Zusammenstoß,, Frankfurt/Main 1978

### **Fotos**

Abb. 1-3 mit freundlicher Genehmigung der DLR.

Abb. 4: NASA

### **Anmerkungen d. Red.**

- (1) Die Existenz sowohl eines Treibhauseffektes auf der Venus als auch eines solchen auf der Erde wird allerdings mit bedenkenswerten Argumenten in Frage gestellt von Gunnar Heinsohn: „Venushitze und Erderwärmung“, in: „Zeitensprünge“ 2/1996, S. 223-233. Bezüglich des Treibhauseffektes, bedingt durch eine Kohlendioxid-Atmosphäre, muss man sich natürlich fragen, warum dann der Mars nicht wärmer ist als angegeben? Seine Atmosphäre besteht nach Messungen der Viking-Sonden zu 95,32% aus Kohlendioxid !
- (2) Hierzu Immanuel Velikovsky: „Worlds in Collision“, New York 1951; deutsche Version: „Welten im Zusammenstoß“, Frankfurt/Main 1978. Weitere Beiträge hierzu in den velikovskyanischen Journalen KRONOS, PENSEE und S. I. S. REVIEW. Ein Überblick zu Velikovskys eigenen Schriften zum Venus-Problem ist enthalten in „Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart“ Nr. 5/1989, S. 13-15.



Eine bemerkenswerte These:

## Lucas Cranach der Ältere entwarf das Externstein-Relief

© 1997 Volker Ritters; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 23/1997

Das Externstein-Relief ist nun in seiner Bedeutung entschlüsselt (1). In seiner Verborgenen Geometrie (2) liegt die Aussage: Der Gral (der Kubus) leitet spirituelle Kräfte in die Erde und in den Erddrachen (3) und öffnet dadurch den Schacht zwischen Himmel und Erde (4), durch den die Seelen auf- und absteigen können.



*Die Externsteine im Teutoburger Wald (nahe Horn-Bad Meinberg, südlich von Detmold)*

Mit diesen aufgedeckten Bildinhalten ist also ein Schlüssel gegeben für die Suche/ für das Auffinden des Urhebers:

Welcher Künstler hatte diese oder ähnliche Inhalte in einem (ihm eindeutig zugeschriebenen) Bild bearbeitet? Er kommt als Urheber in Betracht, wenn weitere Umstände günstig liegen:

Er müsste die Externsteine gekannt haben.

Die Zeit, zu der der Künstler an den Inhalten des Externstein-Reliefs in einem anderen Bild gearbeitet hätte, müsste mit den vorliegenden Urkunden über die Externsteine (nach denen das Relief zeitlich entstanden sein konnte) übereinstimmen.

Der Stil des Künstlers (zu der Zeit, da er die Inhalte des Externstein-Reliefs möglicherweise in einem anderen Bild bearbeitet hatte) müsste mit dem Stil des Externstein-Reliefs übereinstimmen.

Eine Signatur in der Verborgenen Geometrie wäre ein fälschungssicheres Indiz für den Urheber (unter der Annahme, dass Eingeweihte/Wissende nicht fremde Zeichen fälschen).

Inhalt, Stil, Ortskenntnisse, Gleichzeitigkeit und Signatur treffen nun direkt auf Lucas Cranach d. Ä. und sein Bild „Das Urteil des Paris“ (1530, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe) zu.

Schon äußerlich ist zwischen dem Externstein-Relief (a) und dem Paris-Urteil (b) viel Übereinstimmendes: Die meisten Figuren sind in beiden Bildern auf einer Bodenlinie aufgereiht. Sie stehen, von geringen Überschneidungen abgesehen, einzeln vor dem Bildgrund. Trotz der einfachen Reihung und der vereinzelnden Isolierung zeigen die Figuren bewegte Umriss: Kopfneigungen und Hände „sprechen“ beziehungsreich. Die bewegtesten Figuren der beiden Bilder, der Einzuweihende und de Molay (a) und Baum und Fels (b), neigen einander in Form eines Spitzbogens zu. Diese Schrägen liegen im derzeitigen Trend: „Auch in Deutschland bereitet sich um diese Zeit der Übergang zur Diagonalkomposition vor.“ (5) Wichtige symbolische Figuren, Christus [ein Seelengeleiter (6) (a)], und Pferd [ein Seelengeleiter (7) (b)], sind hinter Kreuzbalken und Baumstamm nur halb zu sehen, sie haben eine unbekannte andere Hälfte.



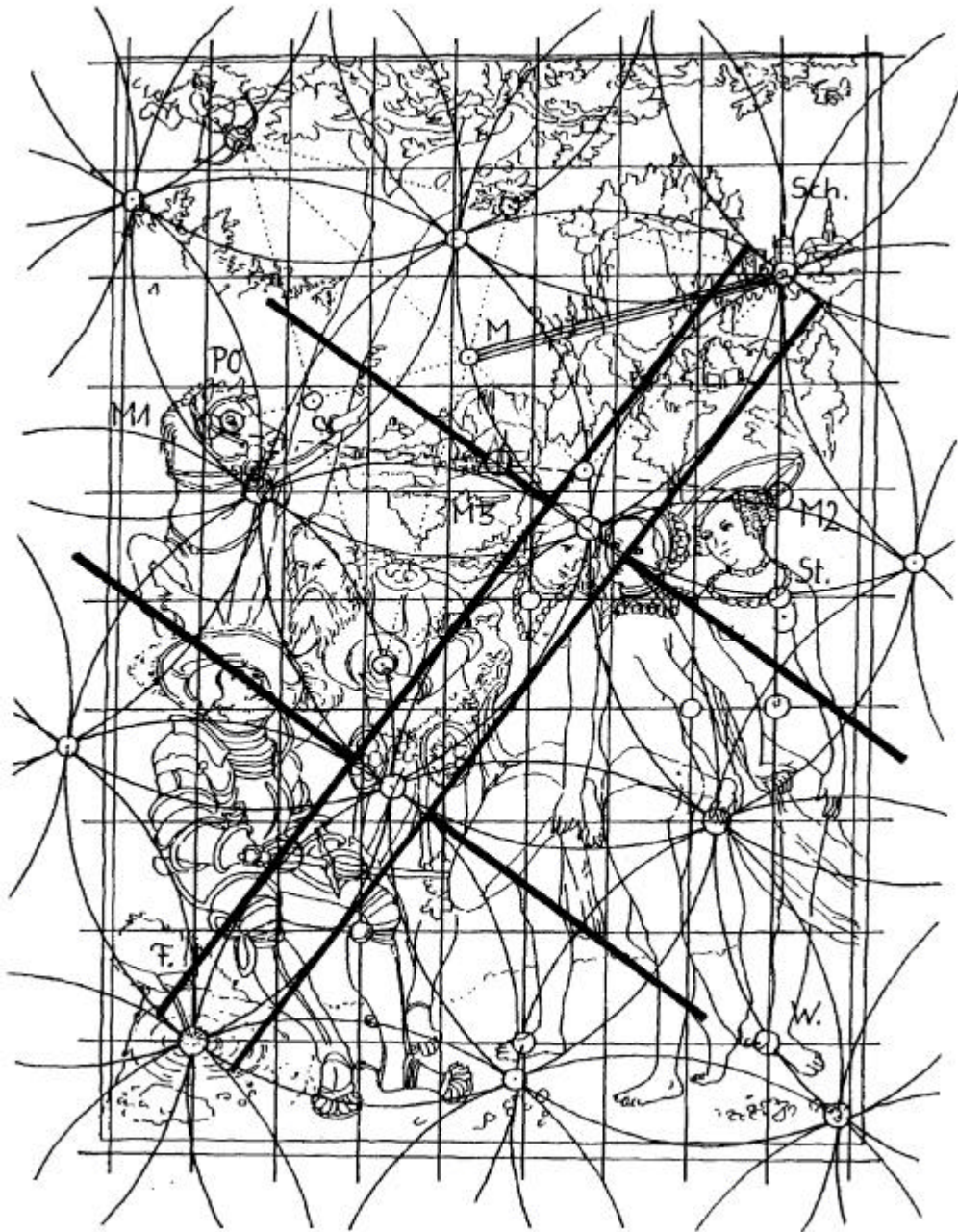
Lucas Cranach d. Ä. Das Urteil des Paris (1530, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe)

Dann findet das wahrscheinlich von Cranach vorgefundene Relief des Erddrachen (a) eine Entsprechung im Paris-Urteil (b): Der Drache, der in christlicher Symbolik das Böse darstellt (8), ist in Ostasien ein Glückssymbol, das den „Trank der Unsterblichkeit“ hervorzubringen vermag (8). Wenn der verborgene Inhalt des Externstein-Reliefs, die Überwindung einer kirchenchristlichen Trennung von Himmel und Erde durch ein kosmisches Christentum und damit zugleich ein Wandel des tötenden Blickes des Drachen in einen positiv gestaltenden gesehen wird (9), so wird klar, dass mit dem Erddrachen hier in der templerischen Deutung der Verborgenen Geometrie der positive Drache im Sinne des Wassers des Lebens, des Tranks der Unsterblichkeit, gemeint ist.

Reinhold Lück weist auf diese positive Bedeutung hin: „Zu erwähnen sei auch noch der Drache unter dem Externstein-Relief. Er zeigt genau wie die Irminsul ebenfalls Richtung West und versinnbildlicht vermutlich die Thermalquelle bzw. die Adresse, wo sich diese befindet.“ (10) Diese soll nordwestlich, also rechts von diesem Relief (11), jenseits des Stausees auf der Anhöhe am anderen Ufer liegen (10): „Der genaue Standort der Quelle befindet sich beim sogenannten Bärenstein, kurz vor der Burg Drekanfils ...“ (12)

Im Bild des Paris-Urteils liegt vergleichbar unten links (nordwestlich) eine Quelle, die über drei Einheiten (positiv) mit der Gralsburg rechts oben (südöstlich) verbunden ist: Diese Quelle liegt also (in der Geometrie des gemalten Bildes/symbolisch) nordwestlich der Gralsburg, - wie die Quelle bei den Externsteinen (gegenständlich/geographisch) nordwestlich des Reliefs liegt.

Zur Betonung der politischen Dimension möchte ich noch einmal Reinhold Lück zitieren: „Wenn im angehenden Mittelalter wirklich alle Thermen versiegelt bzw. ‚zugemauert‘ wurden, so war dies der Untergang des ‚Bösen‘, das die Christen so betonten.“ (13) „Sollte mit der Zerstörung der Irminsul die Zerstörung der Thermalquellen gemeint sein, so war der Verlust dieser Jungbrunnen (alias Thermen) auch vernichtend für das ‚keltische‘ Volk.“ (14) Wenn mit der Unterwerfung der Sachsen (772-802) und der Zerstörung deren Heiligtümer (15) auch deren warme Quellen (16) zerstört wurden, so wurde mit der symbolischen Aussage des Externstein-Reliefs und des Paris-Urteils beide Male bedeutungsmäßig ausgesagt und energetisch bewirkt, dass das Wasser in der Tiefe und der spirituelle Raum in der Höhe (Erde und Himmel) wieder verbunden und also ganz gemacht und geheilt wurden.



Lucas Cranach d. Ä. Das Urteil des Paris

Der Lichtschacht des Weltenbaumes der Urreligion zwischen Quelle (nordwestlich) und Gralsburg (südöstlich)

Die politische Bedeutung mag nicht nur allgemein in einer Stärkung der Kraft der Templer, sondern speziell in den Zeitumständen gelegen haben: „Albrecht von Preußen (1490-1568) war der letzte Hochmeister des Deutschen Ritterordens und erster Herzog von Preußen. Auf Luthers Anraten wandelte er (Anm.: 1525) den Ordensstaat Preußen in ein weltliches Herzogtum um und führte die Reformation ein.“ (17) „Der Deutsche Orden im Reich, mit dem Deutschmeister an der Spitze, verfügte zu keiner Minute über die Macht, das Geschehen etwa revidieren zu können. ... Dem Deutschmeister ist es in gewisser Weise gelungen, einen Teil der Ordensgebiete im Reich zu einer geschlossenen Herrschaft zu vereinigen. Dennoch bleibt der Abfall Preußens ein schwerer Schlag; der Orden muß zusehen, den Schaden möglichst klein zu halten; er muß alle Anstrengungen unternehmen, dass ihm nicht irgendwelche Territorien im Reich auf gleiche oder ähnliche Weise verlorengelangen. Dies gelingt.“ (18)

„Die Wahl eines neuen Hochmeisters hätte bedeutet, dass der Deutsche Orden den Staatsstreich Albrechts und den endgültigen Verlust Preußens anerkennt. Was er aber auf jeden Fall vermeiden



*will. Nach langen und zähen Bemühungen gelingt es dann dem 1526 gewählten neuen Deutschmeister Walter von Cronberg, seine Anerkennung als Ordensoberhaupt auf Zeit und damit als Administrator des Hochmeisters innerhalb und außerhalb des Ordens durchzusetzen. Die neuen Verhältnisse werden bei einem Ordenskapitel festgeschrieben. Kaiser Karl V. belehnt 1530 Walter von Cronberg mit den hochmeisterlichen Rechten und mit dem Land Preußen. Sitz des Hochmeisters (Anm.: des Deutschmeisters mit hochmeisterlichen Rechten?) ist jetzt Mergentheim. Der Wunsch, somit Preußen wieder in den Herrschaftsbereich des Ordens zu bekommen, bleibt aber auf ewig ein frommer Gedanke.“ (19)*

1530 wurde der Deutsche Orden im Reich konsolidiert. Meine These ist, dass zur selben Zeit Cranach das „Paris-Urteil“ malte und das Externstein-Relief entwarf, das eine templerische Arbeitstafel war und ist. - Es liegt auf der Hand, anzunehmen, dass hier ein innerer Zusammenhang bestanden haben mag: Zur Absicherung und Festigung gehörte anscheinend auch eine gute Schulung.



*Das Relief an den Externsteinen, geschaffen von Lucas Cranach*

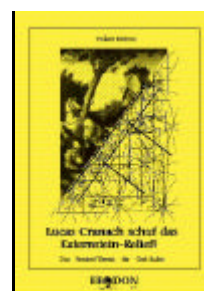
Dann spitzte sich die politische Lage 1530 an anderer Stelle zu: *„Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen (1468-1532) regierte bis zu dessen Tode gemeinsam mit seinem Bruder, Friedrich dem Weisen (Anm.: 1463-1525). Er bekannte sich entschiedener als dieser zu den Ideen der Reformation und geriet auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 in offenen Konflikt mit dem Kaiser, als er eine auf seine Veranlassung von Melanchthon verfaßte Konfession in eigenem Namen übergeben und durch den Kanzler verlesen ließ.“ (20)*

Die templerische Verborgene Geometrie stand mit dem Bekenntnis zum kosmischen Christentum eher der Reformation nahe, und sie stand im Gegensatz zum hergebrachten kirchlichen Christentum, - und 1530 opponierte Cranachs Landesherr gegen den Kaiser. Auch in diesem Zusammenhang schien wohl eine templerische Arbeitstafel ein Instrument für eine innere Klarheit und Festigkeit zu bieten.

Zum besseren Verständnis der templerischen Botschaft aus dieser Zeit wird nun mit MESON Nr. 19 Cranachs „Paris-Urteil“ angeboten: der Schlüssel zum Beweis, dass das Externstein-Relief ein „echter Cranach“ ist.

**Volker Ritters:**  
**„Lucas Cranach schuf das Externstein-Relief.**  
**Das Parzival-Thema der Gral-Suche“**

191 Seiten, 82 Abb., Pb., ISBN 3-932539-08-7  
 EFODON-Best.-Nr. ME-19



## **Anmerkungen**

(1) Ritters (2) Special 8 (3) Ritters, Abb. 29, S. 113. (4) Ritters, Abb. 33, S. 126. (5) Ameseder, S. 77. (6) Ritters, S. 132 (7) Herder Lexikon, S. 125. (8) Biedermann, S. 97. (9) Ritters, Abb. 30, S. 117 (10) Lück, S. 25 und s. 5. (11) s. Ritters, Abb. 50, S. 177. (12) Lück, S.15 und s. Abb. 20-22, S. 16, 17. (13) Lück, S. 26. (14) Lück, S. 25. (15) Teudt, S. 47 ff, S. 252 ff. (16) Lück („warm“ = über 10 Grad) S. 14. (17) Jahn, S. 614. (18) Zimmerling, S. 326. (19) Zimmerling, S. 326, 327. (20) Jahn, S. 609.

## **Literatur**

Ameseder, Rudolf: „Ein Paris-Urteil Lukas Cranachs d. Ä. in der Landesgalerie zu Graz“, in: Repertorium für Kunstwissenschaft, XXXIII. Band, Berlin 1910.

Biedermann, Hans: „Knaurs Lexikon der Symbole“, München 1989.

Herder Lexikon: „Symbole“, Freiburg im Breisgau 1978

Jahn, Johannes: „1472-1553 Lucas Cranach d. Ä. Das gesamte graphische Werk“, Herrsching o. J.

Lück, Reinhold: „Thermen, Mühlen und Keltenschanzen“, EFODON DOKUMENTATION Nr. 15, Rüsselsheim 1993.

Ritters, Volker: „Das Relief an den Externsteinen. Ein templerisches Einweihungs-Bild als Freimaurer-Arbeitstafel“, (EFODON ME-12) Hohenpeißenberg 1997.

raum&zeit Special 8 „Verborgene Geometrie. Geheimsprache und Geheimlehren in Bildern von Dürer bis Boucher“ (von Volker Ritters), EHLERS Verlag, Sauerlach 1996

Teudt, Wilhelm: „Germanische Heiligtümer“, Jena 1934.

## **Bildnachweis**

Lucas Cranach d. Ä. „Das Urteil des Paris“: Staatliche Kunsthalle Karlsruhe.

Fotos und Zeichnung: © Volker Ritters

# „Parawissenschaften“?

© 1997 Horst Friedrich; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 23/1997

In diesem Jahr (1997) wird die GESELLSCHAFT ZUR WISSENSCHAFTLICHEN UNTERSUCHUNG VON PARAWISSENSCHAFTEN e.V. (GWUP) zehn Jahre alt. Vermutlich werden die meisten Leserinnen und Leser von ihr noch nie gehört haben. Alle diejenigen, die nonkonformistischen und außenseiterischen Forschungen nachgehen, sollten aber zumindest von der Existenz dieser Gesellschaft wissen.

Was will die GWUP, welche Ziele verfolgt sie? Wer auf den „Originalton“ Wert legt, möge einfach die Selbstdarstellungsbroschüre der GWUP anfordern (1). Als Extrakt daraus lässt sich zusammenfassen, dass die GWUP ihr verdächtige „Parawissenschaften“ hinterfragen und der Ausbreitung von „Pseudowissenschaften“ - wir kommen darauf ausführlich zurück! - , oder dessen, was sie dafür hält, entgegenwirken will.

Insbesondere will sie auch einschlägige unsinnige, unhaltbare Behauptungen widerlegen, pseudowissenschaftlich verbrämten Betrug und Scharlatanerie aufdecken, und etwas gegen Aberglauben und Okkultismus tun. Das klingt zunächst in der Theorie nicht übel und recht verdienstvoll. Also „Wohltäter der Menschheit“? Hm! In dieser Hinsicht einerseits zweifellos.

Studiert man andererseits jene Selbstdarstellungsbroschüre - oder Nummern der von der GWUP herausgegebenen Zeitschrift SKEPTIKER (2) - genauer, so wird man doch recht nachdenklich. Unter den „Pseudowissenschaften“, gegen die man etwas tun will, taucht da nämlich neben der Astrologie und der Radiästhesie (Rutengehen, Pendeln), UFOs und der Präastronautik (3) beispielsweise auch die Homöopathie (!) auf, zu der schon längst Vorlesungen an unseren Universitäten gehalten werden. Allein in Deutschland sind tausende von zugelassenen Ärzten ganz offiziell Homöopathen!

Der GWUP muss klar sein, dass man da stutzig wird. Wird ein Muster erkennbar? Soll die Homöopathie deswegen zur „Parawissenschaft“ degradiert werden, weil sie stört (4)? Unwillkürlich taucht die Frage auf: Ist das Entlarven von pseudowissenschaftlich verbrämtem Unsinn und Betrug (Scharlatanerie) etc. am Ende vielleicht nur vorgeschobene Nebensache, der GWUP ganz sekundär, ein „Deckmäntelchen“, um andere Motive und Absichten zu verschleiern?

Ist das wahre Hauptziel nicht vielleicht vielmehr weltanschauliches „Missionieren“? Will man dem Publikum, ohne dies offen auszusprechen, vor allem ein bestimmtes Weltbild - nämlich ein materialistisches - „verkaufen“? Dazu würde das In-Frage-Stellen der Homöopathie nämlich passen, oder des Rutengehens (5).

Warum richtet man den Scheinwerfer kritisch-hinterfragender Aufmerksamkeit nur auf die Außenseiter und alternativen Forschungsrichtungen? Warum nicht ebenso auf die orthodoxen Schulwissenschaften mit ihren zahllosen Fragwürdigkeiten und „Windigkeiten“? Betrachtet die GWUP sich als „Verkaufsförderung“ für gerade „getragene“ Lehrmeinungen? Es scheint so, betrachtet man etwa die GWUP-Polemik gegen den großen „New-Age“-Physiker Fritjof Capra (6) oder die Ausführungen zweier professoraler GWUP-„Champions“ im SKEPTIKER (7)!

In der GWUP-Selbstdarstellungsbroschüre heißt es zwar: „Ein Skeptiker in unserem Verständnis nimmt so wenig wie möglich als gegeben hin, sondern ist bereit, jede Aussage zu hinterfragen und zu prüfen“ (8). Die Worte lese ich wohl. Aber man soll ja die Menschen nach ihren Taten beurteilen! Wo bleibt das kritische Hinterfragen der schulwissenschaftlichen Lehrmeinungen durch den SKEPTIKER?

Warum wird in der Geologie nicht zugunsten des Neo-Katastrophismus gegen die „pseudowissenschaftliche“ lyellistische Ideologie (!) Partei ergriffen? Warum wird nicht der Darwinismus (ebenfalls mehr Ideologie als Wissenschaft!) hinterfragt? Warum nicht das „Große Paradigma“ der Anthropologie, die Vorstellung von angeblich existierenden „Rassen“ der Menschheit als wissenschaftlich unhaltbarer Unsinn entlarvt? Misst man mit zweierlei Maß?

Auf diese Fragen würde die GWUP vermutlich antworten, dass sie ja nicht GESELLSCHAFT ZUR WISSENSCHAFTLICHEN UNTERSUCHUNG VON SCHULWISSENSCHAFTEN heiße. Aber so geht es ja nun auch nicht! Man kann nicht gut bei anderen auf Fragwürdigkeiten hinweisen, und bei sich selbst beide Augen fest zumachen. Das wäre ungefähr so, als wollte jemand, der ständig große Steuerhinterziehungen begeht, darauf drängen, dass die Steuererklärungen der anderen Steuerpflichtigen kritisch hinterfragt werden.

Mir persönlich ist die GWUP jedenfalls viel zu schulwissenschaftsglubig! Ja, leider muss es gesagt sein, fast habe ich sogar den Verdacht, dass sie kein offenes Spiel treibt, nicht mit offenem Visier kämpft.

Mir kommt es fast so vor, als sei der Text der GWUP-Selbstdarstellungsbroschüre darauf berechnet, Objektivität nur vorzutäuschen. Aus wissenschaftsphilosophischer und wissenschaftsgeschichtlicher Sicht hinterfragt, erscheint nämlich die Argumentation darin oft so auffällig naiv, dass der Kenner der Materie aufmerksam wird. Fast wie darauf berechnet, Anfänger im logischen Denken und junge Wissenschaftler, die keine Kenner der Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftsgeschichte sind, zu „missionieren“. So heißt es etwa:

„Eine wissenschaftliche Theorie muss ... mit dem bekannten Hintergrundwissen im Einklang stehen“ (9). ber eine solche Formulierung kann der Kenner der Materie nicht einmal mehr lächeln, er muss laut lachen!

Offensichtlich ist nämlich hier „Hintergrundwissen“ im Sinne von „gesichertem Wissen“ gemeint. Es gibt ja aber kaum absolut gesichertes Wissen! Zu „Wissen“ folgt in Kürze Näheres. Aus dieser Formulierung müsste man also schlussfolgern, dass bei der GWUP völlig das Verständnis dafür fehlt, wie außerordentlich vorläufig unsere schulwissenschaftlichen Lehrmeinungen sind. Andererseits wird wieder das „Lippenbekenntnis“ (?) abgegeben: „Es ist gerade eine wesentliche Eigenschaft und ein erheblicher Vorteil wissenschaftlicher Aussagen, dass sie durch neue Erkenntnisse modifiziert und korrigiert werden können - im Unterschied zum Dogmatismus“ (10). Verwirrend!

Man gewinnt den Eindruck, als würde bei der GWUP ein gefährliches, explosives Gebru aus wissenschaftsphilosophischem Halbwissen und schulwissenschaftlich-ideologischem „Missionierungs“-Drang existieren.

Eine solche aufgeladene Atmosphäre pflegt sich gerne in Privat-„Kreuzzügen“ zu entladen! Mit ihrer Zeitschrift SKEPTIKER und (nach eigener Angabe) rund 400 Mitgliedern, darunter etliche nicht ganz unbekannte Professoren, ist die GWUP heute definitiv keine „Quantité négligeable“ mehr. Auch nach eigenem Bekunden will sie ja eben Einfluss auf die öffentliche Meinung nehmen! Da einer ihrer professoralen „Champions“ die Esoterik (11) als „irrationale Unternehmung“ abqualifiziert (12), wird sie also beispielsweise vielleicht bald vor „Esoterik-Tagen“ Flugblätter verteilen.

Wir haben also allen Anlass, unsererseits kritisch zu hinterfragen, wie es um die Gesicherheit des von der GWUP verbreiteten Weltbildes zu vermeintlich „Pseudowissenschaftlichem“ und „Parawissenschaften“ bestellt ist. Dazu müssen wir zunächst einmal wissen, was man unter „Wissenschaft“ versteht, und wo deren Abgrenzung gegenüber den Begriffen „pseudowissenschaftlich“ und „Parawissenschaften“ liegt.

Einer der professoralen „Champions“ der GWUP trifft die salomonische Feststellung: „Es stellt sich heraus, dass der Begriff ‚Wissenschaft‘ in unterschiedlicher Weise gebraucht wird“ (13).

Befragen wir dazu zwei verbreitete Wörterbücher: den deutschen DUDEN (14) und den englischen COLLINS (15)! Nach dem DUDEN ist Wissenschaft „argumentativ gestütztes Wissen hervorbringende forschende Tätigkeit in einem bestimmten Bereich“. Das trifft die Sache nicht übel. Man beachte, dass bei dieser Definition nicht von „gesichertem Wissen“, sondern lediglich von „argumentativ gestütztem Wissen“ gesprochen wird! Allzu oft wird uns nämlich etwas, das genaugenommen nur Spekulation, These oder „majority opinion“ ist, als wissenschaftlich erwiesene Tatsache „verkauft“ (16). Beispielsweise der Darwinismus (17) oder die Lehre vom „Großen Eiszeitalter“ (18). Es ist dringend notwendig, dass wir uns gegen dieses - voreilig „Weltbilder“ zementierende - „Gewerbe“ zur Wehr setzen!

Beim COLLINS ist die Lage etwas anders, weil das englische „science“ sowohl das deutsche „Wissenschaft“ im allgemeinen, als auch speziell die Naturwissenschaften bedeuten kann. Wir entnehmen daher dem COLLINS folgende zwei Definitionen (Übers. v. Verf.):

a) Das systematische Studium von Natur und Verhalten des materiellphysikalischen Universums, beruhend auf Beobachtung und messendem Experiment, respektive das so erhaltene Wissen;

b) jeglicher Korpus auf systematische Weise organisierten Wissens.

Wobei wiederum „Wissen“ („knowledge“) vom COLLINS, nicht unzutreffend, als „Gelehrtheit“ („erudition or informed learning“) definiert wird. Gelehrtheit braucht jedoch, wie wir alle wissen, nicht notwendigerweise in „gesichertem Wissen“ bestehen! Gelehrte haben sich schon oft geirrt, sind schon oft, über längere Zeit hinweg, einem vermeintlich gesicherten, später aber als falsch erkannten „Paradigma“ (19) nachgelaufen.

Entgegen der von der GWUP „offiziell“, in ihrer Selbstdarstellungsbroschüre verbreiteten



Meinung erscheint es also - unter Berücksichtigung solcher „Wissen“-Definition - sowohl nach dem DUDEN, als auch nach der COLLINS-Definition b), durchaus legitim, beispielsweise Homöopathie oder Astrologie als Wissenschaften zu bezeichnen!

Allerdings ist die Astrologie, obwohl sie einen „exakten“ mathematisierten und einen - umstrittenen! - empirischen Teil besitzt, keine „exakte Naturwissenschaft“ im heute so verstandenen Sinne. Deshalb geht auch eine im SKEPTIKER an ihr geäußerte Kritik (20) teilweise daneben. Viel mehr Verbindung hat sie zur - ebenfalls noch stark umstrittenen - Psychologie. Allen ihren offenkundigen Schwachstellen zum Trotz ist aber der Status der Psychologie als einer universitären Wissenschaft heute unbestritten.

Damit man mich bei der GWUP nicht missverstehen möge: ich habe nichts dagegen, dass die derzeitige Astrologie, Homöopathie, Pendeln und Rutengehen, Präastronautik und sonstige von der GWUP als „parawissenschaftlich“ eingestufte außeruniversitäre Forschungsgebiete kritisch hinterfragt werden. Das dient der Sache. Ich muss aber darauf hinweisen - dessen ist sich nämlich die große Mehrheit unserer studierten Wissenschaftler nicht bewusst! -, dass die Frage, was noch „wissenschaftlich“ ist, respektive ab wo man bereits von „parawissenschaftlich“ oder „pseudowissenschaftlich“ sprechen sollte, das große Problem der Wissenschaftsphilosophie par excellence darstellt.

Mit einer Unterscheidung zwischen an den Universitäten etablierten Wissenschaften und außeruniversitären Forschungsgebieten kommen wir auch nicht weiter. Auch ist das von Land zu Land verschieden. Zu Freuds Zeiten wurde die Psychologie vermutlich von den meisten Professoren als Pseudowissenschaft betrachtet, heute gibt es Lehrstühle für sie. Raumfahrt-Technologie, bis zum 2. Weltkrieg als phantastischer Unsinn verlacht, ist heute ein normales Studienfach an unseren Technischen Universitäten. Der Katastrophismus des großen Cuvier - eine der Vätergestalten der Geologie! - kehrt erst heute wieder an unsere Universitäten zurück, von denen er 150 Jahre lang, unter dem Einfluss des Lyellschen „Aktualismus“ (mehr Ideologie als Wissenschaft) verbannt war. Die Alchemie könnte ein Parallellfall werden.

Aber, hört man oft, die Methoden der Wissenschaft sind doch ganz andere, als die der „Parawissenschaften“ (um bei diesem Begriff zu bleiben)! Diejenigen, die so denken, sind ganz offensichtlich von den „exakten Naturwissenschaften“, speziell der Physik, geprägt. Es werden an unseren Universitäten aber nicht nur die „exakten Naturwissenschaften“ gelehrt, sondern auch Dinge wie Geologie, Vorgeschichte, Linguistik, Paläontologie, Volkswirtschaftslehre, Psychologie und Anthropologie. Was etwa ein Physiker von deren Methoden teilweise halten wird, lässt sich ahnen! Man denke etwa an die zahllosen „Rassen“-Theoretiker der Anthropologie. Jeder dieser Gelehrten behauptet etwas anderes, unterscheidet nach anderen Kriterien soundso viele, vermeintliche „Rassen“ der Menschheit. Ist das nicht auch „Scharlatanerie“? Trotzdem sind das alles universitäre Wissenschaften!

Wo ist die Abgrenzung zwischen Wissenschaft und Scharlatanerie? Nach dem DUDEN ist Scharlatanerie das Hinters-Licht-Führen anderer, indem man bestimmte Fähigkeiten vortäuscht. Nach dem COLLINS, indem man bestimmtes Wissen vortäuscht. Wir alle wissen, welches Unheil es angerichtet hat, dass ideologieverblendete Gelehrte behauptet haben, sie hätten das Wissen und die Fähigkeit, verschiedene „Rassen“ der Menschheit nach wissenschaftlichen Kriterien streng zu unterscheiden. Dieses Riesen-Unheil ging von der Schulwissenschaft aus! Damit verglichen sind die von der GWUP zu Recht

angeprangerten Vertreiber unwirksamer „Erdstrahlen-Entstörgeräte“ etc. wahrlich „kleine Fische“.

Nun zu „pseudowissenschaftlich“ („pseudoscientific“)! Was genau besagt das Wort? Der DUDEN definiert es als „nur dem Anschein nach wissenschaftlich“.

Der COLLINS-Definition der Vorsilbe „pseudo-“ zufolge bedeutet es „unwissenschaftlich“, „vorgeblich wissenschaftlich“.

Umgangssprachlich mag man ja solche Kategorien ruhig benutzen. Aber es vernebelt und verwirrt mehr, als es hilft! Für Zwecke einer wissenschaftsphilosophisch haltbaren Betrachtung sind das leere „Worthülsen“, mit denen man allenfalls Anfänger im logischen Denken übertölpelt. Jeder Kenner der Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsphilosophie kann dergleichen nur mitleidig belächeln.

Es gibt im „Establishment“ genügend gestandene, hochqualifizierte Wissenschaftler innerhalb der betreffenden Disziplinen, die beispielsweise die heute gerne „getragene“ Urknall-These (d.h. die „Expansion des Weltalls“), den meist zu einer „wissenschaftlich erwiesenen Tatsache“ hochstilisierten Darwinismus, oder die Menschen-„Rassen“ der Anthropologie als unwissenschaftliche, Ideologien geschuldete Spekulationen ablehnen, als Pseudowissenschaft betrachten, auch wenn sie vielleicht nicht offen so sagen. Selbstredend wird zwar deswegen niemand die betreffenden Wissenschaften als - verglichen mit den „exakten Naturwissenschaften“ - Wissenschaften zweiter Klasse abwerten. Aber hier wird die vermeintliche „Kluft“ zwischen universitären Wissenschaften und „Parawissenschaften“ oder „Pseudowissenschaftlichem“ doch schon merklich weniger klaffend!

Doch nun zum Lieblingsbegriff der GWUP, den sie ja auch in ihren Namen aufgenommen hat, den vorgeblichen „Parawissenschaften“! Was soll das sein? In vier Jahrzehnten einschlägiger Studien ist mir das Wort noch nie begegnet. Die großen, verbreiteten englisch- und deutschsprachigen Enzyklopädien - beispielsweise die ENCYCLOPAEDIA BRITANNICA - und Lexika kennen es nicht. Wohl findet man aber dort den Begriff „pseudowissenschaftlich“. Eine Rückfrage bei einem Ordinarius für die Geschichte der Naturwissenschaften bestätigte mir diesen Sachverhalt auch ganz aktuell. Die GWUP selbst definiert eine „Parawissenschaft“ wie folgt (21):

„Mit diesem Begriff bezeichnet man Aussagesysteme, bei denen der mehr oder minder starke Verdacht besteht, dass es sich um eine Pseudowissenschaft handelt. Der Verdacht kann sich als richtig oder falsch herausstellen, d.h. es ist auch möglich, dass es sich bei einzelnen Parawissenschaften um Protowissenschaften handelt, also um erst im Entstehen begriffene neue Wissenschaftsdisziplinen“.

Wer ist „man“? Wie gesagt, niemand scheint je von dem Wort oder Begriff gehört zu haben. Der Redaktionsleiter des SKEPTIKER, Edgar Wunder, teilte mir dazu mit: „*Es stimmt aber, dass der (ursprünglich aus dem Englischen stammende) Begriff der ‚Parawissenschaften‘ sehr jungen Datums ist und sich in der deutschen Sprache erst in den 80er Jahren etabliert hat*“ (22). Aber zum „etabliert“: wie gesagt, niemand kennt ihn! Und so vermute ich mal, dass das Wort, aus Gründen der Polemik-Strategie, von der großen amerikanischen Mutter-Organisation der GWUP, der CSICOP (23), geprägt und von der GWUP übernommen wurde. Deren Ziel es nun ist, das Wort und den zugehörigen Begriff zu verbreiten.

Die GWUP-Definition von „Parawissenschaften“ ist für wissenschaftliche Zwecke unbrauchbar! Und zwar wegen ihrer Abhängigkeit von dem, wie wir gesehen haben, verschwommenen Begriff der „Pseudowissenschaften“, der nur eine leere „Worthülse“ ist. „Doch ein Begriff muss bei dem Worte sein“, mahnt der fahrende Student in Goethes FAUST an!

Der COLLINS verrät uns, dass die Vorsilbe „Para-“ erstens „beyond“ (= jenseits, über ... hinaus) bedeuten kann, wozu als Beispiel - entgegen dem GWUP-Verständnis! - „Parapsychologie“ (= über die Psychologie hinaus) angeführt wird, zweitens aber auch „defective“ (= fehlerhaft, unvollkommen). Nach dem DUDEN kann drittens „Para-“ auch „gegen“ (Paralogie = Vernunftwidrigkeit), ja viertens sogar auch „neben“ (etwa in Paranthropus, Parasit, Parasympathikus) bedeuten.

Sollen Leserinnen und Leser des GWUP-Materials unter „Parawissenschaften“ also nun Wissenschaften verstehen, die a) über die üblichen Wissenschaften hinausgehen, b) quasi unvollkommene Vorformen von Wissenschaft sind, c) eine Art „Anti-Wissenschaft“ darstellen oder d) die „offizielle“ Wissenschaft als „Neben-Wissenschaften“ ergänzen (wie paramilitärische Einheiten die regulären Truppen)? Oder alles gleichzeitig?

Besser wäre es vielleicht gewesen, den Begriff von „Quasiwissenschaften“ einzuführen. Nach dem DUDEN drückt nämlich die Vorsilbe „Quasi-“ aus, dass eine Sache etwas nahezu, beinahe, in gewissem Sinne, aber nicht ganz wirklich so, ist.

Man sieht: für einen wissenschaftlich denkenden Geist sind dergleichen Wortbegriffe letztlich alle unbrauchbar! Die Abgrenzung des einen vom anderen ist viel zu sehr persönlicher Meinung und Willkür, auch der jeweiligen Weltbild-Ideologie, unterworfen. Es sind keine „harten“ Kriterien fassbar! Wo geht ein Grießbrei in einen Grießpudding über? Was ist der Unterschied zwischen Wolken und Nebel? Hat jenes Objekt eine Kometen- oder eine Planetoiden-Bahn?

Man mag sich drehen und winden wie man will: es scheint in der Tat keine „harten“, konkret greifbaren Kriterien zu geben, nach denen man - nicht willkürlich, sondern nachvollziehbar! - „Wissenschaften“ von „Parawissenschaften“ oder „Pseudowissenschaftlichem“ unterscheiden könnte. Ich jedenfalls sehe keine solchen!

Dergleichen Abgrenzungen scheinen mir vielmehr reine Vereinbarungs- oder Anordnungs-Sache (etwa per Ministerialerlass) zu sein. Wenn eine Regierung oder Universitätsleitung morgen einen Lehrstuhl für „Radiästhesie“, „Präastronautik“ oder „Alchemie“ einrichtet, so sind diese zu universitären Wissenschaften geworden. So einfach ist das!

Man kann also der GWUP nur den guten Rat geben, dass sie von ihrem „Privat-Kreuzzug“ und Rundumschlag gegen alles, was sie - wissenschaftlich nicht nachvollziehbar! - für „Parawissenschaften“, „Pseudowissenschaften“ und „Scharlatanerie“ hält, ablässt und sich erinnert, dass sie ja nicht GESELLSCHAFT ZUR VERBREITUNG EINES BESTIMMTEN WELTBILDES heißt. Sie möge sich darauf beschränken, Fälle von tatsächlichem, „wissenschaftlich“ bemänteltem Betrug etc. aufzudecken.

Eine andere Möglichkeit wäre es freilich, dass sie ihr skeptisch-kritisches Hinterfragen auch auf die etablierten Schulwissenschaften ausdehnt! Dann wäre sie nämlich hundertprozentig in die Kategorie „Wohltäter der Menschheit“ einzuordnen. Ob wir darauf

aber wohl realistisch hoffen dürfen?

Niemand ist nämlich eine größere Bremse für die Ausweitung des menschlichen Wissens als die verbeamtete, bequem und doktrinär gewordene Schulwissenschaft! „Nur ja nicht am Weltbild rütteln!“ ist da das oberste Glaubensbekenntnis. Wobei die Sache noch dadurch verkompliziert wird, dass manche Mitglieder des „Establishments“ wohl nicht mit offenem Visier kämpfen, Objektivität nur vortäuschen, während sie in Wirklichkeit „geheime Ziele“ verfolgen, nämlich die Verbreitung eines bestimmten Weltbildes. Etwa eines materialistischen (24), oder alternativ eines bibelfundamentalistischen. Besonders aber auch eines ganz bestimmten „Szenarios“ für die Vorgeschichte der Menschheit! Stichworte dazu: „Affenabstammung“ und erst späte Menschwerdung während des behaupteten „Großen Eiszeitalters“ (25).

Aber zum Glück sorgt das Leben dafür, dass man auch in diesen Kreisen gelegentlich unsanft wachgerüttelt wird. Wie beispielsweise soeben mit der Entdeckung einer im Meer versunkenen, uralten Hochkultur mit - an Alt-Südamerika erinnernden! - Stufenpyramiden in süd-japanischen Gewässern, nahe Taiwan (26). Der Schulwissenschaft scheint es darob die Sprache verschlagen zu haben! Scheint es doch, als würde plötzlich ein jahrzehntelang als zur „Spinner“-Szene gehörig diffamierter Außenseiter-Gelehrter (27) rehabilitiert.

Abschließend kann interessierten Leserinnen und Lesern durchaus empfohlen sein, einmal einen Blick in die GWUP-Zeitschrift SKEPTIKER in Erwägung zu ziehen. Es kann keinesfalls schaden, die darin sich manifestierende, ganz eigene Gedankenwelt kennen zu lernen. Parallel dazu sollte man aber gleich das enorme Opus des großen Erz-Bespöttelers unserer zeitgenössischen Schulwissenschaft, Charles Fort (28) studieren!

## **Anmerkungen**

(1) Anschrift: GWUP e.V., Postfach 1222, D-64374 Roßdorf (Telefon: 06154-695021, Fax: 06154-695022). Der Titel ist: „GWUP - Wir stellen uns vor“ (Roßdorf 1996).

(2) Bestelladresse wie oben.

(3) Darunter wird eine außeruniversitäre - durchaus nicht unsinnige! - Forschungsrichtung verstanden, die sich mit der Frage einstiger Kontakte zwischen der Erde-Menschheit und extraterrestrischen „Götterrassen“ beschäftigt. Der „Grand Old Man“ der Präastronautik ist Erich von Däniken (etwa: „Auf den Spuren der Allmächtigen“, München 1993).

(4) Materialistische Schul-Naturwissenschaft und Schulmedizin sind sich darin einig, dass homöopathische Hochpotenzen völlig unwirksam seien, da sich beispielsweise keine Materie der Arnika mehr nachweisen lasse. Allen Einsichtigen ist aber schon längst klar, dass die Wirkung per Information über den „feinstofflichen“ Energiekörper des Menschen erfolgen muss.

(5) Soeben hat ein Außenseiter mittels rein radiästhetischer (!) Methoden im südlichen Niedersachsen 23 „Keltenschanzen“ gefunden (Joachim Jünemann: „Wo einst der Druide stand...“, Dransfeld 1995). Im Weltbild der GWUP hätte das nie funktionieren können!

(6) „GWUP - Wir stellen uns vor“, S. 16

(7) Martin Lambeck: „Wissenschaft und Parawissenschaften - Versuch einer Standortbestimmung“, in: SKEPTIKER Nr. 3/1994 (S. 70-76). Gerhard Vollmer: „Wozu Pseudowissenschaften gut sind“, in: SKEPTIKER Nr. 4/1994 (S. 94-101).

(8) „GWUP - Wir stellen uns vor“, S. 26

(9) ebenda

(10) ebenda, S.24

(11) Zugegebenermaßen ein niemals überzeugend definiertes Gebiet. Dennoch werden unter diesem Etikett hochinteressante Forschungen betrieben!

(12) Vollmer: op.cit., S. 98

- (13) Lambeck: op.cit., S. 71
- (14) DUDEN Deutsches Universalwörterbuch, 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Ausgabe, Mannheim/Wien/Zürich 1989.
- (15) COLLINS Dictionary of the English Language, London/Glasgow 1985.
- (16) Hierzu etwa Max Thürkauf: „Zum Werk von Joachim Illies“, in: Joachim Illies: „Der Jahrhundert-Irrtum“, Frankfurt a. Main 1983.
- (17) Hierzu etwa Oskar Kuhn: „Die Abstammungslehre. Tatsachen und Deutungen“, Krailling b. München 1965.
- (18) Hierzu etwa die auf den Seiten von EFODON SYNESIS (Nr. 14-18/1996) geführte Eiszeit-Diskussion; ebenso von C. G. S. Sandberg: „Ist die Annahme von Eiszeiten berechtigt?“, Leiden 1937.
- (19) Hierzu vor allem Thomas S. Kuhn: „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“, Frankfurt a. Main 1967.
- (20) Joachim Herrmann: „Argumente gegen die Astrologie“, in: SKEPTIKER 2/1995 (S. 45-50). Herrmann ist ein alter Kämpfer gegen die Astrologie. Ich gewann aber den Eindruck, dass sein Verständnis der Astrologie durchaus noch verbesserungsfähig ist! Sein Hinterfragen der Astrologie ist zwar durchaus legitim. Er scheint jedoch mehr die theoretische Polemik zu bevorzugen, keine praktische Erfahrung auf diesem Gebiet zu haben.
- (21) „GWUP - Wir stellen uns vor“, S. 26
- (22) Briefliche Mitteilung v. 23.6.1997
- (23) Eine quasi elitäre Organisation! Die Mitgliedschaft steht nicht jedermann offen, sondern die Mitglieder werden hinzugewählt. Näheres bei Murray Gell-Mann: „Das Quark und der Jaguar“, München 1994, S. 393-406.
- (24) Ein typischer Versuch dieser Art aus letzter Zeit etwa Gell-Mann: op.cit.
- (25) Dieser ganze Vorstellungs-Komplex wurde inzwischen widerlegt durch das enorme, höchsten akademischen Anforderungen gerecht werdende Magnum opus von Michael Cremo & Richard Thompson: „Forbidden Archeology“, San Diego 1993.
- (26) Hierzu etwa von Frank Joseph: „Underwater City discovered in Japanese Waters“, in: ANCIENT AMERICAN, No. 17, 1997. Eine deutschsprachige Version (nebst den spektakulären Abbildungen!) findet sich in EFODON SYNESIS Nr. 22/1997.
- (27) James Churchward: „The Lost Continent of Mu“, London 1959.
- (28) Charles Fort: „The Books of Charles Fort“, New York 1957.
-

# Wann wird unsere Physik umgeschrieben?

## Mehrfache Überlichtgeschwindigkeit experimentell bewiesen

© 1997 Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 23/1997

Licht scheint ein völlig unbekanntes Ding zu sein, wenn man beobachtet, wie die Wissenschaft damit umgeht. Für uns „Normalbürger“ wird es hingestellt, als sei alles geklärt und es seien keine Fragen mehr offen.

Wiemanzu wissen glaubt (1), breitet sich Licht, wie alle elektromagnetischen Wellen, im Vakuum mit Lichtgeschwindigkeit (2) aus. Die ungestörte Ausbreitung erfolgt geradlinig. Licht „strahlen“ entsprechen dabei der Ausbreitungsrichtung der Wellenflächen. Trifft das Licht bei seiner Ausbreitung auf ein anderes Medium (z.B. Vakuum-Glas, Luft-Wasser), dann zeigen sich Erscheinungen wie Beugung, Brechung, Interferenz, Polarisation und Reflektion. Diesen Erscheinungen stehen wiederum Effekte gegenüber, die sich nicht mit der Wellennatur, sondern nur mit der Quantennatur (Teilchennatur) des Lichtes erklären lassen (z.B. Photoeffekt). Die Energie des Lichtes sei auf Lichtkorpuskel (Lichtquanten, Photonen) subatomarer Dimension konzentriert, wobei Photonen sowohl eine Masse als auch ein Impuls zugeordnet werden kann. Beide Eigenschaften des Lichtes - Welle oder Korpuskel - existieren gleichberechtigt und gleichzeitig nebeneinander und werden als Welle-Teilchen-Dualismus bezeichnet.

Unter Welle-Teilchen-Dualismus versteht man die an Gesamtheiten von mikrophysikalischen Objekten zu beobachtende Erscheinung, dass sie sich - je nach Art des Experiments - entweder wie eine Gesamtheit von Teilchen oder wie eine Welle verhalten. So lassen sich z.B. die Beugungs- und Interferenzversuche an Licht zwanglos mit Hilfe eines ausgedehnten Wellenfeldes beschreiben, während die Wechselwirkung des Lichts mit Materie (z.B. Photoeffekt) als Absorption bzw. Emission von Photonen gedeutet wird (3). Ich erinnere mich an eine Fernseh-Wissenschaftssendung vor einigen Jahren, in welcher dieser Effekt so beschrieben wurde: „Das Licht entscheidet sich unmittelbar vor dem Auftreffen, ob es als Welle oder als Teilchen auftreffen will.“ Dabei fragte ich mich, wie viel Intelligenz wir wohl einem Lichtstrahl zubilligen müssen, wenn er Entscheidungen treffen kann?

Da gab es einmal einen britischen Physiker, James Clerk Maxwell (1831-1879), der als Schöpfer der Theorie des Elektromagnetismus und der elektromagnetischen Lichttheorie gilt. Von ihm stammen die Maxwellschen Gleichungen, Grundgleichungen der Elektrodynamik, die den Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen den elektromagnetischen Feldern und den elektrischen Ladungen und Strömen (bzw. Polarisationen und Magnetisierung der Materie) beschreiben.

Da gab es einen Albert Einstein (1879-1955), von dem die Relativitätstheorie und die einheitliche Feldtheorie stammen. Einstein galt lange Zeit als der größte Wissenschaftler unseres Jahrhunderts.

Da gibt es die Quantentheorie, die allgemeine Theorie der mikrophysikalischen Erscheinungen und Objekte. Sie berücksichtigt und erklärt, im Unterschied zur klassischen Physik, die diskrete, quantenhafte Natur mikrophysikalischer Größen und den - infolge Bestehens von Unschärferelationen (4) - prinzipiell nicht mehr zu vernachlässigenden Einfluss der Messgeräte und der Beobachter auf den Ausgang einer Messung an einem mikrophysikalischen System, sowie den experimentell gesicherten Welle-Teilchen-Dualismus.

Und da gibt es Fernsehsendungen, bei denen man sich fragt, warum sie nachts gezeigt werden,

und nicht zur „besten“ Sendezeit (5). Was haben diese Punkte miteinander gemeinsam? Sie werden es sehen:

Die Rede ist hier von einem Fernsehbeitrag, in dem verschiedene Forscher experimentell nachgewiesen haben, dass mehrfache Lichtgeschwindigkeit erreichbar ist. Wie ist das möglich, wenn doch Albert Einstein postuliert hat, dass es keine größere Geschwindigkeit als die des Lichtes geben kann? Schon seit den fünfziger Jahren gibt es zwar Berechnungen, die überlichtschnelle Geschwindigkeiten voraussagten. Da diese Berechnungen jedoch Einstein zu widersprechen schienen, hat man sie so lange verändert, bis nur noch höchstens Lichtgeschwindigkeit dabei herauskam, eine Methode des „Zurechtbiegens“, die in der Schulwissenschaft oft zu beobachten ist. Vor einigen Jahren haben beispielsweise Astronomen bei der Beobachtung weit entfernter Galaxien einige festgestellt, die sich, aufgrund von fotografischen Vergleichen, offensichtlich mit mehrfacher Lichtgeschwindigkeit von uns weg bewegen. Kurze Zeit später wurde diese Beobachtung dann dementiert mit der Begründung, es könne keine höhere Geschwindigkeit als die des Lichtes geben.

Prof. Günter Nimtz und Dr. Enders von der Kölner Universität, am 2. Physikalischen Institut, haben es jedoch mit relativ einfachen Mitteln fertiggebracht, Mikrowellen auf mehrfache Lichtgeschwindigkeit zu beschleunigen. Mikrowellen sind, wie das Licht, elektromagnetische Wellen.

In einem gefilmten Experiment führt sie vor, wie die Wellen auf zweifache Lichtgeschwindigkeit gebracht wurden. Hierzu wurden in einen Strahlengang - das ist eine Rohrverbindung zwischen dem Projektor und dem Empfänger - ein acht Zentimeter langes, verengtes Rohrstück, ein Hohlleiter, eingesetzt, das durch seine Querschnittsverengung eine „Tunnelstrecke“ (6) erzeugte.

Um zu beweisen, dass bei überlichtschnellem „Tunneln“ nicht nur „Datenmüll“ übertragen wird, „pfropften“ sie auf das Mikrowellensignal die Musikinformationen einer CD auf, Mozarts 40. Sinfonie. Das ist das gleiche Prinzip, wie es von unseren Sendern angewendet wird: auch Rundfunk- oder Fernsehsendungen werden auf Mikrowellen aufmoduliert und dann gesendet. Mit dieser Technik bewiesen die beiden Forscher, dass das „Tunneln“ von Informationen mit Überlichtgeschwindigkeit möglich ist. Bei längeren Tunnelstrecken erreichten sie sogar bis zu 4,7fache Lichtgeschwindigkeit.

Prof. Nimtz: *„Wir behaupten nicht, dass die Relativitätstheorie jetzt zu Fall gebracht wird, die hat nach wie vor, zumindest für die normalen Bereiche, ihre Gültigkeit. ‚Normal‘ nenne ich, wo Wellenausbreitung stattfindet. Aber es kann sein, dass das ‚Tunneln‘ sich akausal verhält. Dass wir nicht sagen können - und das sieht man ja auch unseren Experimenten an -, dass wir nicht wissen, ob am Eingang oder am Ausgang das Signal zuerst ist, weil es eben im Tunnelbereich keine Zeit benötigt. Und das ist ja der Grund, warum es sich schneller durch den Tunnel bewegt als die Lichtgeschwindigkeit.“*

Ob „Tunnelung“ kausal (ursächlich) oder akausal (grundlos, ohne ursächlichen Zusammenhang) ist, kann auch Prof. Nimtz nicht beantworten, da bis heute keine endgültige Theorie vorliegt, welche eine Kausalität des Tunnelprozesses bestätigen würde.

Prof. Gert Eilenberger vom Forschungszentrum Jülich, in dem Teilchen mit einem gigantischen Energieaufwand bis auf 98% der Lichtgeschwindigkeit beschleunigt werden, bezweifelt die Ergebnisse von Prof. Nimtz und verweist auf den englischen Physiker Maxwell, der die Maxwellschen Gleichungen für die elektromagnetische Ausbreitung entdeckt hat, nach denen heute noch berechnet wird. Nach diesen Gleichungen kann eine Ausbreitung von Wellen mit keiner höheren als der Lichtgeschwindigkeit erfolgen. Für Prof. Eilenberger ist es höchst unwahrscheinlich, dass Prof. Nimtz einen solchen Nachweis erbracht hat, denn dies würde nicht

nur die Einsteinschen, sondern auch die Maxwellschen Gleichungen umwerfen, auf denen heute praktisch die gesamte Elektrotechnik aufgebaut ist, und dann wäre Prof. Nimtz der Nobelpreis sicher.

Auch Prof. Detlef Dürr von der Universität München bestreitet vehement die Möglichkeit, Informationen überlichtschnell zu übertragen. Er meint zu dem Experiment von Prof. Nimtz lapidar, dessen Aussage einer überlichtschnellen Informationsübertragung beweise, dass er nicht wisse, was er getan hat.

Der theoretische Physiker Dr. Dirk Kreimer vertritt die Meinung, dass in einem Wellenzug alle möglichen Komponenten vertreten sind: Vorläuferwellen, aller möglicher „Müll“, der jedoch kein Informationsträger sei und bei einem „Tunneln“ schnell durchgehe, im Gegensatz zur reinen Information. Dieser „Müll“ sei sozusagen „Rauschen“, kein Signal.

Die verbalen Verrenkungen sind schon bemerkenswert, wie Dr. Kreimer versucht, die überlichtschnelle Informationsübertragung zu bagatellisieren: *„Wenn diese Rechnungen stimmen, dann zeigt sich aber, dass es doch in diesem Müll, dieser Müll sich sozusagen verschwört, um das Signal, das am Anfang reingeht, doch zu einem Maße zu reproduzieren, dass ich es wiedererkennen kann, am anderen Ende der Tunnelstrecke. Das heißt, dieser Müll ist plötzlich diese Musik, die hier durchkommt.“*

Prof. Ferenc Krausz von der Technischen Universität Wien im Bereich der Quanten- und Lasertechnik hat hingegen die Messung von Überlichtgeschwindigkeit voll bestätigt. Hierzu wurde eine Versuchsanordnung verwendet, in der ein Laserstrahl „getunnelt“ wurde. Dabei wird ein Laserstrahl auf eine komplizierte Bahn geschickt, d.h. er wird mehrfach durch verschiedene Spiegelsysteme umgelenkt und schließlich durch ein „Tunnelement“ geleitet. Dreifache Lichtgeschwindigkeit hat man hierbei bisher erreicht. Die Zeit, die ein Lichtstrahl benötigt, um einen Tunnel zu durchqueren, bleibt dabei immer gleich, nämlich Null.

Das Erreichen von Überlichtgeschwindigkeit durch „Tunnelung“ hat, nach Prof. Krausz, allerdings den Nachteil, dass mit längerer Tunnelstrecke das übertragene Signal sehr schnell in der Intensität abnimmt. Am Ende einer Tunnelstrecke kommt nur ein Bruchteil der Information an.

Als Laie frage ich mich nur, warum man erst jetzt diese Experimente macht, wo die Tunnelung doch ein alltäglicher Vorgang ist. Als „hinkendes“ Beispiel mag hier angeführt werden, dass jeder weiß, dass man die Fließgeschwindigkeit von Wasser erheblich beschleunigen kann, wenn man es von einem dicken Rohr aus in ein dünnes leitet, es also „tunnelt“. Kehrt man die Reihenfolge um, so entsteht der umgekehrte Effekt. Auch hierbei ist zu beobachten, dass „nur ein Bruchteil der Information“ am anderen Ende ankommt, nämlich weniger Wasser, oder dieselbe hineingeschickte Menge erst nach einer längeren Zeit. Auch wenn Wasser keine Mindestgeschwindigkeit benötigt, wie Licht, so sehe ich hier durchaus Parallelen.

Auch in Berkeley (USA) werden Experimente mit der Tunnelung von Licht gemacht, und auch hier verwendet man Laserprojektoren. Zweifache Lichtgeschwindigkeit hat man bis heute erreicht. Auch hier ist man der Meinung, dass diese Erkenntnisse den Einsteinschen Theorien nicht widersprechen würden, denn dem überlichtschnellen Licht wird einfach der Wellencharakter abgesprochen, und schon passt es zur Einstein-Theorie, weil Einstein angeblich noch nichts von der Dualität des Lichtes gewusst hat. In Berkeley werden mit dem „getunnelten“ Lichtstrahl auch keine Informationen übertragen, da es rein zufällig sei, wann welches Lichtteilchen die Tunnelstrecke passiert hat. Prof. Raymond Y. Chiao von der University of California in Berkeley ist davon überzeugt, dass Geschwindigkeiten mit unendlich großer oder



sogar mit negativen Geschwindigkeiten möglich seien. Negative Geschwindigkeiten entstehen, wenn die Spitze eines Impulses schon den Ausgang am anderen Ende eines Mediums verlassen hat, noch bevor sie den Eingang erreicht hat. Diese Vorstellungen seien, nach Prof. Chiao, mit den Maxwell-Gleichungen und der Quantentheorie durchaus kompatibel. Allerdings seien dies alles bisher nur theoretische Überlegungen, an denen noch gearbeitet wird, um sie experimentell zu beweisen. In der Theorie sei jedoch bereits alles klar belegbar.

Auch Teleportation sei in der Quantenmechanik wirklich möglich, meint Prof. Chiao, für mikroskopische Teilchen wie Photonen oder Elektronen, und vielleicht eines Tages für Atome. Derzeit ist es jedoch für größere Dinge noch völlig unmöglich. Die Wahrscheinlichkeit für eine „Tunnelung“ von Menschen sei zwar extrem gering, allerdings nicht Null.

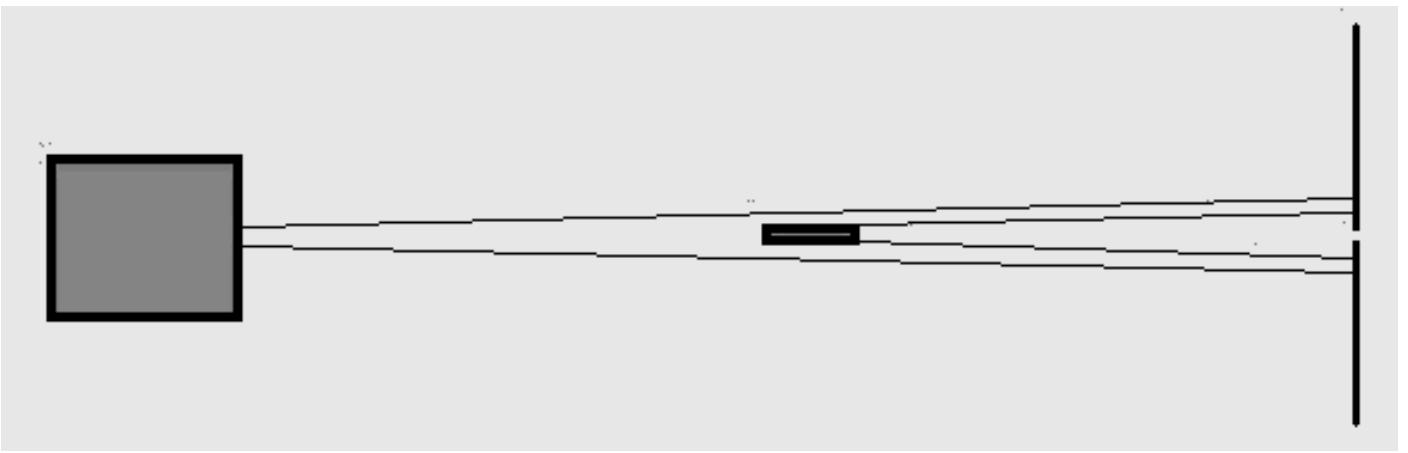
### ***Was ist mit unserem Lichtverständnis los? Lagen wir bisher völlig falsch?***

Der Autor Gerd Duering arbeitet auf einem ganz anderen Gebiet, aber auch mit Lichtexperimenten. Sein Thema heißt „Weltformel“ (7), und er beweist mit Versuchsanordnungen, dass Licht, also elektromagnetische Wellen, selbst auf einer Strecke von etwa drei Metern in Schlangenlinie gebeugt werden kann und sich demgemäß keinesfalls immer gradlinig fortpflanzt, wie es die schulwissenschaftliche Lehrmeinung vertritt (8), sondern dass es anscheinend fließt, und demgemäß auch um Hindernisse herumfließen kann. Dazu benutzt er ein Gerät, mit dem ein etwa bleistiftdünn, roter Lichtstrahl erzeugt werden kann. Diesen richtet er auf ein etwa drei Meter entfernt hochkant aufgestelltes Kartonblatt, in dem ein etwa fünf Millimeter großes Loch ausgeschnitten ist (Hierzu vgl. die Skizzen auf der folgenden Seite). Der Lichtstrahl bildet auf dem Karton einen etwa fünf Zentimeter großen Lichtkreis ab, in dessen Zentrum sich nun das „Guckloch“ befindet. Dann platziert Duering in mittendies roten Lichtstrahls ein walzenförmiges Metallstück, das ihn punktförmig abdeckt, so dass die Sichtöffnung des Kartons im „Schatten“ liegt. Schaut man nun durch diese Sichtöffnung, so sieht man das Metallstück, und ringsherum, wie eine Art Korona - vergleichbar mit der Sonnenkorona bei einer Mondfinsternis -, das rote Licht, das man eigentlich gar nicht sehen darf, weil die Sichtöffnung völlig im Lichtschatten liegt.

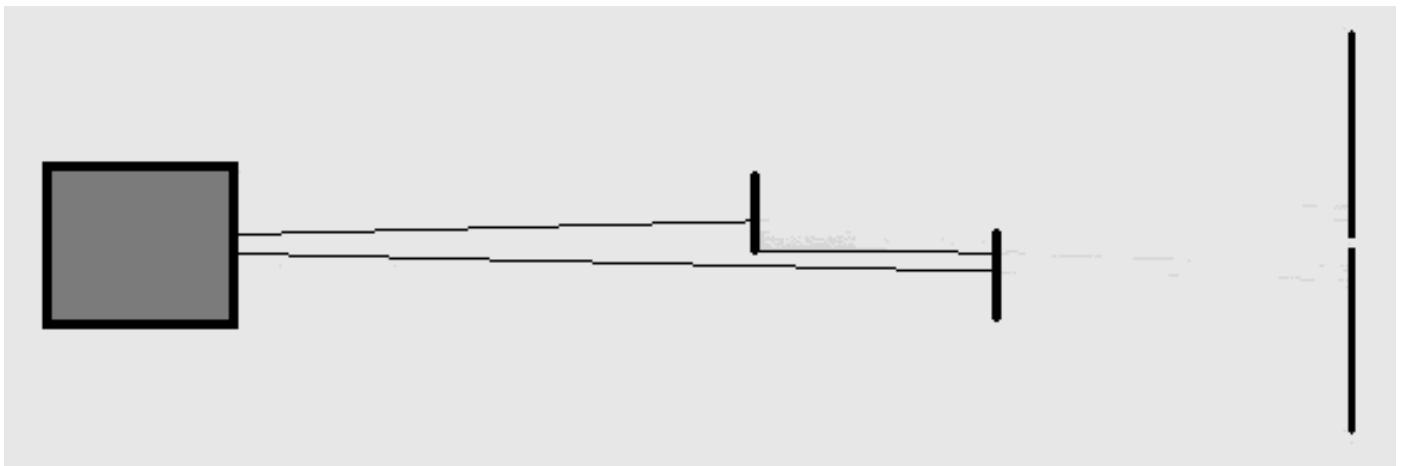
Der erweiterte Versuch hierzu besteht darin, dass seitlich in den roten Lichtstrahl zunächst ein Karton so hineingestellt wird, dass der größte Teil des Lichtstrahles abgedeckt wird und der Reststrahl weit neben der Sichtöffnung auf den „Projektionskarton“ fällt. Einen zweiten Karton stellt Duering dann von der anderen Seite in den Lichtstrahl, so dass dieser schließlich komplett abgedeckt ist, was daran erkennbar ist, dass der „Projektionskarton“ mit der Sichtöffnung völlig im Schatten liegt. Schaut man nun durch die Sichtöffnung im „Projektionskarton“, so ist verblüffenderweise trotz allem ein dünner roter Lichtkegel zu erkennen, obwohl der ausgesendete Lichtstrahl ganz offensichtlich völlig abgedeckt ist.

Duering erklärt dieses Phänomen so, dass das Licht zunächst um den ersten und dann um den zweiten in die Lichtbahn gestellten Karton herumfließen würde. Warum das so ist, und wie sich dieses Phänomen mit unseren heute noch geglaubten „Naturgesetzen“ erklären ließe, das konnte ihm bisher - lt. Duering - noch kein einziger Physiker erklären.

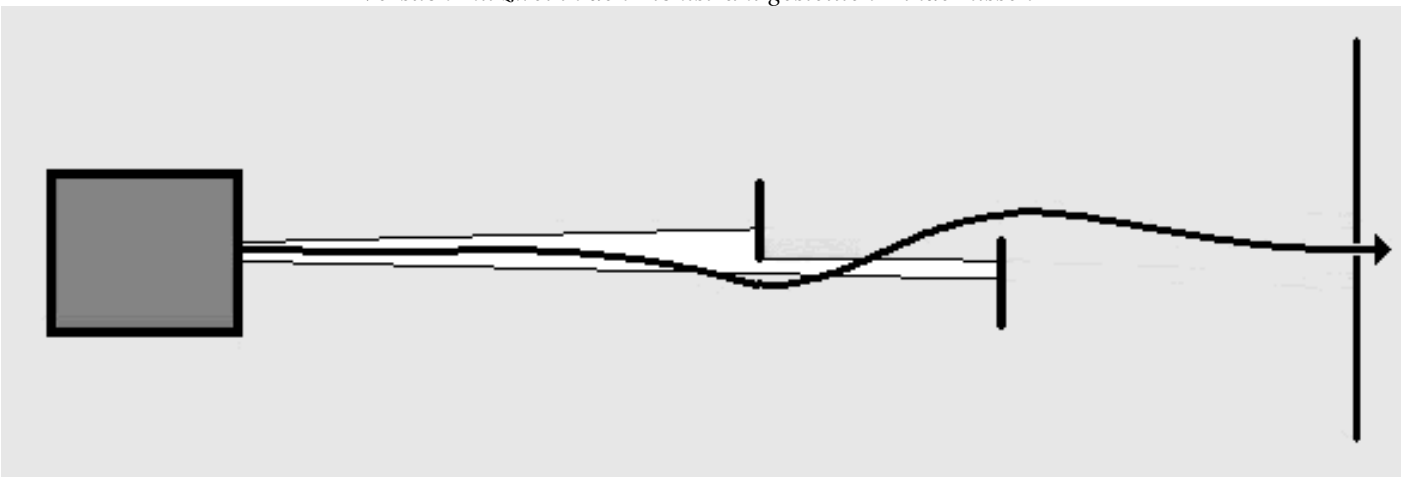
Natürlich würde sich ein Teil des Effektes durch die enorm hohe Streuung des Lichtes in der Luft erklären lassen, hinzu käme der „Blenden-Effekt“, wie beim Fotoapparat (oder dem menschlichen Auge), hervorgerufen durch die kleine Sichtöffnung im „Projektionskarton“, zusätzliche Interferenzen und nicht zuletzt die menschliche Imaginationskraft, die uns Dinge sehen lassen kann, die nicht vorhanden sind. Hier müssten Experimente mit genauesten technischen Messgeräten durchgeführt werden.



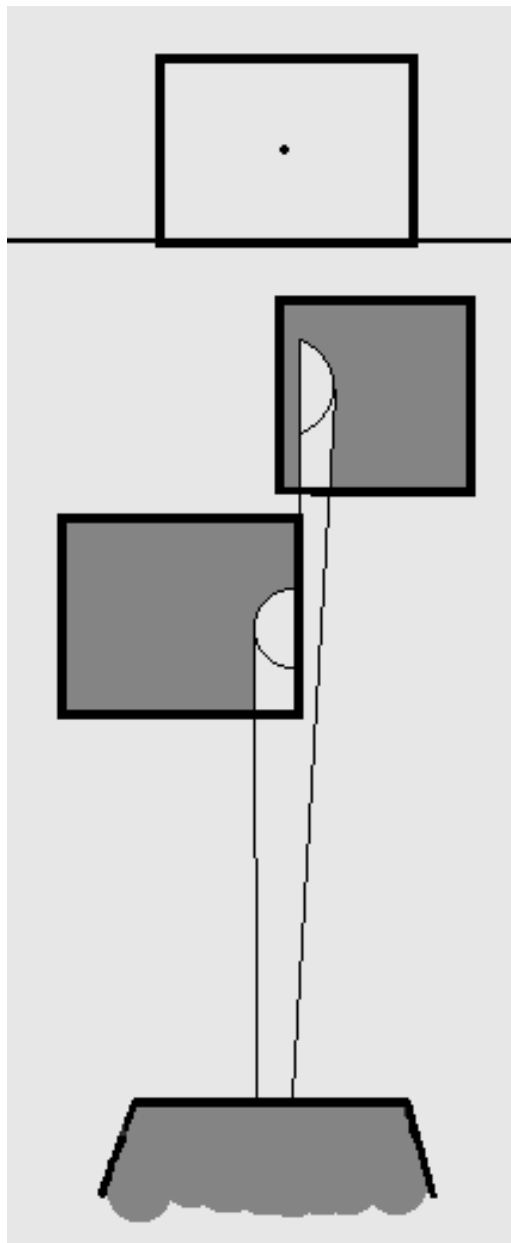
*Der Versuch mit einer in den Lichtstrahl gestellten Abdeckung. (Draufsicht auf den Versuch: Links jeweils der Projektor mit dem ausgesendeten Lichtstrahl, rechts der Projektionskarton mit der Öffnung.)*



*Versuch mit zwei in den Lichtstrahl gestellten Hindernissen*



*So „fließt“ das Licht um die Hindernisse herum (alle drei Skizzen: Draufsicht)*



*Versuch mit zwei in den Lichtstrahl gestellten Hindernissen, wobei der Lichtstrahl völlig abgedeckt wird. Am Projektionskarton dürfte normalerweise kein Licht ankommen. Diese Versuche kann jeder selbst zuhause nachstellen!*

In unsere Physik kommt Bewegung. Überlichtgeschwindigkeit, noch vor kurzer Zeit als Unsinn abgetan, wird heute experimentell vorgeführt. Licht, das sich gradlinig fortbewegen soll, fließt um Hindernisse herum. Landend am Boden der von unserer Schulwissenschaft aufgestellten „Naturgesetze“ im Papierkorb? Doch was sagen unsere heutigen, etablierten Forscher dazu? Im Prinzip stimmen die (falschen) Theorien trotzdem. Wo bleibt hier der Mut, das Kind beim Namen zu nennen und es auszusprechen, dass wir bisher falschen Theorien aufgesessen sind? (9)

### **Anmerkungen**

(1) Meyers Lexikon, Mannheim 1993.

(2) Für die Ausbreitung im leeren Raum (Vakuum-Lichtgeschwindigkeit  $c_0$ ) gilt:  $c_0 = 299792,458 \text{ km/s}$ . Dies ist nicht etwa eine Konstante, sondern ein Mittelwert, den man festgelegt hat, um eine einheitliche Rechengrundlage zu haben. Tatsächlich erbringt jede Messung der Lichtgeschwindigkeit einen anderen Wert.

(3) Meyers Lexikon, Mannheim 1993.

(4) Die Unschärferelation (Heisenbergsche Unschärferelation) ist in der Quantentheorie eine Beziehung zwischen zwei physikalischen Größen eines mikrophysikalischen Systems (z.B. eines Elementarteilchens), die sich darin auswirkt, dass sich gleichzeitig immer nur eine von beiden Größen genau bestimmen lässt. (Meyers Lexikon)

(5) „Echtzeit“, im Auftrag des Mitteldeutschen Rundfunks und des Ostdeutschen Rundfunks Brandenburg,

ausgestrahlt von Bayern 3 in der Nachtsendung SPACE NIGHT, 2. Juli 1997 (Buch und Regie: Klaus Simmering).

(6) Der „Tunneleffekt“ ist in der Quantenmechanik die Bezeichnung für das Hindurchdringen eines Teilchens durch eine schmale Zone (Potentialwall), in der die potentielle Energie höher ist als seine kinetische Energie. (Meyers Lexikon)

(7) Vgl. Martin Becker: „Gerd Duering und seine »Weltformel«“, in: EFODON SYNESIS Nr. 21/1997; Gerd Duering: „Weltformel“, Cardiff 1996.

(8) Vgl. Gernot L. Geise: „Doch was ist die Weltformel?“, in: EFODON NEWS Nr. 40/1997.

(9) Gerd Duering macht das übrigens. Er zeigt in seinem Buch „Weltformel“ eine ganze Reihe von Denkfehlern in unserer Schulwissenschaft auf.

Skizzen: © Gernot L. Geise

---

# Zwei Weltsensationen

Die Entzifferung der drei Zeilen der amerikanischen „Elefantenpyramide“  
und einer Tafel des Sonnensystems, gefunden in der Burrows Cave, USA

Kurt Schildmann, Bonn

Die Abbildung der „Elefantenpyramide“ aus der Crespi Collection in Cuenca, Peru, ist durch Erich von Däniken, „Meine Welt in Bildern“ (Düsseldorf/Wien 1973), sowie aus seinem Werk „Auf den Spuren der Allmächtigen“ (München 1993), weltbekannt. Eine weniger präzise Ausfertigung, offenbar in Ton geritzt, findet sich auch unter den unzähligen Objekten der Burrows Cave. Da Nichtkonformisten die Veröffentlichung besorgten, ist das textliche Kunstwerk für die dominierende, etablierte Archäologie belanglos. Das gilt für die ganze Cuenca Collection und auch für eine Vielzahl der in der Burrows Cave gefundenen Objekte. Doch meine Entzifferung stürzt nun gewisse Sektoren der Archäologie in den Abgrund.

In Sekundenschnelle fand ich am 25.6.1997 die Lösung des Elefantenrätsels. Das Elefantenbild über den drei Zeilen der ‚Pyramide‘ verrät das Thema. Wie in vielen der von mir entzifferten (es handelt sich insgesamt um einige Tausend) Indus-Siegel stehen wir bei dieser Pyramide bzw. Elefanten vor einem ‚pictorial bilingual‘ (= Tierbild mit Legende), in welcher der Name des Tieres erscheint, besonders transparent, wenn es phonetisch/lautschriftlich geschrieben ist. Jeder Junge im Orient weiß, daß der Name des Elefanten (von Indien bis nach Marokko) *pil* lautete, woraus arabisch *fil* wur-



Steinpyramide mit Elefant aus der Sammlung von Pater Carlo Crespi (aus: E. v. Däniken: „Meine Welt in Bildern“, Düsseldorf/Wien 1973)



Fund mit Schriftzeichen aus der Burrows Cave, Illinois

de. Das schon seit 5000 Jahren, seit man ihn zähmte. Also gäbe die obere Schriftzeile mit ihren drei Zeichen die drei Laute p-i-l wieder. In der mittleren Zeile mit ihren vier Zeichen finden sich, spiegelverkehrt, zwei Zeichen der oberen Zeile wieder. Also ist die Beschriftung der zwei angeschauten Zeilen boustrophedon = pflugwendemäßig. Damit ließe sich in der zweiten Zeile ein a-l-e-p (ALEP) lesen. Zu ALEP paßt das griechische ELEPHAS ‚Elefant‘ (orientalischen Ursprungs). Der orientalische Bezugspunkt ist ALEP-BAIT = ‚Stier/Bulle-Haus‘, die zwei ersten Bildwörter des semitischen A-be-ce-dariums, woraus [griech.] Alpha-bet wurde. Der Stier/Bulle ALEP ist also weltbekannt. In den Industexten heißt die Elefantenkuh kurz *gau* = ‚Kuh‘, wie die bovine Kuh. Und warum nicht der Elefantenbulle im näheren Alten Orient kurz ALEP ‚Bulle‘ ?

# Weltsensationen

Die dritte untere Zeile hat fünf Zeichen. Liest man sie linksläufig, dann fällt das vorletzte X-Zeichen auf. Dieses X hat in der Indusschrift den Lautwert t

(die volle Serie ist X t, ~~XXXX~~ ~~XXXX~~ ~~XXXX~~)

Genauso hat das X im Altsemitischen den Lautwert t (Siehe meine EFODON-Dokumentation Nr. 26, S. 30, unter Hinweis auf den indischen Forscher Rao). Die dritte Elefantenbezeichnung, die nun infrage kommt, startet von Sanskrit *hasta* ‚Hand, Rüssel‘, führt zu *hastin* ‚Rüsselinhaber = Elefant‘ (Indo-Europ./IE \*ghesht-in). Die iranische Variante ist \*zastin. Ich schlage die populäre Form



Eine weitere Steintafel aus der Crespi-Collection (EvD)

4 selected texts belonging to the Crespi Collection, Huenca, Peru, published by Erich von Däniken 1973 'Meine Welt in Bildern', ECCO Düsseldorf. They are written in one and the same script, unknown worldwide. Text (1) is also found in the Burrows Cave in Illinois.

Hier also noch einmal die 4 Texte, transkribiert, die linksläufigen Zeilen rechtsläufig normalisiert, die spiegelverkehrten Zeichen der linksläufigen Zeilen zurückgespiegelt.

①			
②		p i l a l e p h o s t i	Π Γ Ε Δ Ε Ω Π Ι Μ Ο Χ Λ
③		n ä . . p . . . t a . . . . . . . . . . . . . . h +10	Υ Λ Η Ε Π Τ Ρ Δ Χ Ι Ρ Υ Δ > λ Ι > Γ Λ Υ Δ Δ Ι Χ
④		o o o o i r y a h a l p i m a 10 5	? ? ? Γ Δ Ω Ι Ε Ρ Υ Χ Υ
④		r i t v a n i s c ä m t i n d u	Δ Ν Χ Υ ι χ Γ β λ Δ Δ Χ Γ χ λ χ

Text (1): original Elefant;  
Text (2): 0000 ; pflügen bis Mond 10 + 5 ;  
Text (3): 000, gedrängt sein  
Text (4): In-Ordnung, Nacht, strahlend, Mond.

\*zost<sup>n</sup> = z-o-s-t-<sup>n</sup>/zost<sup>n</sup> vor, wobei -<sup>n</sup> einen nasalierten Laut wiedergäbe. Damit bestätigt sich die linksläufige Lesung der dritten Zeile. Das Objekt ist genial komponiert. Es ist gewissermaßen angelegt, um als Entzifferungsschlüssel zu dienen, ansonsten ein gutes Utensil zur Ausbildung von Schülern. Wäre das Objekt im Alten Orient gefunden worden, so wäre das kaum eine überwältigende Sensation. Aber es ist in Amerika gefunden worden, in der Neuen Welt, die die dortigen weißen Einwanderer als von Gott, und im Zeichen ihrer dafür bemühten Religion, ihnen, nur ihnen, geschenkt ansehen. Freigegeben zur Nutzung, wobei ihnen doch ein wenig das Gewissen zusetzt, wenn sie akzeptieren müssten, daß die verdrängten Rothäute, diese Nobodies, die sich unschönerweise vor langer Zeit über die Behringstraße (so erklärt man sich das) in die Neue Welt hineingeschlichen hätten, tatsächlich Hochkulturleute waren, die mit uralten altweltlichen Kulturen lebhaften Kulturaustausch trieben. Natürlich über transpazifische und transatlantische Expeditionen. Bislang wurden Nonkonformisten, die von solchen Expeditionen sprachen, als Nestbeschmutzer verleumdete.

Von Kritikern kann die aufgezeigte Boustrophedonschreibung im Pyramiden-Text als ein Zufallsphänomen abgetan werden. Doch finden sich in der Crespi-Collection noch drei weitere symmetrisch konstruierte Tafeln mit einer analogen Beschriftung. Man schaue auf Tafel (4). Dort erscheint in der Mitte von Zeile 2, rechtsläufig zu lesen, 'Γ' was in Zeile 4 links zu Beginn linksläufig geschrieben und zu lesen, 'Γ' als 'Γ', also spiegelverkehrt, erscheint. Wenn man das spiegelverkehrte Auftreten solcher Zeichen, die überhaupt spiegelverkehrt erscheinen können, in

Rechnung stellt, reduziert sich die Gesamtzahl der Zeichen ganz erheblich, auf etwa fünfzig. Mit dieser konsonantisch und vokalisches gut ausgebauten Schrift lassen sich unzählige Sprachen des Erdkreises phonetisch ausreichend lesbar fixieren. Das Stacheldraht-Zeichen  $\nabla$  (schon zweimal oben erwähnt) findet sich auch nur insgesamt zweimal. Es dürfte eine Ligatur von zwei Zeichen sein, da es auch in keinem Alphabet der Erde zu finden ist.

In der Tafel (2), Zeile 5, endet diese Zeile - wenn man sie linksläufig liest - mit den zwei Zeichen XL, die wir von der Pyramide, Zeile 3, her kennen, dort ebenfalls linksläufig. Ich denke hier an den Lautwert -z- = L, und an den Lautwert -t- = X. Das -t- stünde hier etwa für -ta, Suffix des Partizips der Vergangenheit in vielen Sprachen.

Zum Thema Goldblech: Treuherzig nahm man vormals in prä-inkaischer Zeit in Peru Goldfolien zur Fixierung des Wissens, nicht ahnend, daß diese auf ewige Beständigkeit angelegte Wissensüberlieferung gerade dadurch einer unvorhersehbaren Gefährdung ausgesetzt seien. Denn was geschah eines Tages? Es kamen Dämonen, Bestien in Menschengestalt, die sich als katholisch-spanischer Provenienz ausgaben, die nicht nur raubten, sondern die Goldartefakte einschmolzen, zum Teil in Goldbarren umgossen, die ohne Sinn und Verstand heute noch gehortet werden. Das gehört zum perversen Aspekt der modernen Weltzivilisation. Ich rühre kein Gold mehr an, seit ich weiß, welche abscheulichen Geschichten mit jedem Gramm Gold verbunden sind.

Schon vor Jahrzehnten wurde mir bekannt, daß seriöse Schriftforscher in Kleinasien etwa die Benutzung echter Lautschriften vermuteten, in vorgeschichtlicher Zeit, und daß das griechische Lautalphabet ein Kompromiß zwischen dem phönikisch/semitschen Konsonantenalphabet und einer kleinasiatischen echten Lautschrift sei, in der die Vokale a - e - i - o - u, einige sogar mit Sonderzeichen für lange Vokale, Berücksichtigung fanden.

Und nun zur Tafel des Sonnensystems, gefunden in der Burrows Cave. Dr. Horst Friedrich, Wörthsee, hat in EFODON-SYNESIS Nr. 3/1994, unter der Überschrift „Jahrhundertentdeckung Burrows Cave“ den Stand der Dinge eingehend beleuchtet. Er brachte auch Probe-Abbildungen von Objekten, die zuhauf in der Höhle entdeckt wurden, aber noch nicht der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden sind; aus guten Gründen. Die dominierende Archäologie wäre ja schließlich an einem Untergang dieser Zeugnisse interessiert, denn das, was nicht sein darf, kann auch nicht sein. Wir leben nämlich noch im dunkelsten, notfalls Dokumente vernichtenden Mittelalter.

Die Tafel (erste Abb.) dürfte uns Ritzungen in Ton zeigen. Auch sie ist eine Art ‚pictorial bilingual‘, zeigt sie doch zuoberst die strahlende Sonne. Also behandelt sie das System der Sonne. Die erste ge-



Tontafel mit Schriftzeichen aus der Kollektion Crespi (EvD)

schriebene Zeile behandelt den Mond. Der Kreis bedeutet ‚sonnenferner Himmelskörper‘, wie in Zeile 5, wo der Kreis, mit vorangestellter 2 bedeutet: ‚Zweiter äußerer Planet‘, das ist bekanntlich Jupiter; in der 6. = nächsten Zeile wird Jupiter mit 12 Strichen identifiziert, denn er braucht 12 Jahre für einen Umlauf am Himmel bzw. um die Sonne. Der Kreis von Zeile 7 hat vorangestellt eine 3: Es ist der dritte äußere Planet = Saturn. Damit ist das Ende erreicht.

Nun zurück zur Mondzeile. Sie beginnt mit 4 halblangen, hochgestellten, senkrechten | | | | Strichen mit der Bedeutung 4, nämlich vier Jahreszeiten. Dann folgt eine römische IX = neun, die aber ‚etymologisch‘ zu entziffern ist. Die römische 10 = X, ist ja in Wahrheit zweimal V = 5 =  $\nabla$ , so bedeutet die doppelt lange, vorangestellte 1 logischerweise 2. 2 und 10 macht 12, das sind die 12 x 30 Tage der (z.B. ägyptischen) Monate, aber auch die der Induskultur, erforderlich für das 360 Tage-Jahr.

# Weltsensationen

Dem Mond-Kreis folgt noch die normale  $||$ , das bedeutet wohl: Sonne Nr. 2 (bei vielen Indianern heißt der Mond ja ‚Sonne der Nacht‘).

Zeile Nr. 2 befaßt sich mit Merkur. Das Zeichen der liegenden Sanduhr habe ich auch in der Indusschrift als das Zeichen für Merkur entziffert. Es beschreibt seine ewig sonnennahe Bahn, mal rechts, mal links von ihr. Dasselbe gilt in der nächsten Zeile für Venus, hier folgt die  $|| = 2$ , bedeutend: ‚innerer Planet Nr. 2‘. Beim Merkur ist die ‚eins‘ vorangestellt = ‚erster innerer Planet‘. Rechts vom Merkur-Zeichen folgt eine Glyphe, die auch in der vierten Zeile 100 bedeutet. Dann kommt das schon definierte Zeichen für  $10 = X$ , = ~~X~~, und dann  $|| =$  drei-Punkt. Die synodische Umlaufzeit des Merkurs kannte man nicht so genau: man schrieb statt 115,875 Tage nur 113,... Tage,  $100 + 10 + 3$ . Bei der Venus machte der Graveur einen Fehler. Richtig schrieb er mit dem umgekehrten  $\nabla$  eine 5 (= V, siehe oben beim Mond unter 10), dann eine  $||$  statt eine  $|||$ , er sollte/wollte die VIII = 8 der Venus schreiben, mit den dann folgenden drei Punkten deutete er die anzusetzende Potenzierung an:  $584$  (synod. Venusumlauf) =  $8 + 8^2 + 8^3 = 8 + 64 + 512 = 584$  Tage, eine weltumlaufende, heilige Formel. Auch bei Mars hat der Kopist einen Strich zuviel hingeschmiert. Er meinte  $||||||| = 8 \times 100$  (siehe das 100-Zeichen bei Merkur). Es folgt  $|X$ , quasi römisch 9, doch gemeint ist  $|XX = 19 = 1$  von 20.

Die 819 bezeichnet den prätrojanischen Marsumlauf, gut erhalten bei den Maya, = die Summe der 1., 2. und 3. Potenz von 9, ruiniert durch Athene auf 780 Tage (vorübergehend ...). Die heilige Basiszahl des Mars ist weltweit die ‚9‘, transparent bei den Maya, in Rom, Hellas und der Induskultur;  $9 + 81 + 729 = 819 = 9 + 9^2 + 9^3 = 819$ .

Nachdem wir nun mit Mars den ersten äußeren Planeten identifiziert haben, folgt, diesmal ausdrücklich gekennzeichnet, der zweite äußere Planet,  $||O =$  der Jupiter. Er ist weltberühmt als der Planet mit der heiligen Basiszahl 7, denn die Summe der 1., 2. und 3. Potenz von 7 =  $7 + 49 + 343 = 399$  ergibt seinen synodischen Umlauf. Der Indianer-Kopist schrieb diese 7 hinter dem Jupiter-  $||O$  Zeichen richtig gegliedert:

$$| ||| ||| = 1 + 3 + 3.$$

Die letzte 3 hat er nachträglich berichtet durch Infixierung einer  $1 = |$ . Doppelt abgesichert ist Jupiter dadurch, daß die zwölf Jahre seines siderischen Umlaufs um die Sonne in der zusätzlichen Zeile 6 unter der heiligen Jupiter-Basiszahl ‚7‘ ausdrücklich angeführt werden.

Der Saturn wird dann in Zeile 7 ordnungsgemäß als der äußere Planet Nr. 3 =  $|||O$  bezeichnet. Dann folgt  $| |||$ . Hier wird der lange vertikale Strich bedeuten: er braucht lange Zeit, und die ‚3‘ =

$|||$  wird bedeuten: ‚fast 3-mal so lange‘ (wie der Jupiter mit seinen zwölf Jahren für einen siderischen Umlauf, nämlich an die 30 Jahre).

Das Thema des Sonnensystems ist in den ältesten Kulturen besonders gut durchgearbeitet worden. Sie machten die Zahlenharmonien deutlich, noch deutlicher als auf dieser Burrows Cave-Tafel. Für Merkur brachte man sein Zeichen, die flache Hand = 4 Finger und ein halber (= der Daumen), also 4,5, wovon die Summe der 1., 2. und 3. Potenz genau die oben erwähnten 115,875 Tage ergibt. Kryptologisch rundeten die Maya (den Mayanisten noch unbekannt) die 399 des Jupiters auf zu 400 Tagen, und so auch in der Induskultur. Im Kapitel/Faszikel 3 ‚Celestial Deifications‘ meines Werkes ‚Indus Script Decipherment‘, das ich gegenwärtig ausarbeite, werden diese Aspekte eingehender beleuchtet werden.

Jedenfalls ist das Material aus der Burrows Cave echt, denn eine so geniale Aufstellung hätte kein lebender Zeitgenosse der Menschheit unterjubeln können. Orthodoxe und Nonkonformisten haben gleichermaßen keine Ahnung von dem Höchstmaß vorzeitlicher Intelligenzleistungen. Sie gefallen sich nur zu häufig in hochstilisierter Selbstdarstellung, die letzteren mit einigen Konzessionen an die Vorzeit, die ersteren wie wahnsinnig in ihre einmalige Superintelligenz vernarrt. Dabei spricht das Sonnensystem mit seinen unerschütterlichen harmonischen Zahlengesetzen eine unmißverständliche Sprache des höchsten Weltgeistes.

Hut ab vor den Leuten, die solche astronomischen Nachrichten vor Jahrtausenden erstellten und verbreiteten. Auf vergänglichem Material (Blätter, Holztäfelchen) muß es massenweise verteilt worden sein. Keine Spur vom süffisant erdichteten, angeblichen ‚magischen oder mythischen Denken‘ unserer Vorfahren findet sich in diesen Texten. Präziser als moderne Astronomie es vermag, wurde in Minutenschnelle das Sonnensystem veranschaulicht, ohne schwülstige Einlassungen wie etwa ‚Mars, der rote Planet, Kriege heraufbeschwörend‘, oder ‚Venus, die bärtige Jungfrau‘, oder ‚Merkur, der flinke Bote und Schreiber der Planetengötter‘, oder ‚Jupiter, der Allvater‘. Die Systembotschaft von Burrows Cave ist aussagekräftiger, realistisch transparenter als Sagan's (er ist kürzlich verstorben) Projektilbotschaft an etwaige andere Planetenbewohner in unserem Milchstraßensystem. Das Zeitgefüge der Planeten, wie es sich dem Erdbewohner darstellt, bzw. wie es ihm vom Weltgeist zu seiner Erbauung aufoktroiert worden ist, findet in der Burrows Cave Tafel z.T. präzisen Ausdruck. Ich kann diese Tafel als wertvolle Ergänzung zu meiner Induskultur-Entzifferungsarbeit sehr gut nutzen. Umgekehrt hätte ich ohne meine bisherige Einarbeitung in die Induskultur die Burrows Cave Tafel nicht so schnell deuten können.



# Weltsensationen

Mir kam der Gedanke, daß die Crespi-Tafeln ganz sinnfällige kosmologische Tatsachen behandeln dürften. Mit den bereits entschlüsselten Lautwerten durchmusterte ich erneut die Tafeln (2), (3) und (4). Ich hatte dabei Sanskrit im Kopf, dachte an Laksmi, an ihren Beinamen Hira, an Sita, Gemahlin des Rama. Wieder wandte ich mich der Zeile 4 von Text (4) mit ihren zwei Zeichen 𑀧𑀢

zu, die ich bereits als spiegelverkehrt in Zeile 2 von Text (4) angemeldet hatte. Und da kam mir eine Erleuchtung. Das Zeichen 𑀧 ist keine Ligatur, es muß ein -n- sein, und die 4. Zeile liest sich von rechts nach links i-n-d-u = Sanskrit, ‚der Mond‘. Der Mond gibt immer ein gutes Thema her. Was steht nun in der spiegelverkehrten Gegenzeile 2 von Text (4)? Von i-n(-d-u) erscheint dort in der Mitte -n-i-. Die restlichen zwei Zeilen bieten noch zweimal das entschlüsselte -t- (= X), ferner in Zeile 3 das -a- aus Zeile 2 der Pyramide ( 𑀧 ). Die unterstellte inspirierende Kosmologie verlangte bei -ni- das Sanskrit-Wort niĀ ‚Nacht‘, etwa der Mond als Herrscher der Nacht. Nun bringe ich die vier Zeilen normalisiert:

1. 𑀧 𑀢 𑀧 𑀢      2. 𑀧 𑀢 𑀧 𑀢  
 3. 𑀧 𑀢 𑀧 𑀢      4. 𑀧 𑀢 𑀧 𑀢

Die linksläufige Zeile 1 ist von mir gedreht worden. Zeile 2 ist rechtsläufig eine Anschlußzeile. Auch Zeile 3 ist rechtsläufig, Zeile vier (die INDMOND-Zeile) ist wieder linksläufig. Wie gesagt, oben alles rechtsläufig normalisiert. Doppelt unterstrichen sind Zeichen mit entschlüsselten Lautwerten, vgl. Pyramidenentzifferung, und bedenke die Konsequenz aus indu/Mond.

(4)

1	𑀧	𑀢	𑀧	𑀢
2	𑀧	𑀢	𑀧	𑀢
3	𑀧	𑀢	𑀧	𑀢
4	𑀧	𑀢	𑀧	𑀢

In der Indus-Schrift erscheint der p-i-l- Elefant als pi-lu-s (a) 𑀧 𑀢 𑀧

Zugrunde liegt eine ewig gültige Wahrheit, das bedeutet für die zwei oberen Zeilen Sanskrit

r i t v a n i Ā (ritva-niĀ)  
 = Sanskrit: die Ordnung der Nacht

c a n t i n d u (\*cand-indu)  
 = Sanskrit: der strahlende Mond.

(skt. ritva kann als Instrumental verstanden werden, vgl. dhenu- ‚Kuh‘; dhenvā ‚mit der Kuh‘.)

Nacht und Mond gehören zusammen wie Tag und Sonne. Das macht schon allein die Lesung sehr wahrscheinlich. Dazu kommt die Verwertung der bereits entschlüsselten Zeichen, die als zugehörige Attribute bekannt sind. Vgl. Sanskrit rtu- oblique (= wenn flektiert) rtva- ‚Ordnung‘. Das auslautende -a wurde von Zeile 1 hinübergetragen in die Zeile 2. Zeile 3 hat cant-, müßte cand- sein = ‚leuchten, strahlen‘ zu lat. candeo ‚dasselbe‘. Skt. cand-ra- ist eine Nebenform für Mond. Der Schreiber schrieb hier populär cant ‚strahlend‘.

Die Indologen und Historiker gelten in Indien als ‚killer of history‘, wenn sie im Westen ‚ausgebildet‘ wurden. Übrigens: der Elefant ist das heiligste Tier der Inder; er ist das Tier Indras. Die Elefantenpyramide könnte also eine Anbetung Indras bedeuten. Indisches sonantisches -r- erfährt auch die Aussprache ri, besser ri.

Das i darin steht oft für den IE (Indo-Europäischen) Murrellaut 𑀧 (wie das -e- in unseren Wörtern sitzen, laufen etc.), vor 100 Jahren genannt ‚schwa indogermanicum‘.

Irritierend ist, daß das -n- von cant nicht mit dem -n- von indu ‚Mond‘ und dem von niĀ ‚Nacht‘ übereinstimmt. Offenbar ist im Falle von cant ein Sonderzeichen für ein stimmloses -n- vor dem stimmlosen Verschlusslaut t verwendet worden.

An die Götter oder den Weltgeist gerichtete Inschriften dürfen apokryph (etwa verdreht oder anderweitig verspielt) sein, weil die klugen Götter sie auf jeden Fall verstehen ...

Nun fragt man sich, wie kommen Sanskrit-Texte, auf Goldblech eingraviert, in das vor-inkaische Peru? Geschrieben in einer Lautschrift, von der heutzutage nirgendwo sonst etwas gefunden wurde? Abgesehen von der Inka-Quipu-Knotenschrift gab es auch sonst weitgehend linear gehaltene Schriftzeichen in Peru.

Je mehr geforscht wird, desto mehr, und zugleich immer Großartigeres, wird gefunden. Da reichen die ‚Erklärungen‘ Darwins nicht mehr aus. Diejenigen, die sich weiterhin trotzdem an ihn halten, sind entweder dumm oder halten es für zweckmäßig, andere zu verdummen. Gottseidank können, angesichts leerer öffentlicher Kassen, immer weniger hochdotierte Dummheitenverbreiter subsidiert werden.

Die geographische und geopolitische Lage des indischen Subkontinents ist einzigartig. Seit Urzeiten sah man sich dort selbst als wohnhaft beim Nabel der Welt. Das deckte sich mit der Lehre vom Weltriesen, dessen umschiffbarer Leib die Erde, und dessen Schädel das Himmelsgewölbe ist.

# Weltsensationen

Seine Ein- und Ausatmung im Jahresrhythmus sind die zwei Monsune (monsoons). Der breite Gürtel unterhalb des Nabels ist der rotierende, von Westen nach Osten laufende Weltozean, die jagende Schlange, die sich in den Schwanz beißen will. Der Riesenkörper eines Zwitterwesens ist die Erde, wenn die Himalaya-Berge, wie es geschehen ist, als eine Vielzahl von Brüsten gedeutet wird, die mit der weißen Milch des Eises bedeckt sind. Die vier Schlangen-anhängsel, lies: die vier Arme des Vishnu-Weltriesen, zu definieren war nicht ganz leicht: Immerhin, zu nennen sind der Jaxartes (Amu-Darya), der Indus, der Ganges, der Brahmaputra.


Die Induskultur-Weltherrscher brauchten nur einigen hundert Männern zu befehlen: „Segelt nach Westen (oder nach Osten), findet etwas, kehrt zurück, und erzählt mir!“. Wie viele konnten nicht mehr wiederkehren. Der Wind blies Schiffe spielend leicht (Heyerdahl) um Südafrika herum nach Südamerika, doch eine Rückkehr ist problematisch. Oder aber der indische Weltherrscher bestieg persönlich ein Vimana und besuchte die äußersten Winkel seines Weltreichs.

Wie das Nabelland Indien geographisch beschaffen war, konnte Rāma mit Gattin Sita beim Vimana-Flug von Ceylon nach Nordindien erkennen. Er flog so hoch, daß sich Gemahlin Sita darüber wunderte, bei Tageslicht die Sterne erkennen zu können. Diese Erfahrung, diese Sita-Aussage, hat heutzutage ihre Bestätigung gefunden.

Sucht, sucht, ihr Nonkonformisten, das seid ihr eurer Herkunftsaufklärung schuldig. Mit der Ahnenforschung untermauern wir unsere Ansprüche.

Nachdem sich nun der Text des Goldblechs (4) als Sanskrit erwiesen hat, ist Zeile 3 der Elefantepyramide auch Skt. zu lesen: nicht \*zostī, sondern \*hosti (hastin- Elefant, Nominativ hasti, für langes i ein Sonderzeichen). Die Sanskrit-Texte können natürlich auch transpazifisch Amerika erreicht haben.


Nun begann ich mich um Text (3) und (2) zu bemühen. Natürlich unter Nutzung der bereits erschlossenen Laut- und Zeichenwerte. Bei der Spielerei kam ich dazu, das Zeichen Y als -m- = Y zu lesen, weil -m- schließlich bislang nicht aufgetaucht war, aber natürlich existieren mußte. Der Text (3) ist der kompakteste, er hat nur vier Zeilen mit je drei Zeichen. Die Zeile 1 hat offenbar undefinierbare Piktogramme. Die Zeile 2 ist auf jeden Fall rechtsläufig und bietet uns an:

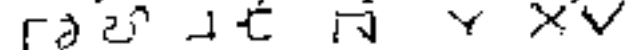
i-r-... = 

Zeile 3 ist linksläufig und bietet uns an als erstes Zeichen, lesbar aus Zeile 3 der Pyramide, h- L. Im zweiten Zeichen fand ich mich schließlich gezwungen, eine Ligatur zu sehen, nämlich das kurze -a- der Zeile 2 des Textes (4) 𐑦, spiegel-

verkehrt 𐑦, 𐑦 verschmolzen mit dem [ der Zeile 2 ] , [ der Pyramide. Das nun lesbare Sanskrit *hal-* heißt *Pflug*. Das bestätigte gewisse schon gehegte Vermutungen, nämlich daß v-x von Zeile 4 keinen Lautwert - in diesem Fall - haben, sondern die aus der Burrows Cave, Tafel des Sonnensystems, bereits bekannten Zahlenwerte haben, nämlich, genau wie römisch V = 5, und römisch X = 10, macht zusammen 15.

Das dritte Zeichen von Zeile 4, vermutet als Y = -m-, war richtig vermutet: es ist syllabisch als *ma* zu sprechen, deckt sich mit popular Indo-Iranisch *ma* ‚Mond‘; der Text paßt zum Mondtext (4) in welchem der Mond *indu* ‚Mond‘ heißt, und die Zahl 15 bzw. 14 steht hier für „pflügen bis zum Vollmond“; ich erinnere an Persisch: *kashang misl-e-mah dar shab-e tshahar-dah* = ‚schön wie der Mond in der Nacht (Nummer) vier-zehn‘ = 14.

Nun ließ sich auch das noch unerklärte restliche Zeichen  der Zeile 3 von Text (3) erklären: zunächst: es ist ein p-, aber die bereits definierten p-Zeichen haben ihr Schwänzchen nach außen sie wären deswegen *pa* oder *pu* zu lesen, während hier das p- sein Schwänzchen nach innen hält: es muß *pi* sein, weil die Präposition *pi*, *api* im Sankrit ‚at, in, near‘ bedeutet. Sie kommt auch in den Indus-Siegel-Texten in der Kurzform *pi* vor. Nun noch zu Zeile 2 des Textes (3): Für das schon ermittelte i-r- bietet sich, um das noch ungedeutete 3. Zeichen ergänzt, das Wort *irya* („to be urged“) an. Ohne die piktographische Zeile 1 lautet der ganze Text somit:

i-r-ye h-a/l- pi ma-<sup>0-5</sup>  


= Gedrängt sein Pflügen bis Mond (Tag) 15.

Überall in der Welt geht die Sage um, daß das Pflügen/Pflanzen in der Zeit des zunehmenden Mondes (hier: bis zum Vollmond am Tage 15) zu erfolgen hat. Ein Blick auf die eindeutig linksläufige Zeile 1 von Text (2) = dem längsten, verrät: Sie beginnt mit Y⊥ = m-a ‚Mond‘ und endet mit -p- (bzw. pa/pu). Vielleicht wird dieser längste Text auch bald enträtselt werden. Jedenfalls ist die indische Herkunft der Crespi-Texte (1) bis (4) definitiv bewiesen.

Eine Folgerung lautet: Die Inder waren in Süd- und Nordamerika. Bevor sie sich mit den Eingeborenen vermischt und dadurch weitgehend verschwanden, haben sie Texte auf Goldblech eingraviert und gut verborgen, nicht nur um die Götter zu ehren (wie ich jetzt berichtige), sondern um die Nachwelt anzusprechen.

# Weltsensationen

Crespi hatte sich das Vertrauen der Eingeborenen erworben. Und Erich von Däniken war so zäh, sich die gehorteten Artefakte zeigen zu lassen, sie durch seine Bestseller der Welt zur Kenntnis zu bringen.

Und was passierte? Das Magazin ‚Stern‘ hat in Deutschland von Däniken als Hochstapler zu entlarven versucht. Man redete sich und der Menschheit ein, die Artefakte seien Fälschungen, Ausgeburten der Phantasie handwerklich begabter Eingeborener, ja, von Fabrikanten touristisch interessanter Andenken.

Die etablierte archäologische Wissenschaft, oft gerne beteiligt an Weltverdummung, lachte sich ins Fäustchen. Wie prächtig wurde hier Vorarbeit und Mitarbeit geleistet. So konnte man sich in ‚vornehmes‘ Schweigen hüllen, wenn schon was gesagt wurde, dann von zahllosen Unbewiesenheiten sprechen. Diese ‚schärfsten‘ Denker der Welt, diese ‚Nicht-Amateure‘, hätten doch fach- und sachkundig den Wert oder Unwert der Texte nachprüfen sollen. Nichts geschah. Warum? Weil sie im Grunde genommen so wenig wissen wie die Journalisten. Was kann man beim Studium der Archäologie, Anthropologie, Linguistik mit X Semestern Hochschulstudium lernen? Bei der Archäologie, wie man in der Erde buddelt; bei der Anthropologie, daß wir letztlich vom Affen abstammen, ganz nahe noch, um die nächste Ecke herum, à la Neandertal. Und bei der Linguistik? Daß die entsetzliche Vielzahl der Sprachen jedes sprachliche Großstudium verbiete. Nur Herumdozieren à la Chomsky, bzw. sich mikrologisch in Streitereien gegenseitig blockieren.

Die Zuwanderer aus der Alten Welt, Indien, Vorderasien, deutete ich an, wurden in Amerika integriert, assimiliert. Aber viele zufällig noch unverdorbene Forscher haben in zahllosen Dialekten Gesamtamerikas zahllose Wörter und Formen altweltlicher Sprachen entdeckt, gesammelt, z.T. publiziert, vielfach auf eigene Kosten. Ihnen gebühren Denkmäler, nicht den alles leugnenden Isolationisten. Hier ist nicht der Ort, um mit Einzelheiten aufzuwarten. Jedenfalls habe ich Jahrzehnte auf die Durchsicht der Sprachen der sogenannten ‚roten Rasse‘ verwandt.

Die phönikische Inschrift von Parahyba hat offenbar ein nichtsnutziger Typ ‚entsorgt‘. General Russell Burrows kennt seine Pappenheimer. Er hat bis heute nicht den Zugang zu seiner Höhle mit den vielen Gesichtern in Illinois der Öffentlichkeit mitgeteilt.

Wie scheußlich geht man mit den wirklich wertvollen Texten aus ältester Zeit um, die von geistesgewaltigen Vorfahren erstellt wurden, seit Jahrtausenden: in China mehrmals Büchervernichtung, ‚Kulturrevolution‘. Mehrmals auch so etwas in Alexandrien, in Ägypten. Dasselbe in den verschiedenen Großreichen der Neuen Welt vor 500 Jahren und anschließend. Und heutzutage? Mit vornehmen

Allüren wird der Wert und die Aussagekraft sensationeller Funde heruntergespielt. Was kann vornehmer sein, als die Vorfahren, die Vorzeit zu verachten. Ihr Völker der Welt, werdet vornehm, heißt die Devise.... (lies: laßt euch verdummen!).



②

1	∩	I	∥	⊥	γ
2	F	X	Δ	γ	1
3	X	<	∩	∇	9
4	J	>	7	λ	U
5	X	L	∩	∩	C

③

1	∩	∩	∩
2	∩	∩	∩
3	∩	∩	∩
4	∩	X	∩

④

1	∩	X	∩	∩
2	∩	X	∩	∩
3	∩	∩	∩	X
4	∩	∩	∩	∩

Anm. d. Red.:

Kurt Schildmann ist der Präsident der Studiengemeinschaft Deutscher Linguisten in Bonn.

# Das Baumaterial der Cheops-Pyramide

Ó Dieter Vogl; veröffentlicht in SYNESIS Nr. 23/1997

Als ich am Morgen die wenigen Kilometer von Massa mit dem Bus nach Carrara fuhr, war ich noch recht zuversichtlich das Rätsel um das verwendete Baumaterial der Pyramiden von Gizeh schnell und unproblematisch lösen zu können. In der Hauptsache war ich deshalb dieser Meinung, weil es hier in Carrara nur so von Natursteinfachleuten wimmelt. Sie sind, im Angesicht der hoch über der Stadt liegenden Steinbrüche, geradezu prädestiniert, Antworten auf Fragen zu geben, die den Stein - als Baumaterial betrachtet - betreffen.

Schon vor über 2000 Jahren wurde hier in Carrara, am Fuße der Apuanischen Alpen, ähnlich wie in den Mokatam-Bergen von den alten Ägyptern, von den Etruskern und Römern jenes Material gebrochen, das den Mythos Carrara und das heutige Wissen der hier ansässigen Menschen begründet. Und in dieser Welt, die seit ewigen Zeiten vollkommen mit Haut und Haar dem Stein verfallen ist, erhoffte ich Antworten auf meine Fragen zu finden.

Als ich am Abend von Carrara nach Massa zurückfuhr, war ich mir meiner Sache allerdings gar nicht mehr so sicher. Ich ahnte, dass es Schwierigkeiten geben würde, denn die Fachleute, die ich zum Thema befragte, konnten mir alle keine definitive Antwort auf meine Fragen geben. Und das, obwohl mein Fragen-Katalog im Grunde genommen nur aus ganzen zwei Fragen bestand!

1. Mit welchem Material wurden die Pyramiden erbaut?
2. Aus welchen Steinbrüchen stammt das verwendete Material?

## ***Aus welchem Steinbruch stammt das Baumaterial?***

Gehen wir zuerst der zweiten Frage nach: Woher stammt das Baumaterial für die Cheops-Pyramide? Glaubt man der derzeitig kursierenden Pyramiden-Literatur, dann besteht angeblich gar kein Zweifel daran:

Die drei Pyramiden von Gizeh, also auch die des Cheops, wurden fast ausnahmslos aus Kalkstein erbaut. Und dabei natürlich ausschließlich mit Material, dessen Vorkommen, dem Vernehmen nach, schon längst von der Wissenschaft lokalisiert, und nach deren Erkenntnissen ganz in der Nähe der Pyramiden abgebaut wurde. Die meisten Fachleute tendieren dabei überwiegend auf drei Steinbrüche, die - wie mir Frank Dörnenburg schreibt - „in nur rund 400 m Entfernung“ zur Cheops-Pyramide liegen. „*Gesteinsanalysen, auch von den Klemms (1), gehen so weit, dass man sogar die Steinbrüche für die unterschiedlichen Pyramidenlagen chemisch identifizieren konnte.*“

Dies ist eine Erklärung, die man so nicht unbedingt hinnehmen und schon gar nicht bedingungslos akzeptieren darf, denn dies, das ergaben meine bisherigen Recherchen recht prägnant, trifft in erster Linie nur auf die Chefren- und die Mykerinos-Pyramide zu. Zumal die Klemms der vorherrschenden Meinung, vor allem der des Spezialisten Prof. Stadelmann, sogar sehr deutlich widersprechen und davon ausgehen, dass die große Masse des Baumaterials eben nicht aus der näheren Umgebung der Pyramiden kommt, sondern von weit her herangeschafft wurde. Woher das gesamte Material für den Bau der Cheops-Pyramide letztlich wirklich stammt, kann also mit einer pauschalisierenden und etwas einseitigen Aussage - für mein Dafürhalten - nicht beantwortet werden. Hier müssen wir schon etwas tiefer nachforschen, als dies offensichtlich die Wissenschaft derzeit tut. Und wir müssen uns dabei fragen, ob wir diese wissenschaftliche Betrachtungsweise auch ohne Vorbehalte als unverrückbares und historisch abgesichertes Faktum hinnehmen dürfen? Wohl kaum, vor allem dann nicht, wenn man davon ausgeht, dass die Ägypter ihre Pyramiden immer gerade an jenen Stellen erbaut haben sollen, an denen das entsprechende Baumaterial lokal vorhanden war.

Frank Dörnenburg ist in dieser Beziehung der Meinung:

„*Die Ägypter waren kein dummes Volk. Sie bestimmten nicht einfach einen Pyramidenbauplatz und kümmerten sich dann erst im Nachhinein, woher sie das Baumaterial bezogen - sie machten es anders herum. Sie bauten alle Pyramiden dort, wo verwertbares Material zu finden war. Daher ist das Kernmauerwerk aller Pyramiden aus dem jeweiligen Umgebungsgestein der Pyramiden selbst gebaut. Die rote Pyramide in Dahschur besteht z.B. aus dem leicht rötlichen Kalksandstein der Umgebung, während die Pyramiden von Gizeh aus dem gelblichen Kalkstein des Gizeh-Plateaus bestehen.*“

Ganz sicher waren die alten Ägypter kein dummes Volk, aber sie besaßen ebenso ganz sicher auch keine so

fortgeschrittene Technologie, mit der sie die geologischen Eigentümlichkeiten eines Natursteinvorkommens beurteilen und für ihre Nutzbarkeit hätten ausloten können. Vor allem nicht im Hinblick auf eine Pyramide, deren Materialaufkommen mit einer Masse von 2.521.000 Kubikmetern zu Buche schlägt. Und die Nutzbarkeit des Gesteins mussten auch die alten Ägypter wissen, wenn sie ein bestimmtes Natursteinvorkommen als Baumaterial abbauen wollten. Dabei müssen auch für die alten Ägypter mit Sicherheit Gesichtspunkte wie Lage und Zugänglichkeit des Natursteinvorkommens eine gewichtige Rolle gespielt haben. Denn gehen wir davon aus, die Altägypter hätten wirklich nur Muskelkraft, Holzrollen und Alfalfagrassseile zur Verfügung gehabt, dann ist es für einen rationellen Abbau des Gesteins wahrlich nicht unerheblich, vor dem Abbaubeginn zu wissen, wo ein Steinbruch liegt, und wie zugänglich er für den späteren Materialabtransport ist. Hierbei müssen wir vornehmlich beachten, dass beim Bau der Cheops-Pyramide angeblich alle zwei bis drei Minuten ein Stein auf den anderen gewuchtet werden musste, um die wissenschaftlich postulierte Bauzeit überhaupt annähernd einhalten zu können. Dies alles setzt voraus, dass die alten Ägypter nicht nur die Lage und die Zugänglichkeit des Bruches exakt überprüfen mussten, sondern auch seine Entfernung zu jenen Verarbeitungsstätten, bei denen jeder einzelne Steinblock des Baumaterials für die spätere Verwendung weiter bearbeitet werden musste.

Aller logischen Gegenargumente zum Trotz scheint sich jedoch das Ammenmärchen, dass sich die Pyramidenbauer nach den Steinvorkommen die Lage der Pyramide ausgesucht hätten, unverwundlich zu sein, und sich von Generation zu Generation unaufhörlich unter den Ägyptologen fortpflanzen.

Kalkstein	sonst. Niederschlagsgestein	metamorphe Kalkgesteine	Sedimentgesteine
Kalkstein hell	Onyx (Kalksinter)	Marmor	Sandstein
Kalkstein bunt	Alabaster	Marmor mit Opicalzit	Grauwacke
Kalkstein dunkel		Opicalcit, Silikatmarmor	Kalksandstein, Porenkalk
Plattenkalk		Marmorbrekzie	Hartkonglomerat
Travertin			poröses Kalkkonglomerat
Schillkalk, Muschelkalk			
Kalkkonglomerat dicht			
Kalkbrekzie dicht			
Dolomitstein			

Tabelle 1 - Übernommen aus dem Buch „Gesteinskunde“ von Friedrich Müller, Seite 213

Selbst auf andere Disziplinen hat diese irrige Ansicht mittlerweile übergegriffen und sich im Laufe der Zeit sogar autokratisch bei den Archäologen durchgesetzt. Trotzdem muss auch diese Fachrichtung unumwunden zugeben, dass sich das Baumaterial - und zwar in seiner absoluten Gesamtheit - bis heute nicht exakt kodifizieren lässt. Dies muss aber in jedem Fall getan werden, denn *„die Eignung des Gesteins ist im Einzelfall durch mineralogisch-petrographische und gesteinsphysikalische Untersuchungen abzuklären.“* (2). Was nichts anderes bedeutet, als dass auch die alten Ägypter gezwungen waren, diese Untersuchung vor Verwendung des Gesteins durchzuführen. Um so nötiger ist dies mit Sicherheit gewesen, wenn man bedenkt, welche Gesteinsmassen beim Pyramidenbau bewegt und verarbeitet werden mussten.

### ***Und nichts als Uneinigkeit***

Alleine die Pauschalisierung, die Pyramiden von Gizeh wären aus Kalkstein erbaut worden, ist vollkommen unwissenschaftlich und zeigt deutlich die Unfähigkeit der Wissenschaften, eine exakte Analyse durchzuführen. Betrachtet man sich nämlich die unterschiedlichen Erscheinungsformen des Gesteins, dann ist es wahrlich nicht unerheblich, zu wissen, aus welchem Material die Pyramiden wirklich erbaut wurden.

Oberfläche verfärbt sich ab X Jahre									
Name	1	3	10	30	100	300	1000	3000	über
Granit									««
Syenit							««««««	««««««	««««««
Basalt						««««««	««««««	««««««	««««««
Diabas					««««««	««««««	««««««	««««««	««««««
Kalkstein				««««««	««««««	««««««	««««««	««««««	««««««
Dolomitstein					««««««	««««««	««««««	««««««	««««««
Marmor						««««««	««««««	««««««	««««««

Tabelle 2 - Übernommen aus dem Buch „Gesteinskunde“ von Friedrich Müller, Seite 170

Dies wird deshalb so wichtig, weil alle diese verschiedenen Kalksteinfamilien niemals aus der gleichen Region oder der gleichen geologischen Schicht kommen können. Noch unverständlicher wird die Titulierung „Kalkstein“, wenn man bedenkt, dass der Begriff alleine zehn Unterfamilien aufweist. Welcher Kalkstein wurde also beim Pyramidenbau verwendet? Die Frage stellt sich um so mehr, dass es wissenschaftlich erwiesen scheint, dass es in Ägypten hauptsächlich Kalksandstein und Porenkalk gibt. Dies wiederum sind keine „echten“ Kalksteine, sondern sogenannte Sedimentgesteine. Fragen wir uns also besser nicht, welcher Kalkstein wurde verwendet, sondern welche Gesteinsart wurde verwendet?

### **Eine Turguman-Erzählung**

„Aber neben den Altersfurchen sieht man auch Spuren von Steinräubern, die die fertig behauenen Quader und ihren blankpolierten, im Zauber des Sonnen- und Mondlichts schimmernden Steinmantel ins nahe Kairo zum Aufbau von Palästen und Moscheen schafften.“

Emil Nack schreibt hier in blumiger Sprache in seinem Buch „Ägypten“ über einen Tatbestand, den er selbst wohl kaum in Augenschein genommen und nur vom Hörensagen gekannt haben dürfte. Dem Laien fällt an seiner Beschreibung nichts auf, aber der Fachmann stolpert über einen Ausdruck, der so auf gar keinen Fall stimmen kann. Entweder ist mit dem Autor die Phantasie durchgegangen, oder er hat eine jener einfallreichen Turguman-Erzählungen (3) geglaubt, die auch heute noch gerne von den Fremdenführern den Besuchern der Pyramiden, gegen ein kleines Bakschisch, erzählt werden. In Deutschland würde man zu solchen turgumanischen Phantastereien zweifelsohne Anglerlatein sagen.

So oder so: der Begriff „blankpoliert“ kann im Zusammenhang mit Kalkstein auf gar keinen Fall stimmen. Ob wir es glauben wollen oder nicht, diese und derartige Formulierungen sind, um nicht zu sagen kompletter Unsinn, nichts anderes als schriftstellerische Phantasie und fernab jeglicher Realität.

Dr. Stähle, Dozent am Mineralogischen Institut der Universität Heidelberg, schreibt diesbezüglich: „Weiße Kalksteine verfärben sich nach einiger Zeit. Sie werden grau bis schwarzgrau durch Algenbefall.“ (4). Zieht man hier einen Materialvergleich hinzu, dann wird deutlich, dass eine polierte Oberfläche aus Kalkstein bereits ab den dreißigsten Jahr nach der Verlegung nicht mehr als weiß bezeichnet werden kann. Selbst harter Syenit, so wie es z.B. Frank Dörnenburg postuliert, würde bei so langen Zeiträumen seine Farbe verlieren und erheblich nachdunkeln.

### **Die Polierbarkeit von Kalkstein**

„In ihrem ursprünglichen Zustand“, schreibt Hans Reichardt (5), „war die Cheops-Pyramide also ein funkelnder weißer Berg, dessen Seiten die Sonnenstrahlen reflektierten.“ Dieser Satz impliziert, dass der Kalkstein nicht nur blank poliert, sondern sogar auf Hochglanz poliert war. Und so stellt sich für uns die Frage. Ist dies überhaupt möglich?

Natürlich kann Kalkstein poliert werden - dem soll an dieser Stelle auch nicht widersprochen werden! Will man ihn aber, so wie es Emil Nack oder Hans Reichardt formulieren, blank polieren, dann wird dies zum einen nur unter den allergrößten technischen Schwierigkeiten möglich, und zum anderen schon deshalb vollkommen sinnlos sein, weil keine Politur von Kalkstein im Außenbereich eines Bauwerkes längere Zeit

überdauern würde. Dabei spielt es gar keine Rolle, in welcher geographischen Region sich dieses Bauwerk befindet.

### Der geologische Aufbau des Pyramiden-Plateaus

Michael Haase, ein selbsternannter Pyramidenkenner, postuliert, „der geologische Aufbau der Giza-Plateaus (bestehend aus Schichten harten Kalksteins, durchsetzt von dünnen Ablagerungen von weichem Mergel) brachte optimale Voraussetzungen zum Abbau des Gesteins für den Bau der Cheops-Pyramide. Nordöstlich und westlich der Chentkaus-Grabanlage befinden sich die wichtigsten lokalen Steinbruchareale, welche als Lieferant für das Kernmaterial der Cheops-Pyramide angesehen werden.“

Haltbarkeit der Politur - Oberfläche wird matt ab X Jahre									
Name	1	3	10	30	100	300	1000	3000	über
Granit									««
Diorit						««««««	««««««	««««««	««««««
Basalt					««««««	««««««	««««««	««««««	««««««
Diabas				««««««	««««««	««««««	««««««	««««««	««««««
Kalkstein		««««««	««««««	««««««	««««««	««««««	««««««	««««««	««««««
Dolomitstein			««««««	««««««	««««««	««««««	««««««	««««««	««««««
Marmor			««««««	««««««	««««««	««««««	««««««	««««««	««««««

Tabelle 3 - Übernommen aus dem Buch „Gesteinskunde“ von Friedrich Müller, Seite 170

Wir können diese Aussage getrost als vollkommen falsch bezeichnen, denn wenn es wirklich zutrifft, dass das Gizeh-Plateau tatsächlich aus harten Kalkstein besteht, der durchsetzt ist von dünnen Ablagerungen aus weichem Mergel, dann haben wir vor uns ein Gestein, dass im Grunde genommen zum Bau einer Pyramide vollkommen wertlos ist, weil es besonders anfällig ist für jede Art von Verwitterung.

Mergel ist eine Bodenart, die der Fachmann als Schichtgestein bezeichnet und im Grunde genommen ein Tonkalkgemisch darstellt. Wobei 20 % bis 29 % aus reinem Kalk besteht. Und gerade diese Zusammensetzung birgt erhebliche Nachteile für die Verwendbarkeit eines Gesteins. Dr. Endlicher von der Regensburger Universität schreibt mir in dieser Beziehung:

„Von besonderer Bedeutung ist zugleich der Aufbau des Kalksteins. Für die Verwitterungsfähigkeit sind vor allem folgende Gesteinsparameter ausschlaggebend:

- Porosität, Risse, Klüfte, Feinschichtung, Kristallgröße im Gestein
- Mineralische Bestandteile mit einem unterschiedlichen Verwitterungsverhalten
- Kalksteine enthalten häufig neben den Carbonatmineralien, Calcit und Dolomit, weitere Minerale, z.T. auch in größeren Mengen. Besonders **ungünstig** wirken sich Tonminerale aus, vor allem, wenn diese quellfähig (!) sind.“

Wir können also davon ausgehen, dass die Pyramiden von Gizeh, vor allem wenn sie mit lokalem Material erbaut worden wären, längst nicht mehr so trotzig in der Gegend herumstehen könnten. Wir müssen davon ausgehen, dass sie erheblich verwitterter wären, als sie es zur Zeit sind.

### Fazit

Die Pyramiden wurden nicht aus Kalkstein gebaut, der aus der näheren Umgebung gewonnen wurde, sondern überwiegend aus Kalksandstein, der aus allen Teilen Ägyptens herangeschafft werden musste. Am bestehenden Kalksteinmärchen wird deshalb auch heute noch so hartnäckig festgehalten, um dadurch besser das leidige Transportproblem übergehen zu können, denn je näher man den Steinbruch an die Baustelle verlegt, um so leichter ist zu erklären, dass die Ägypter dieses Problem selbst in der veranschlagten Zeit bewältigen konnten. Ein äußerst wichtiger Punkt, der gesondert behandelt werden müsste, denn gerade das Transportproblem umfasst eine Schwierigkeit, die deutlich aufzeigt, dass die Ägypter nicht die alleinigen Erbauer der Pyramiden von Gizeh gewesen sein können.

Ein besonderer Grund, warum ich auf Kalksandstein tendiere, liegt aber auch daran, dass sowohl von Dr.

Nieper als auch von mir vor Ort festgestellt werden konnte, dass eine Vielzahl von Steinquadern, unter ihrer witterungsbedingten und durch Algenbefall verursachten Patina, deutliche Spuren von Verglasung aufweisen. Wie mir Prof. Dr. Reinsch vom Institut für Geowissenschaften der Technischen Universität Braunschweig versichert, kann Kalkstein keine Verglasung aufweisen, denn „*er zersetzt sich nach dem Prinzip des Kalkbrennens in CaO und CO<sub>2</sub>*“ (6).

Wie mir Prof. Reinsch außerdem mitteilt, können nur Sandsteine und Granite eine Verglasung aufweisen. Er schreibt: „*Sandsteine und Granite beginnen bei unterschiedlichen Temperaturen anzuschmelzen, in Abhängigkeit von den mineralischen Zusammensetzungen. Die Temperaturen bewegen sich zwischen 650 und 800° C.*“

Die Angaben von Prof. Reinsch werden mir auch von Prof. Dr. Helmut Klapper, dem Direktor des Mineralogisch-Petrologischen Institutes der Universität Bonn, bestätigt. Er schreibt diesbezüglich: „*Sandstein kann verglasen, wenn er Feldspäte und Glimmer enthält, andernfalls tritt Glasbildung erst bei sehr hohen Temperaturen auf. Kalkstein (Ca-Karbonat) wird beim Erhitzen zu CaO verbrannt. Kalksandstein kann verglasen, wenn er Feldspäte oder andere Silikate, auch Quarz, enthält. Die Glastemperatur hängt von den Materialkomponenten ab.*“

Diese eindeutige Aussage müssen wir als Tatsache ansehen, die auch noch von anderen Kapazitäten bestätigt wird.

Der Umstand, dass sowohl Sandstein als auch Kalksandstein verglasen kann, bestätigt meine Annahme, dass die Pyramiden von Gizeh aus Kalksandstein erbaut wurden. Hier müsste man nachprüfen, ob es beim verwendeten Baumaterial auch tatsächlich Anteile von Feldspäte, Silikate oder Quarz gibt. Bevor diese Untersuchungen nicht exakt durchgeführt wurden, können jedoch keinerlei exakte Angaben zum tatsächlichen Baumaterial der Gizeh-Pyramiden gemacht werden. Dass auch die renommierten Wissenschaften in diesem Dilemma stecken, erkennt man daran, dass sie bis heute nicht in der Lage sind, das Kind beim Namen zu nennen. Insofern wird immer noch an der undurchsichtigen Formulierung „Kalkstein“ festgehalten und das, obwohl man doch mittlerweile wissen müsste, dass Kalkstein ein fachlich äußerst fragwürdiger, und wissenschaftlich vollkommen unsachgemäßer Begriff ist.

Offensichtlich steckt hinter dieser unqualifizierten Diktion eine tiefer Strategie, denn wie sonst kann man es verstehen, dass die Wissenschaft auch heute immer noch von Kalkstein spricht? Hier müssen höhere Interessen im Spiel sein. Interessen, die ganz offensichtlich verhindern wollen, dass der Mensch hinter die verfälschte Fassade der historischen und prähistorischen Menschheitsgeschichte blickt. Es liegt ausschließlich an uns, ob wir diesen Vorhang weiterhin zugezogen lassen, aber ich denke, wir alle wollen wissen, was sich dahinter verbirgt.

## Anmerkungen

- (1) Prof. Dr. W. Klemm ist Geologe, seine Frau Rosemarie ist Ägyptologin. Zusammen untersuchten sie das Material der Cheops-Pyramide und entnahmen dabei 180 Steinproben von der Pyramidenbasis bis zur Spitze. Ihre Ergebnisse veröffentlichten sie in dem Buch „Steine und Steinbrüche im Alten Ägypten“, Heidelberg 1993.
- (2) Zitat aus einem Brief von Dr. Endlicher (05.05.1997)
- (3) Arabisch = Turguman, auch Dragomen, bedeutet so viel wie „Übersetzer oder Dolmetscher“. Ein Turguman ist aber in erster Linie auch ein ortskundiger Fremdenführer, der verschiedene Sprachen spricht. Bei meinem Besuch in Ägypten, siehe SYNESIS 19, war quasi mein ägyptischer Freund Fari mein Turguman.
- (4) Aus einem Brief vom 13.05.1997
- (5) Zitat aus „Pyramiden“ von Hans Reichardt, Seite 28
- (6) Aus einem Brief vom 13.05.1997

---

**[zurück nach oben] [zurück zur Übersicht]**

---



# Werden wir schon wieder belogen?

## Die Sache mit dem Kohlendioxid

© 1997 Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 23/1997

### Die Erde

Im Zusammenhang mit der derzeitigen Überschwemmungskatastrophe in den Ostgebieten hört man so manch schlaue Stellungnahme, auch zur globalen Atmosphärenenerwärmung und dem Treibhauseffekt, von dem eigentlich niemand so richtig genau weiß, wie er sich auswirken soll. Beispielsweise bringt der „Spiegel“ (1) ein Interview mit dem Meteorologen Karl-Heinz Nottrodt über die wettermäßigen Zusammenhänge des „Jahrhundertregens“. Es gipfelt in der Feststellung, der Mensch sei durch die zunehmende Atmosphärenverunreinigung schuld an den derzeitigen Katastrophen, die nur eine Vorahnung auf weitere, schlimmere seien. Dem ist nicht zu widersprechen, obwohl - insbesondere in Europa - nach meinem Dafürhalten noch ein weiterer gewichtiger Faktor ins Spiel kommt: Die zunehmende (aus purer Unwissenheit) Vernichtung der einstmals zur Wetterharmonisierung angelegten sogenannten Keltenschanzen.

*„Schuld ... hat der Mensch, der dabei ist, das Klimageschehen tiefgreifend zu verändern. In immer gewaltigerer Tonnage werden Treibhausgase wie vor allem Kohlendioxid und Methan von Industrie, Verkehr und Landwirtschaft in die Atmosphäre gepustet. Die Gase bilden Wärmefilter: Sie lassen die von der Sonne kommenden Strahlen passieren, halten aber die Wärmestrahlung der Erde zurück - in Erdnähe kommt es wie unter einem gläsernen Treibhausdach zum Hitzestau. Seit Erfindung des Automobils ist die bodennahe Luft um rund einen halben Grad Celsius wärmer geworden.“* (2).

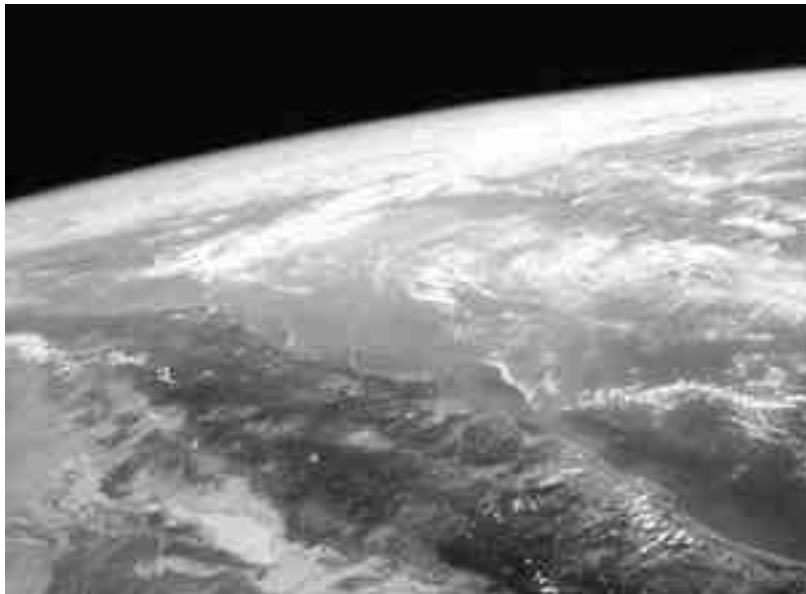
In der Erdatmosphäre sollen vor allem die Kohlendioxidmoleküle einen vergleichbaren Temperaturanstieg bewirken, weil sie die Rückstrahlung der eingestrahlten Sonnenenergie in den Weltraum behindern. Ohne diesen Temperaturanstieg würde die mittlere Temperatur auf der Erde bei etwa -31 °C liegen. Die im Verlauf der industriellen Entwicklung ständig gestiegene Emission von Kohlendioxid (CO<sub>2</sub>) und der weltweit angestiegene Energieverbrauch führten zu einem Anstieg des CO<sub>2</sub> in der Atmosphäre, aus dem eine Erhöhung der mittleren globalen Durchschnittstemperatur resultieren könnte. (3)

Das ist insofern interessant, als der Kohlendioxidanteil in unserer Atmosphäre (bisher) verschwindend gering ist. Unsere Luft besteht in Bodennähe zu 78 % aus Stickstoff, 21 % aus Sauerstoff, 0,9 % aus Argon, der Rest aus Kohlendioxid, Edelgasen und wechselndem Wasserdampfgehalt (4). Abgesehen davon, dass dies optimale Wunschwerte sind - der Sauerstoffgehalt hat sich inzwischen auf rund 10 % reduziert - heißt das, dass unsere Luft nur 0,03 %, also nur den Bruchteil eines Prozents (!), Kohlendioxid enthält! (5)

Man muss diese Aussage richtig „auf der Zunge zergehen“ lassen: Nur 0,03 % der Atmosphäre sollen auf unserer Erde für eine Erwärmung von  $-31^{\circ}\text{C}$  auf die bekannten fünfzehn Grad Durchschnittstemperatur (6) also für eine Oberflächenerwärmung von rund  $45^{\circ}$  - verantwortlich sein!

Ich frage mich, was eigentlich der Unsinn mit der globalen Atmosphärenaufheizung von einem halben Grad innerhalb eines Jahrhunderts (!) soll? Das ist doch nur reine Panikmache, um irgendwelchen Profit herausschlagen zu können. Viel logischer wäre es, davon auszugehen, dass es sich hier um ganz normale Temperaturschwankungsbreiten handelt. Ich werde das Gefühl nicht los, dass man uns hier genauso ein X für ein U vormacht wie bei der Sache mit dem leider völlig unschädlichen FCKW (das jedoch zu billig produziert werden konnte und deshalb „verteufelt“ werden musste) und dem bösen, bösen Ozonloch, das leider ganz natürlich ist (7), und - ein noch schlimmeres Beispiel - mit den lebensgefährlich gemachten UV-Strahlen, ohne die es jedoch leider kein Leben geben würde (8).

---



*Die Erde aus der Umlaufbahn (etwa 350 km Höhe)*

---

## **Die Venus**

Verlassen wir nun unseren Globus und begeben uns zu unserem sonnennäheren Nachbarplaneten, die Venus. Wie inzwischen jedermann bekannt (gemacht worden) ist, besteht die Venus-Oberfläche angeblich aus einer wahren Hölle.

---



*Der Planet Venus (Ausschnitt)*

---

Bei einem Luftdruck auf der Venus-Oberfläche von 80 bis 95 bar (Durchschnittswert = 90.000 Hektopascal; Erde = 1 bar bzw. 1013,25 Hektopascal) und einer dortigen Bodentemperatur zwischen +462° und 485° C weiß man bis heute nicht genau, wie diese gewaltige Aufheizung erfolgt. Verschiedene Erklärungs-Modelle wurden dafür entworfen. Man vermutet beispielsweise, dass die rückläufige Drehung des Planeten damit zusammenhängen könnte - ein Venustag dauert länger als ein Venusjahr! (9) -, hat jedoch andererseits keine Erklärung dafür, warum es dann auf der Nachtseite, die schließlich rund ein Jahr lang im Schatten liegt, genauso heiß wie auf der sonnenbeschienenen Seite des Planeten ist.

Nach einer ganzen Reihe von Raumsonden, die man zur Venus geschickt hat (10), hat man sich derzeit allgemein auf die Meinung geeinigt, die extreme Hitze der Venus werde durch den dortigen Treibhauseffekt hervorgerufen, denn die Venus-Atmosphäre besteht zu 93 - 97 % aus schwefelsaurem Kohlendioxid und etwa 2 – 5 % aus Stickstoff. 0,4 % Sauerstoff und Spuren von Argon-36 sind auch noch enthalten.

Die Venus-Oberflächentemperatur von über 450° C soll also durch Kohlendioxid hervorgerufen worden sein, demselben Gas, vor dem man sich hier auf der Erde so sehr fürchtet, weil hier bereits 0,03 % Kohlendioxidanteil eine globale Erwärmung von rund 45° bewirken.

Interessant wird es, wenn wir diese Messergebnisse mit denen vergleichen, die uns über den Planeten Mars offeriert werden:

## **Der Mars**

Die Atmosphäre des Mars setzt sich zusammen aus: 95,32 % Kohlendioxid, 2,7 % Stickstoff, 1,6 % Argon und Spuren von Sauerstoff, Kohlenmonoxid, Wasserdampf, Neon, Krypton, Xenon und Ozon (11).

Die niedrigsten Temperaturen wurden mit -88,9° (an den Polen mit -140°) und die höchsten mit +15° gemessen (12). Mancher wird nun sagen: „Na und?“ Man könnte auch

alle diese Angaben als gegeben hinnehmen, doch die NASA verkündet derzeit nicht nur die Messdaten der im Juli dort weich gelandeten „Mars-Pathfinder“-Sonde (die sinnigerweise in „Carl-Sagan-Memorial-Station“ umbenannt wurde), sondern auch die des Mini-Roboters „Sojourner“ (13).

Laut NASA-Angaben betragen die gemessenen Temperaturen des Sensors auf dem Solar-Paneel des „Mars-Pathfinders“  $-88^{\circ}\text{C}$  und die vom Sojourner (dem Mini-Roboter-Fahrzeug) gemeldeten inneren Temperaturen zwischen  $+40^{\circ}$  und  $-22^{\circ}\text{C}$ , was auf „die gute Temperaturabschirmung“ zurückzuführen sei.

Schaut man sich auf Bildern den Mars-Rover an, so müssen starke Zweifel aufkommen, wo denn eigentlich diese phänomenale Temperaturabschirmung sein soll. Das ganze Fahrzeug besteht im Prinzip aus einem großen Solarzellenpaneel auf sechs Rädern mit einer handvoll Elektronik unter dem Paneel, die - wenn man den Bildern glauben darf - völlig frei unter der Solarzelle befestigt ist. Von einer dicken Isolierung ist nirgendwo etwas zu erkennen.

Woher stammen also die angegebenen hohen Innentemperaturen des Modems?  $88^{\circ}$  Kälte müssten, selbst bei „normaler“ Isolierung, voll durchschlagen, zumal Modems eigentlich kaum dazu geeignet sind, derart hohe Betriebstemperaturen zu erzeugen!

Meine Vermutung ist nicht neu, wird jedoch immer wieder bestätigt: Mit den Atmosphäre-Angaben, die uns über den Mars gegeben werden, stimmt etwas nicht!

Das sieht man auch daran, dass die Atmosphärendichte mit 6 Hektopascal angegeben werden - also nur ein Bruchteil der irdischen -, der „Pathfinder“ bei seinem Eintritt in die Mars-Lufthülle jedoch, wie vor zwanzig Jahren bereits die „Viking“-Sonden, mithilfe eines relativ kleinen Fallschirms abgebremst wurde. Bereits damals stellte ich fest, dass dies ein Ding der Unmöglichkeit ist, wenn die Lufthülle wirklich nur ein halbes Prozent des irdischen Luftdruckes betragen würde, wie es uns erzählt wird. Die Bremswirkung wäre nämlich gleich Null, weil sich der Schirm erst gar nicht entfalten würde. Worin denn? (14)

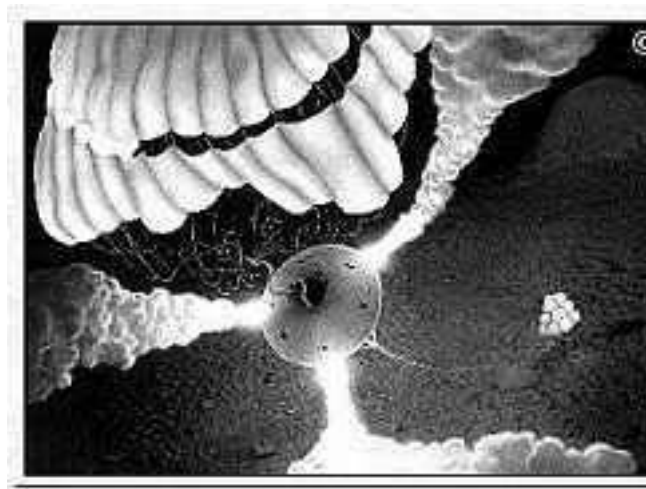
Ich stelle unten die Daten der drei Planeten gegenüber und überlasse es jedem selbst, eigene Rückschlüsse daraus zu ziehen.



*Der Planet Mars, gesehen mit dem Hubble-Weltraumteleskop, am 21.03.95*



*Der Miniroboter „Sojourner“ auf der Marsoberfläche. Wo ist die massive Thermo-Isolierung, welche die angeblich so niedrigen Mars-Temperaturen abhalten soll?*



*So wird das Eintauchen des „Mars-Pathfinders“ in die Mars-Atmosphäre dargestellt (Quelle: Internet)*

---

## **Anmerkungen**

(1) „Wucht des Super-5b“ in: DER SPIEGEL 31/1997, Seite 31.

(2) Ebd., Seite 32

(3) Meyers Lexikonverlag

(4) DUDEN Lexikon, Band 1, Augsburg 1995, S. 364.

(5) DUDEN Lexikon, Band 2, Augsburg 1995

(6) Joachim Herrmann: „Das Weltall in Zahlen“, Stuttgart 1986

(7) Vgl. Gernot L. Geise: „Das Märchen vom Ozonloch“, in: EFODON SYNESIS Nr. 4/1994

(8) Vgl. Gernot L. Geise: „Das Märchen vom schädlichen UV-Licht“, in: EFODON SYNESIS Nr. 11/1995

(9) Ein Venustag entspricht 243 Erdtagen. Ein Venusjahr hat nur eine durchschnittliche Länge von 224,7 Erdtagen.

(10) Hierzu vergleiche Gernot L. Geise: „Warum werden wir belogen?“, EFODON-DOKUMENTATION DO-4, und hier das Kapitel „Was stimmt nicht mit der Venus?“. Obwohl diese Dokumentation bereits 1992 entstand (und inzwischen mehrmals überarbeitet wurde), ist sie immer noch aktuell, denn die hierin aufgezeigten Widersprüche sind niemals entkräftet

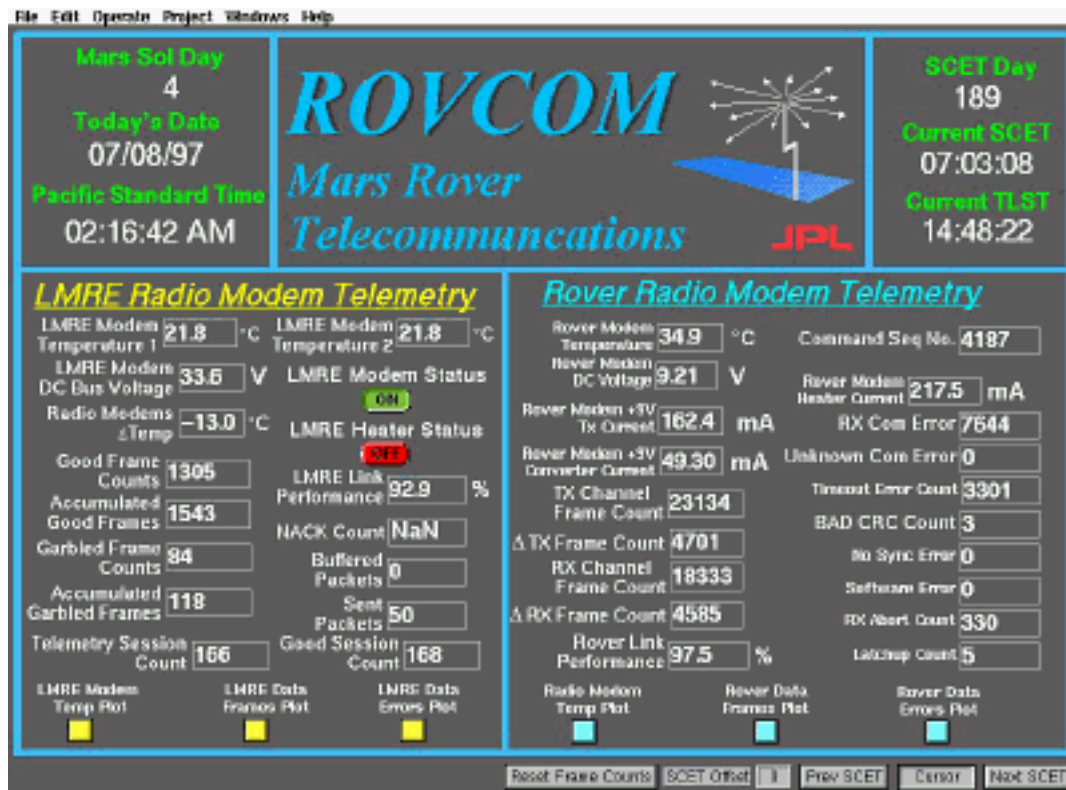
worden! (Diese Dokumentation ist inzwischen allerdings vergriffen)

(11) Michael H. Carr: „The Surface of Mars“, Yale University (USA) 1981

(12) Messungen von der Marssonde „Pathfinder“. Die Gradangabe für die Polartemperaturen stammen von „Viking“-Messungen.

(13) Die Daten mit ausgewählten Bildern können über das Internet direkt bei der NASA abgerufen werden.

(14) Vgl. etwa Gernot L. Geise: „Mars-Phänomene“, EFODON-DOKUMENTATION DO-19/1993; Noch mehr Mars-Phänomene, Widersprüche und Ungereimtheiten in: **Gernot L. Geise: „Planet Mars voller Rätsel und Widersprüche“, Hohenpeißenberg 2002**



Modem-Temperaturen von bis zu 34,9° C bei einer Außentemperatur von angeblich -88° C! Welches Modem erzeugt beim Betrieb eigentlich eine solche Hitze? Oder ist die Außentemperatur vielleicht viel höher als angegeben? (Foto: NASA)

- a) Planet
- b) Entfernung von der Sonne in AE\*
- c) Kohlendioxidgehalt der Atmosphäre\*\*
- d) Luftdruck (Hektopascal)
- e) Temperatur in Grad Celsius\*\*\*

(a) **Venus** - (b) 0,72 AE - (c) 95 % - (d) 90.000 - (e) +450°

(a) **Erde** - (b) 1,0 AE - (c) 0,03 % - (d) 1013,25 - (e) +15°

(a) **Mars** - (b) 1,52 AE - (c) 95 % - (d) 6 - (e) -80°

\* Astronomische Einheiten

\*\* Durchschnittswerte

\*\*\* Durchschnittswerte

---

**Bildnachweis:** NASA

---

---

Gernot L. Geise

## Objektive Realität?

Was ist eigentlich real, was Realität? Täglich benutzen wir diese Worte, ohne eigentlich bewusst den Sinn zu erfassen. Gehen wir der Sache doch einmal auf den Grund, indem wir uns zunächst die einzelnen Definitionen in verschiedenen Nachschlagewerken anschauen:

Der **Duden** (Duden-Fremdwörterbuch [1]) macht es sich relativ einfach. Er definiert *real* [lat. mlat.]:

1. *dinglich, sachlich; Gegensatz: imaginär.*
2. *wirklich, tatsächlich; der Realität entsprechend; Gegensatz: irreal.*

Ich glaube kaum, dass es eine Erklärung ist, wenn man *real* mit *Realität* erklärt!

**Meyers Lexikon** (2) definiert:

*Realität [mittellat.-frz.]: Wirklichkeit, tatsächliche Gegebenheit, Tatsache.*

Da kommen wir der Sache schon näher.

Das **Duden-Bedeutungswörterbuch** (3) meint zu *Realität*:

*wirklicher Zustand, tatsächliche Lage: von den Realitäten ausgehen.*  
*Sinnverwandt: Tatsache.*

Hier haben wir schon wieder den Fall, dass ein Wort durch dasselbe erklärt wird: Realität = von den Realitäten ausgehen ... Manchmal habe ich das Gefühl, als ob die Lektoren, die solche Wörterbücher zusammenstellen, Scheuklappen vor den Augen - vor der Realität! - haben.

Das **Bertelsmann-Lexikon** (4) definiert *Realität*:

Dinglichkeit, Wirklichkeit; *objektive* oder *empirische* Realität, Vorhandensein in der Außenwelt; *subjektive* oder *ideale* Realität, Vorhandensein in der Vorstellung.



Diese Definition ist noch am ausführlichsten, denn sie unterscheidet zwischen objektiver und subjektiver Realität. Jetzt müssen wir uns zunächst einmal klar werden, wie *objektiv* und *subjektiv* definiert wird (2):

*Objektiv*: nicht von Gefühlen, Vorurteilen, Ideologien bestimmt; sachlich.

*Subjektiv*: von persönlichen Gefühlen, Interessen, Vorurteilen bestimmt; unsachlich.

Das ist interessant! Subjektivität wird also gleichgesetzt mit Unsachlichkeit! Wer hätte das gedacht?

Ich würde - aus der Summe meiner Lebenserfahrung - *objektiv* und *subjektiv* so definieren:

*Objektiv* = der Realität entsprechend. (Welcher Realität? Der persönlichen, subjektiven, denn eine andere Realität ist für jeden unreal, keine Realität mehr. Somit ist *objektiv* doch wieder *subjektiv!*).

*Subjektiv* = persönliche Meinung, die nicht unbedingt der „objektiven“ Realität entsprechen muss. (Da mit der Realität immer nur die eigene, persönliche, subjektive gemeint sein kann, haben wir hier „die doppelte Verneinung“ vorliegen: somit ist *subjektiv* für **uns** *objektiv!*).

Wir können also sagen, dass unter Realität eine wirkliche Tatsache verstanden wird.

Wie schaffen wir uns unsere eigene Realität? Ist das dann nicht eine Subjektivität? Ganz klar: Unsere eigene Realität ist zwangsläufig eine Subjektivität. Und um es auf den Kern zu reduzieren: Realität und Subjektivität sind zwangsläufig dasselbe!

Es gibt durchaus verschiedene Formen der Realität. Zum einen das, was wir mit unseren Sinnen aufnehmen und als Realität interpretieren, zum anderen das, was wir in unserer Mitwelt an Realitäten schaffen, die eigentlich gar keine sind. Es sind handfeste Schein-Realitäten, die wir um uns herum aufbauen. Als Extrem-Beispiel kann man den „Zoo“ nehmen. Hier erzeugen wir die Quasi-Realität einer wilden Landschaft, um - weniger den dort gehaltenen Tieren als vielmehr den Besuchern - eine Realität vorzugaukeln, die keine ist. Allerdings weiß bei diesem Beispiel

jeder Besucher des Zoos, dass die dortigen Landschaften keine Realitäten darstellen, sondern nur so aussehen.

Wir halten Realitäten auf Fotos und im Film fest und übersehen dabei geflissentlich, dass hier die größte Möglichkeit einer Manipulation besteht, also festgehaltene Realitäten so zu verändern, dass sie keine mehr sind, dem Betrachter jedoch suggeriert wird, dass sie der Wirklichkeit entsprechen.

Wir erschaffen uns unsere Realität selbst und versuchen dann, diese unserem Nächsten als dessen eigene Realität zu „verkaufen“! Dieses Vorgehen kann man täglich in den Zeitungen, in Funk und Fernsehen, beobachten. Darunter fällt auch die so genannte „Meinungsmache“, die im Prinzip nichts weiter ist als der Versuch, die eigene (manchmal doch recht konstruierte) Realität dem Nächsten als „Tatsache“ zu präsentieren.

Das, was wir als Realität erleben, ist die Summe unserer Eindrücke und Erfahrungswerte, angewendet auf irgendwelche Situationen, die wir einzig nach diesen Werten bewerten, einsortieren und erleben.

Wie unterschiedlich real wir unsere „Realität“ erleben, das zeigt eindringlich jede Zeugenvernehmung, wenn mehrere Menschen denselben Vorgang beobachtet haben: Nur in den seltensten Fällen werden zwei Aussagen übereinstimmen, häufig jedoch widersprechen sich Zeugenaussagen direkt. Das bedeutet nicht, dass einer der Zeugen die Unwahrheit gesagt hat. Alle diese Zeugen haben denselben Vorgang auf *ihrer* Ebene, *in ihrer Realität*, erlebt. Aus diesem Grund können ihre Aussagen nicht identisch sein.

***Eine objektive Realität kann also immer nur für uns selbst gelten, niemals für einen anderen. Wir sollten uns dessen bewusst sein!***

### Anmerkungen

1 Duden - Das Fremdwörterbuch, Mannheim 1993.

2 Mayers Lexikon A-Z, Mannheim 1993.

3 Duden - Das Bedeutungswörterbuch, Mannheim 1993.

4 Das neue Taschen Lexikon in 20 Bänden (Bertelsmann), Gütersloh 1992.

# Geheimnisvolle Karpaten: Molpír

Martin Jurik

Hallstatt, ca. -700 bis -400, ältere Eisenzeit, nach der Grabstätte von Hallstatt benannt, umfasste ein Gebiet von Ostfrankreich bis zum nordwestlichen Balkan.

Das Gebiet inmitten Europas, das Gebiet der heutigen Slowakei, besaß damals sehr gute Voraussetzungen für das Entstehen von befestigten Siedlungen mit größerer Bevölkerungskonzentration. Erstens war es der Reichtum an Rohstoffen (Silber, Gold, Obsidian und besonders Kupfer), zweitens eine sehr günstige geografische Lage; viele wichtige Handelswege (z. B. der berühmte Bernsteinweg) kreuzten dieses Gebiet. Es blühte zu Beginn der Bronzezeit auf. Kleine Dörfer entwickelten sich zu strategisch wichtigen Handelszentren, in denen später der größte Reichtum Mitteleuropas konzentriert war.

## Ausgrabungen

Ungefähr fünfzig Kilometer östlich der heutigen Hauptstadt Bratislava, in der Nähe der Stadt Trnava, breiten sich auf dem Hügel Molpír Ruinen einer uralten Stadt aus. Dieser Hügel, 370 Meter hoch, im letzten Jahrhundert bereits mit Wald bewachsen, bot seine Geheimnisse den Einwohnern von naheliegenden Dörfern, die dort ab und zu Scherben oder bronzene Werkstücke fanden. Gelegentlich versuchten Abenteurer und Schatzsucher dort nach Gold zu graben, aber ohne besonderen Erfolg. Außer weiteren Scherben und Bronze wurde nichts gefunden. Die teilweise aus der Erde herausragenden Teile der mit Gras überwucherten Mauerreste wurden von den Einheimischen als Grabmäler der archaischen Krieger eingeschätzt. Die Fachleute erschienen erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Die ersten offiziellen Ausgrabungen wurden in der Mitte der zwanziger Jahre vom Archäologen *A. Loubal* durchgeführt. Über seine Funde wissen wir leider nichts, er starb frühzeitig, seine Tagebücher verschwanden, und seine Entdeckungen, die er im Museum von Trnava ausgestellt hat, sind auf ungeklärte Weise verloren gegangen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dem Hügel mehr Aufmerksamkeit gewidmet. In den sechziger Jahren kam ein Forschungsteam unter der Leitung von *Stefan Jansak*. Sie vermaßen die Fläche der vermuteten historischen Burgstätte, zeichneten sie auf und legten einen Teil des Waldes frei. Die Fläche betrug bis zu vierzehn Hektar, es soll sich um die größte Siedlung ihrer Zeit im karpatischen Talbecken handeln. Einen richtigen Erfolg brachten erst die Ausgrabungen von *Dr. Mikulas Dusek* vom Archäologischen Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1963-71. Er entdeckte unter dem Hügel die Überreste einer Siedlung und rekonstruierte sie. Nach der C14-Methode wurde sie auf den Zeitraum der 1. Hälfte des -7. Jahrhunderts bis zur 2. Hälfte des -6. Jahrhunderts, auf den Beginn der „Eisenzeit“, datiert, und nach der Analyse der Befunde der Kalenderbergischen Kultur der Hallstatt-Epoche zugeschrieben (1). Dass es sich nicht um eine einfache Siedlung handelte, davon zeugen nicht nur die Anzahl und der Wert der Funde, sondern auch die strategische Lage und Größe der Anlage. Ein eindeutiger Hinweis für die Bedeutung der Stadt waren deren einwandfrei gebaute Steinmauern, was für die damalige Zeit im mitteleuropäischen Raum einmalig war.

## Beschreibung

Die Stadt stand auf künstlich errichteten Terrassen, die teilweise in den Felsen gehauen und aus Erdboden aufgetragen waren. Die Befestigung wurde aus flachen behauenen Steinen gebaut und bestand aus drei einzelnen Mauern unterschiedlicher Größe. Die erste und die zweite Mauer von jeweils zwei Metern Breite und zweieinhalb Metern Höhe verliefen parallel. Sie waren durch einen aufgeschütteten Wall verbunden. Die dritte Mauer, die die zweite und dritte Terrasse voneinander trennte, war vier Meter breit, dreieinhalb Meter hoch und mit einer Holzpalisade versehen. Auch in der dritten Mauer befand sich ein Tor, jedoch deutlich größer als in den beiden anderen. Es war von zwei Quadrattürmen umgeben, und in der Nähe befand sich ein ungewöhnlicher, ovaler Turm. Bis jetzt wurden die Grundrisse von hundert Häusern freigelegt. Man vermutet, dass dort in jener Zeit ungefähr achthundert Einwohner lebten. Die oberste Terrasse enthielt eine in den harten Felsboden gehauene Wasserzisterne, fünfundzwanzig Quadratmeter groß, zwei Meter tief; und eine Art von Hauptgebäude (Burg), zehn mal fünf Meter, mit zwei Flügeln, jeweils zehn Meter lang, und alles aus massiven Steinblöcken.

## Schicksal

Dieses befestigte Handelszentrum hat die Archäologen in Erklärungsnot gebracht. Zuerst ergab sich ein langer Streit um die kulturelle Einordnung, dann war es der vorgefundene Zustand der Stadt. Vor Jahrtausenden

wurde sie auf eine drastische Art und Weise zerstört. Das Hauptgebäude war bis auf die Grundmauern zerschmettert worden, seine großen Bruchstücke fand man in bis zu zehn Metern Entfernung. Die Steinplatten der inneren Mauer sollen infolge einer sehr hohen Hitze verschmolzen sein, so schreibt jedenfalls der slowakische Archäologe *Pavel Dvorak*. Nicht nur die Mauern, sondern auch die Felsterrassen, die auf diese Art das Inventar von mehreren Hütten für die Archäologen aufbewahrt hatten. Überall fand man unzählige Brandspuren. Man fand auch Spuren eines Kampfes, was die Geschichte logischer erscheinen lässt. In den Außenseiten der Mauern und in der Nähe der Burg wurden mehrere eingebohrte Pfeilspitzen gefunden (2). Es handelte sich jedoch um dieselben, die die Einwohner herstellten und die sonst überall in der Siedlung gefunden wurden. Man fand mehrere verstümmelte Leichen, die nicht bestattet waren, auf den Knochen unzählige Spuren von Brand, Bissen und Schnitten.

### **„Der Dornröschen-Effekt“**

Und es kamen noch weitere Überraschungen dazu: In der ganzen Stadt befanden sich verstreut Werkstücke und Wertgegenstände, viele Kostbarkeiten und Kleider, Werkzeuge sowie Waffen in den Werkstätten, alles in großen Mengen, sogar Töpfe mit frisch gekochtem Essen über den längst erloschenen Feuerstellen. Alles ist liegen geblieben. Das deutet darauf hin, dass die ganze Stadt von ihren Einwohnern in großer Eile verlassen wurde. Und keiner kehrte zurück ... Eine Reihe von offenen Fragen hebt sich aus den Ruinen hervor. Was für ein Kampf fand dort statt? Es wurden keine direkten Spuren, die auf einen Angreifer von außen deuten (Waffen, Tote, Gegenstände), gefunden. Die größte Anzahl der abgefeuerten Pfeilspitzen fand man auf der obersten Terrasse, dort, wo auch die Verheerungsspuren am deutlichsten waren. Nur eine einzige Leiche eines Kämpfers wurde gefunden. Sie lag in dem großen Tor, zerquetscht von einem Steinblock, und ihr Blick war auf die Burg gerichtet. Was hat sich damals auf Molpír abgespielt? Gegen wen haben die verzweifelte Einwohner hoffnungslos gekämpft?

### **Erklärungsversuche**

Es ergeben sich praktisch nur zwei erklärbare Varianten. Die erste, die von den Archäologen vertreten wird, spricht von einem bürgerkriegsähnlichen Zustand. Damals in Molpír sei ein Krieg zwischen den Armen und den Reichen ausgetragen worden. Diese Theorie wird damit begründet, dass sich dort, in einer für die Zeit mächtigen und reichen Stadt, eine privilegierte Schicht der Krieger und Priester gebildet habe, die von der Arbeit ihrer Untertanen gelebt, und sich von ihnen isoliert habe (die Steinmauer zwischen der zweiten und dritten Terrasse; die dominierende Burg; die Häuser der obersten Terrasse waren überwiegend aus Stein, und dort war der größte Reichtum an Kostbarkeiten konzentriert). Das alles sollte der Grund sein, warum die Untertanen zur Revolte griffen und den Vorhof der Reichen in Schutt und Asche verwandelten. Aber woher hatten sie die Kraft, ein mächtiges Gebäude wie Dominosteine in die Weite zu schleudern und die Steinplatten infolge einer großen Hitze schmelzen zu lassen? Warum flüchteten auch die Sieger, ohne ihre Beute mitzunehmen? Warum haben die Bewohner der umliegenden Dörfer die zerstörte Stadt nicht geplündert?

Die zweite Variante ist eher spekulativ, da sie sich lediglich aus dem Mangel der fachlichen Erkenntnisse anhand der erwähnten Funde als eine mögliche Interpretation erhebt, jedoch wiederum, durch den Mangel an weiteren konkreten Indizien, nicht gerechtfertigt werden kann. Es ist meine vorsichtige Vermutung von Eingriffen einer hoch entwickelten Technologie (3), gegen die die Einwohner sich zu verteidigen versuchten und dabei scheiterten. Der Angriff erfolgte demnach wahrscheinlich von oben (aus der Luft - da keine Kampfspuren an den äußeren Wällen vorhanden sind) und legte die Stadt in Schutt und Asche. Dies würde die Massenflucht der Bewohner erklären, die in Panik alles liegen ließen, und deren Furcht enorm groß gewesen sein musste, wenn sie nicht mehr zurückkamen, um ihr Hab und Gut abzuholen und ihre Toten zu bestatten (nicht beigesetzt - in diesem Falle verbrannt - zu werden, galt, besonders in der Zeit der Hallstattkultur, als die Folge einer unverzeihlichen Sünde ...). Vielleicht sind deswegen keine Plünderer aufgetaucht, weil die Menschen offensichtlich vor diesem Ort Angst hatten, als würde er unter einem Fluch stehen.

### **Fazit und Erkenntnisse**

Bis auf die Ausgrabungen gibt es weder schriftliche noch im Volksmund überlieferte Quellen, die konkret auf das Schicksal der schlagartig zerstörten Stadt hinweisen würden.

Es gelang mir, einen Fachartikel von Dr. Dusek aus den siebziger Jahren ausfindig zu machen, der sich zwar nicht besonders ausführlich mit den Ausgrabungen am Molpír beschäftigt, jedoch konkret das ‚Rätsel‘ der verschmolzenen Steine anspricht. Seiner Erklärung nach wurde der aus Kalkstein bestehende Boden der Terrasse durch die eingestürzten und brennenden Palisaden und die hölzernen Teile der Häuser erhitzt, wobei infolge der Verbrennung aus Kalziumkarbonat Kalziumoxid entstand - Kalk. Die folgenden Regenfälle

verursachten eine weitere Reaktion (mit Wasser), und es entstand Mörtel. Dem Fachartikel zufolge war es also lediglich Mörtel, der die Mauerplatten verband (4).

Im Inneren der Ruine der Burg fand man die Leiche einer jungen Frau (etwa achtzehn Jahre alt), wobei vermutet wird, dass es sich hier um ein Opfer (das letzte Opfer vor der Katastrophe?) handelt.

### **Anmerkungen**

(1) Die Kalenderbergische Kultur entwickelte sich in Südösterreich, im Burgenland. Es war eine Kultur der älteren Eisenzeit, die der jüngeren Hallstattkultur zugehörig ist. Sie war damals in Südösterreich, in Nordwestungarn und in der Südslowakei verbreitet. Sie übernahm den Hallstattstil. Es überwog Brandbestattung, man fand kaum Skelette in den Gräbern. Die Grabmäler von Fürsten und Adligen wurden oft prachtvoll ausgestattet. Typisch für die Kalenderbergische Kultur ist angeblich das sogenannte „Mondchen-Motiv“.

(2) Es handelte sich um dreikantige Pfeilspitzen aus Bronze, was die Archäologen vermuten ließ, dass die Stadt durch einen Einfall der Skythen zerstört wurde. Später wurde aber bewiesen, dass die Skythen in das Gebiet der heutigen Slowakei niemals vorgedrungen waren.

(3) *Anm. d. Red.:* Hierbei stellt sich natürlich die Frage, wo eine solche Hochkultur angesiedelt werden soll, die in der Lage war, mit überwältigendem technischen Einsatz agieren zu können.

(4) *Anm. d. Red.:* Wenn hier Steinplatten unter großer Hitze geschmolzen sind, so müssen Verglasungsspuren vorhanden sein. Wenn die Steine aus Kalkstein bestanden, so konnten sie nicht schmelzen, sie wären - unter Hitzeeinwirkung - verbrannt, wie Dr. Dusek richtig festgestellt hat. Es stellt sich nun die Frage nach dem Baumaterial, denn wenn hier Kalkstein zum Einsatz kam, wäre eine große Hitzeeinwirkung nach so langer Zeit kaum noch nachweisbar.

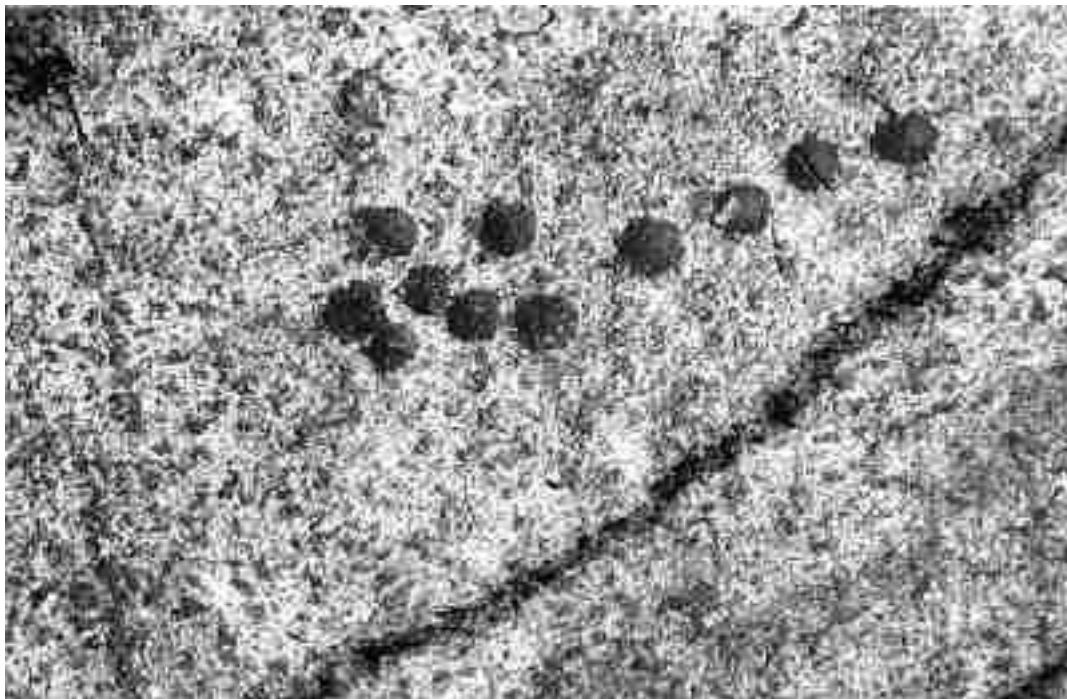
(EFODON-SYNESIS Nr. 22/1997)

# Bieten Dieter Vogls „Cavatori-Augen“ Lösungen für skandinavische Felsbilder?

© 1997 Heinz Günther Birk; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr.  
22/1997

Die Untersuchungen des Natursteinfachmanns Dieter Vogl bezüglich der von ihm vor Ort untersuchten für den Bau der Pyramiden verwendeten Steine und der Bautechnik (1) scheinen mittlerweile eine immer breitere Diskussion ausgelöst zu haben. Von Herrn Vogl selbst, vielleicht in dieser Form nicht vorgesehen, deutete sich schon in SYNESIS Nr. 20 mit der von Gernot L. Geise vehement vorgetragenen Aussage (2), die Pyramiden hätten nie und nimmer von Altägyptern gebaut worden sein können, eine Ausweitung dieses Themas an.

Nun sind ja die ägyptischen Pyramiden nicht die einzigen Riesenmonumente, welche bezüglich ihrer Bauweise recht ähnliche Fragen zulassen. Wenn Vogl in Anlehnung an Arbeiten Dr. Niepers (3) dessen Vakuumfeldenergie als Erklärung für millimetergenaue Bearbeitung riesiger Steinblöcke sieht, käme als nächstes die Frage nach der angewandten Technik. Es wäre schwer glaubhaft, hätte, wer immer auch, diese Technik im Land der Pharaonen exklusiv angewandt.



*Abb. 1: Tanum*

---

Die recht deutlichen Aussagen des Cavatori Vogl, eine derart präzise Bearbeitung sei nur mit modernen Steinbearbeitungswerkzeugen, keinesfalls jedoch mit Stein oder Bronze zu bewerkstelligen, lässt sich auf die seltsamen

Felsritzungen übertragen (4). Vor allem im Gebiet der Bohuslän-Küste bis hin zum Oslo-Fjord muss man sehr deutlich von Felsritzungen sprechen. Im Gegensatz zu anderen, vor allem nordwärts bis über den Polarkreis hinaus gefundenen Bildern sind alle Motive in den Stein geritzt.

Wichtig daran ist zunächst einmal die Feststellung, dass diese Felsritzungen in Granitgestein erfolgt sind. Granit ist eine der härtesten Gesteinsarten, woraus vor allem in Meeresnähe rund ein Drittel dieser Bohuslän-Küste besteht. Neben den hier an allen Stellen zu sehenden Schiffsdarstellungen, welche ja in SYNESIS Nr. 20 bereits eingehender besprochen wurden, interessieren uns für dieses Thema mehr die überall und grundsätzlich dargestellten Kugeln oder „Sonnen“ (Abb. 1).

Was man auf dem Bild nicht erkennt, ist die absolut gleiche und exakte Gravur. Immer die gleiche Profiltiefe, nicht der kleinste Grat als Spur von Werkzeuggebrauch ist feststellbar; darüber hinaus zeigt das Paneel Spuren vorheriger manueller Glättung des Steines. Diesen Eindruck von der vorausgehenden Glättung des Steines gewinnt man vor Ort nach einem Vergleich der Bildpaneele mit unweit zu sehendem Naturstein. Diese offensichtliche Bearbeitung zeigt vor allem Abb. 2, die den Ausschnitt eines großen Hauptpaneels zeigt.



*Abb. 2: Fossum*

---

Das Bild zeigt aber noch mehr, nämlich zwei abstrahlende Kugeln, welche zumeist als Sonnen deklariert werden. Auch wenn man noch so viel Phantasie aufbringt, eine Sonne mit fünf justierten Strahlen ist nun einmal schwer vorstellbar. Interessant hier auf jeden Fall die zu sehenden Adoranten (Zauberer) mit Axt und eher einer Schwertscheide ähnelndem „Schwanz“.

Einer eingehenden fachlichen Begutachtung durch einen Natursteinfachmann scheint die Abb. 3 wert zu sein. Hier könnte vielleicht sogar ein Adorant bei Bedienung einer solchen „Sonne“ dargestellt sein. Dieses Bild ist schon, vor allem im Hinblick auf Vogls Ausführungen, einer eingehenden Betrachtung wert. Man sieht, wie der Weise offenbar auf seiner Kleidung das gleiche Symbol trägt wie die dreistrahlige Sonne. Der rechte Strahl scheint auf den Felsen aufzutreffen, eine der seltsamen Kugeln entsteht. Noch besser erkennt man die offensichtliche vorherige Bearbeitung des Paneels - absolut gratfrei wie moderner Betonguss. An der Peripherie des Bildes sind dagegen erosionsbedingte Narben im Granitgestein zu erkennen.

Licht und Helligkeit spielten bei diesen Steinen wohl eine große Rolle; die Granitpaneele haben zumeist mineralische Einschlüsse. Dies führt dazu, dass viele der eingeritzten Bilder bei Tage nur schwer zu sehen sind. Erst bei indirektem, reflektierendem Licht erwachen diese „Zaubersteine“ zu phantastischem Leben. Ein Effekt, der von den prähistorischen Künstlern gezielt gesucht wurde. Wo es kein solches Gestein mit mineralischen Einschlüssen gab, mischten die Zauberer Mineralien in die verwendete Farbe. Durch uralte Sagen geistern diese Steine als „Elfensteine“, leuchtende Steine fürwahr.

Dies scheint sich auch in den skandinavischen Sprachen erhalten zu haben. So heißt „Stein“ auf schwedisch „Häll“. Die Hinweise auf Felsritzungen findet man auf Schildern und Karten mit der Bezeichnung „Hällristning“. Der Begriff für „Licht“ ergibt sich durch Anhängung eines einzigen Buchstabens, eines „e“. „Hälle“ bedeutet „Leuchten“. Sucht man als Reisender Steingräber, steht dort „Hällekista“, also „leuchtende Kiste“. Auch in norwegischer Sprache funktioniert diese Spielerei. „Hell“ = Stein; „Hella“ = Leuchten. „Hella“ kennen viele Autofahrer als den Markennamen des norwegischen Halogen- und Nebellampenherstellers Hella.

Bleibe noch die Frage nach der Energiequelle für die vakuumfeldverdächtigen Sonnen. Hierzu könnte vielleicht Erich Neumann mit seinem Buch (5) eine Lösung anbieten. Hierin ist von „Formenenergie“ die Rede, die die Menschen der Vorzeit bereits zu nutzen wussten. Neumann sieht die Anzapfstellen dieser Energien in großen ovalen Steinkreisen. Solche Steinkreise finden sich in der Nähe der heiligen Felsritzungspaneelle grundsätzlich. Eine ganze Reihe davon sind offen sichtbar. Wieder andere, meist der höchste Punkt im Gelände, sind mittlerweile von Kirchen überbaut. Man kann jedoch die ovale Form des Steinkreises noch deutlich erkennen.

---





*Abb. 3: Adorant mit „Sonne“*

---

Vielleicht könnte man diese strahlenden Sonnen mit heiligen Steinen gleichsetzen. Wenn jemand den Werkstoff Glas nicht kennt, wäre die Bezeichnung „Stein“ nicht vollkommen falsch. Es wäre sicher interessant, nachzuforschen, inwieweit diese Technik auf dieser Erde bekannt war. In allen Berichten der entdeckenden Seefahrer ist die Rede davon, dass trotz völlig fremder Sprachen den „Wilden“ geschenkte Glaskugeln als Effekt die Gegengabe Gold provozierten. War es wirklich nur die „Dummheit“ von „Wilden“, angesichts dieser „Steine“ den weißen Göttern Gold zu geben?

*„Jede nicht verstandene Technik ist zwangsläufig Magie“  
(George Bernhard Shaw)*

### **Literatur und Anmerkungen**

- (1) Dieter Vogl: „Das Pyramidenmaterial von Gizeh“, in: SYNESIS Nr. 19/1997
- (2) Gernot L. Geise: „Die Pyramiden von Gizeh wurden nicht von Altägyptern gebaut“, in: SYNESIS Nr. 20/1997
- (3) Dr. H. A. Nieper: „Pyramiden mit Vakuumfeldenergie?“, in: NATURSTEIN 3/92, Ulm, in SYNESIS Nr. 20/1997 zitiert.
- (4) Siehe hierzu Artikel des Verfassers über Felsbilder in SYNESIS Nr. 16/1996 und 20/1997
- (5) Erich Neumann: „Inspirationen aus der Vorzeit“, EFODON-ME-18, ISBN 3-932539-07-9

# Die Kelten

## Schafe im Wolfspelz oder die Kindheit der Germanen?

© 1997 Harry Radegeis; veröffentlicht in EFODON-SYNESES Nr. 22/1997

Selbstingebildeten Kreisen unter den heutigen Germanen-Nachkommen herrscht viel Unwissen über das einstige Nachbarvolk, die Kelten, vor. Viele halten diese gar für ein ganz und gar fremdes und dunkles Volk, etwa so exotisch wie die Illyrer oder Awaren.

Zuerst verdient es festgehalten zu werden, dass die Kelten die süddeutsche „Bevölkerung“ waren, so wie die Germanen die norddeutsche. Reichen die germanischen Wurzeln weiter nach Norden bis Norwegen herauf, so reichen die keltischen eher nach Westen bis Irland. Während sich die Germanen schon früh nach Osten ausbreiteten, bis zur Krim hin, so ging der keltische Drang eher nach Süden und Südosten (Spanien, Balkan, Türkei, Palästina-Galiläa).

Die Kelten waren den Germanen so verwandt, dass eine Unterscheidung auf den ersten Blick schwer fällt (1). Außerdem sind wir hierbei stark auf die Darstellungen der „Römer“ angewiesen, denen es ohnehin schon immer schwer fiel, fremde Völker zu unterscheiden. Da der süddeutsche Raum durch Völkerwanderung germanisiert, und andererseits durch die römische Besetzung vermischt wurde, kommt heute der reine keltische Typus kaum noch bei uns vor. Dennoch lassen sich Mentalitätsunterschiede zwischen Nord- und Süddeutschen erkennen, die nicht auf fremde Beimischungen zurückgehen.

Insgesamt macht der Süddeutsche einen temperamentvolleren, lebhafteren Eindruck als der Norddeutsche, auch wenn beide „nordisch“ aussehen. Der kühl abwägende Norddeutsche ruft beim Süddeutschen immer wieder Befremden hervor, während der Süddeutsche dem Norddeutschen unzuverlässig erscheint.

Weiterhin fällt auf, dass trotz erst „römischen“ und später christlichen Drucks die germanischen Staaten bis heute fortbestehen, wenn auch in veränderter Form, ja, sogar noch einige vorwiegend germanische Staaten hinzugekommen sind, wie USA, Kanada, Neuseeland, Australien, Südafrika und starke deutsche Enklaven in Argentinien und anderen südamerikanischen Staaten.

Dagegen existiert kein keltischer Staat mehr in seiner ursprünglichen Form, wenn man vielleicht von Irland absieht. Kelten führen heute ein Enklavendasein innerhalb germanischer Staaten wie Cornen, Walliser, schottische Gälern, Bretonen.

Gerade auch die Gallier verloren unter „römischer Besetzung“ sehr schnell ihre Sprache und Kultur, und das, obwohl diese früher jahrhundertlang die „Römer“ das Fürchten lehrten (Brennus an der Allia, die Po-Gallier unter Hannibal).

Beim Vor- und Frühgeschichtsforscher Rudolf Pörtner findet sich ein Satz, der die Erklärung gibt: „Der Staatscharakter ist nicht, die gemeinsame Lebensart alles“. Das liest sich wie die Umkehrung jeder preußischen Maxime.

Daher konnte den Keltenauszügen auch kein nachhaltiger Staatsaufbau folgen (2), im Gegensatz zu den germanischen Staatengründungen z.B. in Hellas - wenn man die Indogermanischen Ioner, Dorer und Achäer als germanentypisch gelten lassen will.

Auch sprachlich lässt sich die Grenze zwischen Kelten und Germanen heute noch gut beobachten: Sie verläuft etwa längs der „ick - ich“-Grenze. Südlich davon ist eine stärkere Neigung zum Katholizismus zu bemerken, nördlich zum Protestantismus, wenn man von einigen Enklaven beiderseits absieht, die Ergebnisse der Reformation sind, als das Landesvolk den Glauben des Landesvaters annehmen musste.

Grundsätzlich lässt sich bei den Süddeutschen auch eine stärkere Westorientierung bemerken, die z.T. natürlich auch auf westische und dinarische Einschläge zurückgeht. Dagegen neigen die Norddeutschen stärker dem Osten zu, haben auch häufiger einen ostischen Einschlag. Das sogenannte „Slawentum“ ist mitunter der norddeutschen Seele verwandt (Was nicht verwundert, wenn man weiß, dass „slawisch“ lediglich eine Sprach- und keine Völkerfamilie bezeichnet) (3).

Wie bereits angeführt, fällt die äußere Unterscheidung zwischen Kelten und Germanen schwer. Die Kelten neigen vielleicht etwas stärker dem fälischen Schlag zu als die Germanen, sind aber auch nicht typisch fälisch, sondern seelisch fast das genaue Gegenteil. Man könnte es auch mit einem stärkeren Einschlag in das Ernährungs-Empfindungsnaturell bezeichnen, während die Germanen eher zum Bewegungsempfindungsnaturell neigen.

Astrologisch möchte man den Kelten eher die Elemente Feuer und Wasser zuordnen (in der Tat lieben sie das „Feuerwasser“), den Germanen hingegen eher Erde-Luft. Noch präziser scheinen bei den Kelten stark die Stier-Widder-Krebs-Löwe Eigenschaften hervorzutreten, bei den Germanen eher Zwilling-Jungfrau-Skorpion-Steinbock.

Endlich kann man mythologisch die Kelten als wasser-Verehrer ansprechen, die Germanen als irdische Feuerverehrer. Beide Völker sind sowohl von nordischer als auch fälischer Rasse und müssten somit die gleichen Grundeigenschaften haben. Dennoch ist heute ein großer Teil der Erde germanisch-sprachig, und die keltische Sprache ist bis auf geringe Reste verschwunden.

Obwohl die Kelten gute und stolze Krieger waren, unterlagen sie fast immer zahlenmäßig geringeren germanischen Heeren.

Schon Civilis beklagte im Bataveraufstand, ebenso wie spätere Wikingerführer, die mangelnde Zuverlässigkeit und das häufig geringe Durchstehvermögen der keltischen Verbündeten.

Die „Römer“ beschrieben die Kelten als riesige, wilde Kämpfer, die aber - so Caesar

- vor den Germanen Furcht hätten, obwohl sie früher einmal stärker als diese gewesen seien.

Hier fällt uns der Wanenkrieg ein, in welchem die Wanengottheiten (Kelten?) Asgard stürmten, sich dann aber mit den Asen verbündeten. Ist hier möglicherweise die Überlieferung zu einem sehr weit zurückliegenden irdischen Kampf zu suchen? Oder war dies keine Analogie, sondern ein geistiger Kampf der verschiedenen Schöpfungsmächte? Wir können dies heute noch nicht mit Sicherheit klären.

Historisch wissen wir jedoch folgendes: Die süddeutschen Kelten hatten in der La Tène-Periode, etwa 500 v.u.Z., ihren bisherigen Höhepunkt erreicht. Die Germanen waren ein kleines nördliches Nachbarvolk, das die Kelten jedoch in zunehmendem Maße bedrängte. Daher bauten die Kelten ihre früher zu kultischen Zwecken genutzten Haine immer stärker zu Wallburgen aus, so dass sich ein regelrechter keltischer Limes durch die deutschen Mittelgebirge zog.

Etwa 600 v.u.Z. wurden die Kelten aus dem Harz vertrieben. Gegen das Jahr Null besetzte Marbod bereits mit seinen Markomannen das keltische Böhmen.

Zwischen ca. 115 und 102 v.u.Z. bewegten sich die Kimbern, Teutonen und Ambronenscheinend ungehindert im keltischen Europa, schließlich schlossen sich aus dem ebenfalls keltischen Helvetien noch die Tiguriner an. Der Gegensatz kann also nicht allzu groß gewesen sein, es ging offensichtlich um die Vorherrschaft im nördlichen und westlichen Europa.

Wenn wir die immer wieder beobachteten keltischen Eigenschaften (4) nehmen, wie Hitzköpfigkeit, Prahlerei, schlechte Disziplin usw., (nebeneiner seelischen Tiefe, die sich in wunderbaren Kunstwerken ausdrückte) - so erscheinen die Kelten mit ihren rassisch gleichartigen Zusammensetzungen auch äußerlich wilder, weniger ebenmäßig als die Germanen. Man könnte fast dazu neigen, dem keltischen Erwachsenen die Eigenschaft eines germanischen Kindes zuzusprechen: begeisterungsfähig, Freude am Wettkampf, hitzig, beweglich und doch tiefsinnig und grüblerisch. So drängt sich der Gedanke auf, ob Germanen weiterentwickelte Kelten sind?

Doch dies sind oberflächliche Beurteilungen. Es geht hier um kosmische Entwicklungsstufen eines Volkes, wobei es zwar sein mag, dass sich viele Kelten später im germanischen Volk wiederverkörpernten, doch dies ist derzeit nicht beweisbar, wenn es auch einleuchtend wäre.

Die Kelten lebten in der Kunst, nicht im Staat. Ihre Stärke war nicht die Organisation, sondern die Musik (5). Sie sind der polar weiblich ausgerichtete Teil ein- und desselben Volkes, sie mussten einfach als verwandte Polarität der Germanen so sein. Die Germanen waren (trotz stark matriarchalischer Komponenten) männlich ausgerichtet: schöpferisch, wissenschaftlich, kriegerisch, staatstüchtig. Eine Entsprechung zur germanischen Gauverfassung ist bei den Kelten bis heute nicht nachweisbar. Auch die keltische Sagenwelt lebte in einer ganz anderen Ebene als die germanische:

Sie war feiner, weniger wuchtig, verspielter. Krachen bei den Germanen in den Sagas Gut und Böse mit elementarer Gewalt zusammen, so sprechen bei den Kelten eher eine Unmenge Trolle, Kobolde, Elfen usw. aus dem Zwischenreich zwischen Göttern und Riesen zum Menschen.

Die germanische Götterwelt war von einer überirdischen Wucht geprägt zwischen den Riesen und den Göttern. Da war kein Platz für Kompromisse, da wurde dreingeschlagen, da wurde auch überlistet, um dem Recht zum Sieg zu verhelfen. Der Mensch spielte eine Nebenrolle, und in den Heldensagen eiferten die Helden den Göttern nach, um ihnen möglichst nahe zu kommen. Das über dem ganzen Leben der Germanen leuchtende Ziel und Ideal war Walhall, dem sie als typische Idealisten alles andere unterordneten, auch ihr Lebensglück, ihr Leben selbst. Was hier an Stärke des Geistes im Ideal sich manifestierte, ist von anderen Völkern, die auch nicht gerade arm an Helden waren, niemals erreicht worden. Das Heldische darf vielleicht als größtes germanisches Ideal angesehen werden.

Anders bei den Kelten. Obwohl wuchtige und hitzige Kämpfer, lag ihnen die intellektuelle Planung nicht. Die Kelten lebten in magisch-intuitiven Bereich, sprachen eher mit dem Flussgeist oder der Baumelfe als mit Belenus oder Teutates. Daher waren die Kelten auch verletzlicher, verletzten aber ebenso leicht andere durch Unbedachtheiten.

Als sich diese Auseinandersetzungen abspielten, geschah der Umbruch vom Widderzeitalter ins Fischezeitalter. Die Kelten dürfen durchaus als Mischung aus diesen beiden Elementen gesehen werden und verkörperten so - im Negativen wie im Positiven - beide Tierkreiszeichen. Beide sind aber nicht geeignet, irgendwelche beharrliche und langangelegte Politik zu betreiben. Da aber das beginnende, alles „zerfließende“ Fischezeitalter eine Polarisierung geradezu erforderte, mussten die hierzu ungeeigneten Kelten in ihrer Macht abgelöst werden, hatten sie in ihrer magischen Verwurzelung in einem Zeitalter, das auch als polare Herausforderung an die Fische die Jungfrau (Wissenschaft, Intellektualität, Individualismus) hervorbrachte, von vornherein keine Chance.

Die Germanen, mit ihrer Prinzipienfestigkeit, waren da einfach geeigneter, den inneren Widerstand in einem chaotischen Zeitalter zu tragen.

Heute, im beginnenden Wassermannzeitalter, das zur Vielfalt neigt, kommen auch die fast untergegangenen Völker wieder hervor. So ist das in den letzten Jahren sich überall verstärkende keltische Bewusstsein kosmisch bedingt und wird weiter wachsen. Daher ist es wichtig, dass jeder Germane weiß, wer die Kelten sind und wie die Kelten sind.

### ***Anmerkungen d. Red.***

(1) Vgl. Gernot L. Geise: „Wer waren die Römer wirklich?“, Hohenpeißenberg 1994: Germanen war eine durch die „Römer“ geprägte Sammelbezeichnung für die in Südkandinavien und in Mitteleuropa zwischen Rhein und Weichsel lebenden Stämme.

Die Germanen hatten keine eigene für ihre Gesamtheit geltende Bezeichnung. Bis heute ist keine definitive Unterscheidung zwischen Germanen und Kelten möglich.

Kelten ist eine Sammelbezeichnung für verschiedene, weit verbreitete indoeuropäische Stämme, deren Urheimat sich bisher nicht zufriedenstellend lokalisieren ließ. Das Wort Kelten stammt aus dem Griechischen = keltoi = die Angekommenen, sinngemäß: die Kolonisten.

(2) Lt. schulwissenschaftlicher Lehrmeinung.

(3) Die Slaven-Ethnogenese ist derzeit noch völlig ungeklärt. Überdies gibt es viele Unterschiede zwischen Ost-, West- und Südslawen. Slawen ist ein Sammelbegriff für zahlreiche indogermanische Stämme. Man vermutet, dass im Ursprung damit die Sklaven (slavar, slaver) der Nordmänner bezeichnet wurden. Die Begriffe Slaven und Sklaven sind identisch, noch heute heißt Sklave in der englischen Sprache slave. Sie stammten vermutlich ehemals aus den nördlichen Karpathen. Nach dem 6. Jh. eroberten sie als Slawen nach und nach den Balkan. Vgl. Gernot L. Geise: „Wer waren die Römer?“, Wessobrunn 1994.

(4) Wohl gemerkt: Diese Schilderungen stammen einzig und allein aus den Beschreibungen „römischer“ Eroberer! Sie können also nicht objektiv sein!

(5) Nach schulwissenschaftlicher Lehrmeinung.

---

---

# „Mu“ gefunden?

**Im Pazifik versunkene Hochkultur zwischen Japan und Taiwan entdeckt!**

© 1997 Frank Joseph (Colfax, Wisconsin/USA);  
veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 22/1997

*Frank Joseph ist der Editor-in-Chief der Zeitschrift ANCIENT AMERICAN. Sein dort in Vol. 3/No. 17 erschienener Artikel „Underwater City discovered in Japanese Waters!“ erscheint uns so sensationell, dass wir ihn in SYNESIS - mit seiner Genehmigung - wiedergeben. Die Übersetzung stammt von Dr. Horst Friedrich, Wörthsee.*

Die spektakulärste Entdeckung in der Archäologie-Geschichte muss man es wohl nennen, als Taucher in den Gewässern südlich von Japan die gut erhaltenen Ruinen einer prähistorischen steinernen Stadt entdeckten und fotografierten. Die Kette der kleinen Ryukyu-Inseln, wo diese Ruinenstätten liegen, erstreckt sich vom Südende Japans aus ins Meer (1).



Abb. 1

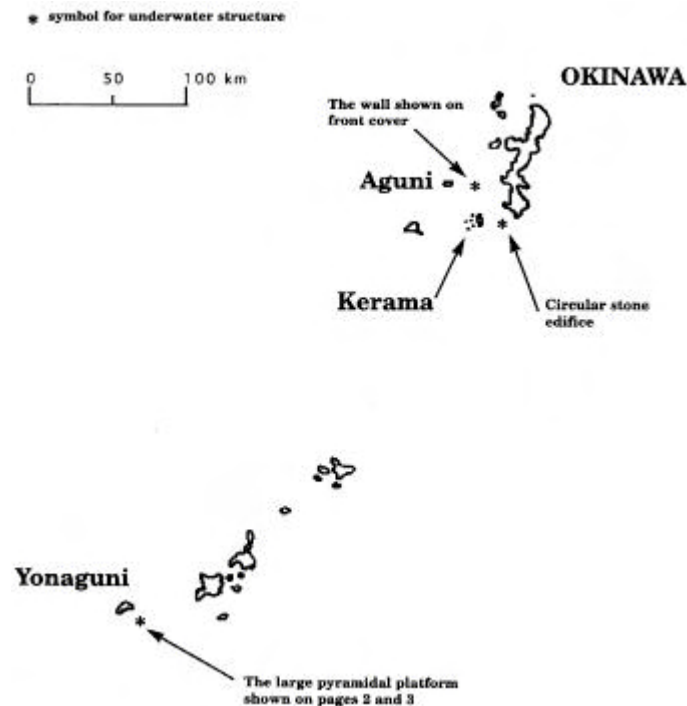
Die ersten Strukturen wurden, im Frühjahr 1995, zufällig von Sporttauchern entdeckt. Im Laufe der folgenden achtzehn Monate wurden etliche versunkene Gebäude, mit Gehsteigen und Straßen dazwischen, entdeckt. Es wurden auch sechsseitige und kreisrunde Formen beobachtet, aber am häufigsten waren rechtwinklige Muster. Stufen und Treppen, in die verkrusteten Mauern eingearbeitet, sind deutlich zu sehen. Obwohl alles Anzeichen großen Alters und von Erosion durch starke Meeresströmungen zeigt, scheint die Stadt im wesentlichen intakt zu sein.

Insgesamt wurden bisher Beispiele monumentaler Architektur an fünf verschiedenen unterseeischen Örtlichkeiten gefunden, die in der Nähe von drei verschiedenen Inseln liegen. Die am leichtesten zugängliche dieser Stellen liegt nur etwa 170 Meter vom Ufer entfernt, nahe der Stadt Chatan am südwestlichen Ende von Okinawa, bei der kleinen Insel Kerama. Genau westlich davon, fünfzig Kilometer von Okinawa, wurde eine andere Ansammlung von stilistisch ähnlichen Strukturen gefunden.

Aber die bisher spektakulärste Entdeckung wurde im September 1996 gemacht, als Taucher sich von den tückischen, starken Meeresströmungen um die Insel Yonaguni, fünfhundert Kilometer südwestlich von Okinawa, nicht abschrecken ließen. Sie fanden dort eine enorme Pyramiden-Plattform, etwa achtzig Meter lang. Dank der ungewöhnlichen Durchsichtigkeit



des Wassers um Yonaguni, mit Sichtweiten von über dreißig Metern, konnten die Taucher die kolossale Struktur in ihrer ganzen Ausdehnung sehen.



Sie ist zwanzig Meter hoch, der oberste Teil liegt nur fünf Meter unter der Meeresoberfläche. Auch sie hat Treppen und breite Stufen, was an ein massives öffentliches Zeremonialzentrum denken lässt. Stilistisch zeigt sie nahe Verwandtschaft mit den fünf anderen Unterwasser-Stätten. Auch entdeckten die Taucher, dass alle die größeren Strukturen nach Süden orientiert sind, vielleicht aus einem allen gemeinsamen, religiösen Grunde. Dass alle diese Überreste zusammengenommen irgendeine Art Stadt-Zivilisation darstellen, erscheint sicher, da sie sich über mehr als fünfhundert Kilometer am Meeresgrund hinziehen.



Abb. 2



Wie sie alle dorthin gekommen sind, stellt das größte Rätsel dar, dem sich die Forscher gegenüber sehen. Natürlich sind ja zwar die japanischen Inseln ob ihrer starken seismischen Aktivität berüchtigt, aber die Strukturen um Okinawa zeigen nicht die Spuren eines solchen Kataklysmus, zerstörte und umgestürzte Bauten. Sie sind relativ intakt und stehen noch immer. Nichts ist umgestürzt, und man bemerkt auch nichts von den Zerstörungen, wie sie für Erdbeben oder Vulkanausbrüche typisch sind. Eher hat man den Eindruck, dass sie in einem ansteigenden Ozean untergegangen sind (2).

Jedoch stand - etlichen Forschern zufolge - das Weltmeer allerspätestens vor 7.000 oder 8.000 Jahren fünfundzwanzig Meter tiefer als heute (in dieser Tiefe befindet sich die Pyramiden-Plattform bei Yonaguni). Die meisten Meeresforscher widersprechen einer solch späten Datierung und glauben, dass der Meeresspiegel vor 1,7 bis 1 Million Jahren fünfundzwanzig Meter tiefer lag, d.h. mindestens 500.000 Jahre vor der Entstehung des Menschen (3).

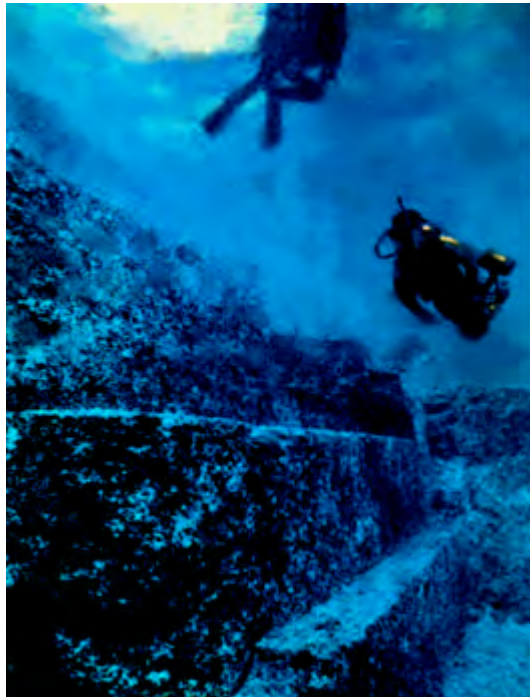


Abb. 3

Vielleicht handelte es sich um die Kombination eines relativ „sanften“, aber anhaltenden seismischen Absenkens des Meeresbodens mit einem gleichzeitigen Anstieg des Pazifik, der die Monumentalbauten in ihre heutige Tiefe hinunterbrachte, vielleicht vor 5.000 oder mehr Jahren, als die Menschheit möglicherweise anfing, eine Hochkultur zu entwickeln. Nachgewiesene menschliche Besiedelung auf Okinawa reicht 19.000 Jahre zurück, aber die Anfänge einer Hochkultur finden wir frühestens 9.000 Jahre später mit der Jomon-Kultur und ihren berühmten Seefahrern im Gebiet der Ryukyu-Inseln.

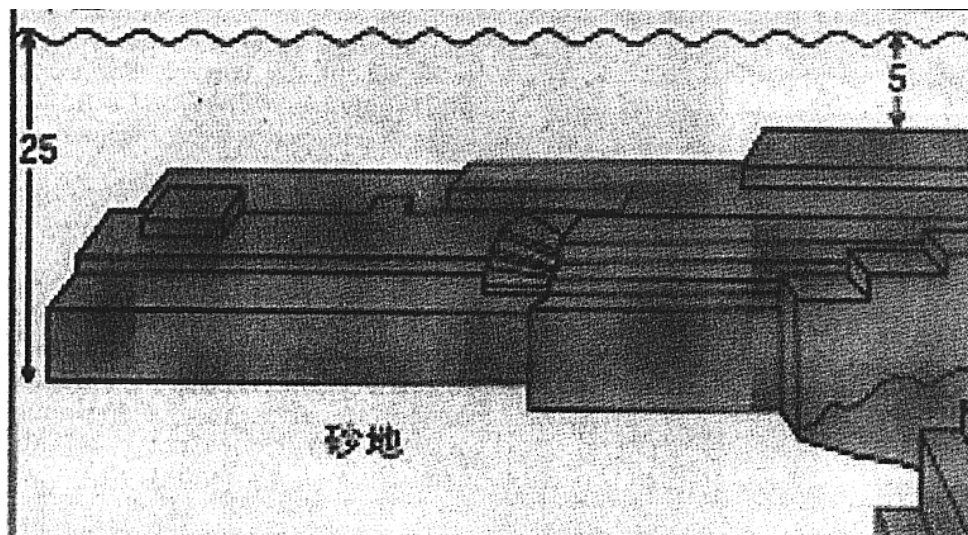
Aber das sind nur Spekulationen. Die versunkenen Strukturen bei Okinawa sind eine Realität. Allein schon ihre Existenz macht Revisionen erforderlich. Nicht nur bezüglich unserer Vorstellungen über die Entstehung von Hochkultur, sondern auch in der Ozeanographie. Wir wissen zwar noch nicht, wie eine so eigenartige Stadt-Zivilisation auf dem Meeresgrund kommt. Aber indem wir sie mit ähnlichen Strukturen auf dem festen Land vergleichen, können wir uns vielleicht einer Identifizierung ihrer längst verstorbenen Erbauer und Bewohner annähern. Allerdings um den Preis, dass wir möglicherweise herkömmliche Interpretationen der Vorgeschichte über Bord werfen müssen.

In Noro auf Okinawa gibt es ein paar zeremonielle Bestattungs-Gewölbe, die mit nichts sonst in Japan vergleichbar sind, die aber einige Ähnlichkeit mit den vor der Küste liegenden Unterwasser-Strukturen haben. Sie sind, recht einleuchtenderweise, primär den Vorfahren der Inselbewohner geweiht. Ihre Architektur weist einige ähnliche Elemente wie die große untergegangene Struktur bei Chatan auf, Stufen- und Quaderformen. Bemerkenswerterweise ist das in Okinawa gebrauchte Wort für diese Gewölbe - Moai - dasselbe wie das von den Polynesiern auf der sechstausend Meilen entfernten Osterinsel für die berühmten Langohr-Statuen gebrauchte, die ja angeblich deren Vorfahren darstellen sollen!

Nicht weniger erstaunlich finden sich die deutlichsten stilistischen Affinitäten zu der untergegangenen Stadt-Zivilisation noch weiter weg als die Osterinsel, nämlich an der Pazifik-Küste Südamerikas. Dort finden sich Ruinen prähistorischer Bauten, die jenen, die jetzt bei Japan entdeckt wurden, ähneln: die präinkaischen Ruinen von Pachacamac (bei Lima) und das 2.000 Jahre alte Zeremonial-Zentrum der Mochica in der Nähe von Trujillo, dem modernen Seehafen in Nord-Peru.

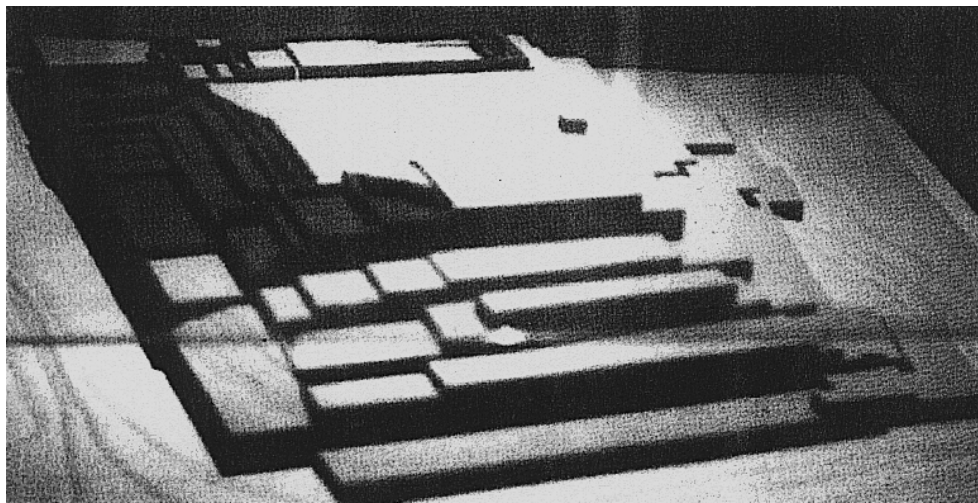
Wie in einer vorangegangenen Nummer des ANCIENT AMERICAN (No. 15) beschrieben, war Pachacamac eine große „Heilige Stadt“, deren religiöser Mittelpunkt eine rechteckige, vielstufige Pyramide war. Ebenso ähnelt der sogenannte „Sonnentempel“ der Mochica-Kultur dem unterseeischen Monument bei Chatan. Er war der kolossale Mittelpunkt einer Stadt, die im 1. Jahrhundert n.Chr. um die 30.000 Einwohner hatte. Auch der Mochica-„Tempel“ ist eine in unregelmäßigen Stufen ansteigende Pyramiden-Plattform, rechtwinklig, allerdings aus ungebrannten Adobe-Ziegeln gebaut.

Pachacamac und der Mochica-„Sonnentempel“ sind nicht die einzigen analogen Bauten in Peru, aber sie sind unter den am besten erhaltenen für Vergleichszwecke mit ihren Gegenstücken bei Okinawa. Im Grunde waren sie die ausgereifteren, obwohl weitgehend unveränderten Abkömmlinge vorangegangener peruanischer Zivilisationen, wie die Salavarry-Kultur, die bis -3.000 zurückreicht (oder noch fünfhundert Jahre weiter zurück, dem Diorama im Chan-Chan-Museum in Trujillo zufolge). Was sie zeitgleich machen würde mit der Entstehung der sumerischen Zivilisation in Mesopotamien, die ebenfalls Zeremonialzentren errichtete, die jenen auf Land an der Peru-Küste und den jetzt versunken, vor den japanischen Küsten aufgefundenen im Grundsätzlichen ähnlich waren.



Zeichnerische Rekonstruktion der Unterwasser-Anlage bei der Insel Yonaguni. Der Meeresboden liegt hier 25 Meter unter der Wasseroberfläche, die höchsten Teile der Anlage nur fünf Meter unter Wasser (Super Mystery Magazine, Tokyo, zitiert in: Ancient American No. 17)

Diese Parallelen deuten darauf hin, dass in der vorgeschichtlichen Vergangenheit irgendein verbindendes Prinzip am Werk war, ja sogar eine „Vermittler-Kultur“, die so weit reichte, dass sie sie alle beeinflusste und vielleicht sogar verband.



*Modellrekonstruktion der Prä-Inka-Anlage von Pachacamac im Museum für Anthropologie und Archäologie in Lima, Peru. Diese Anlage zeigt große Parallelen zu den gefundenen Unterwasser-Anlagen bei Japan (William Donato, Ancient American No. 17)*

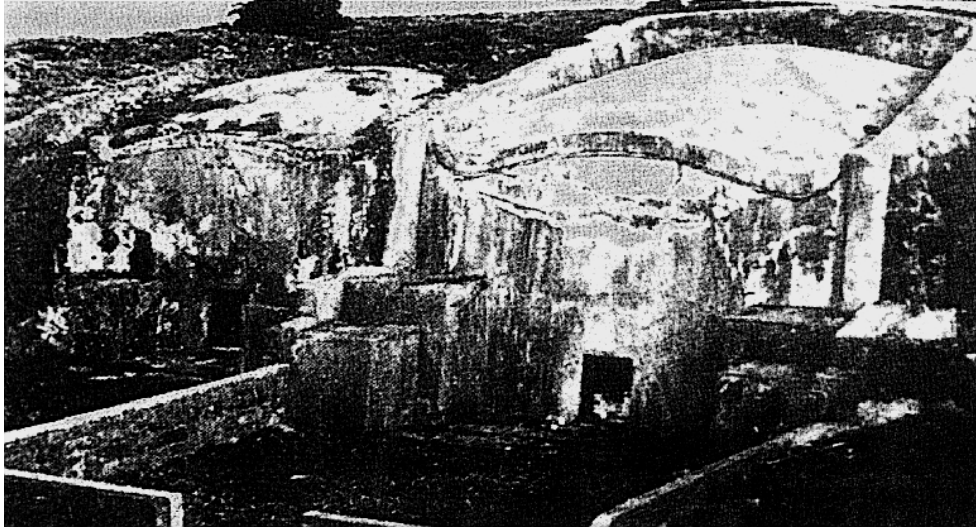
Während die Neuigkeiten von der Entdeckung bei Okinawa in ganz Japan Schlagzeilen machen, bleiben die US-amerikanischen elektronischen und Druck-Medien merkwürdig stumm. Nicht eine einzige unserer Archäologie-Zeitschriften hat ihren Lesern auch nur ein einziges Wort über diese Entdeckung mitgeteilt. Ihre Weigerung, sie auch nur zu erwähnen, spricht sehr zugunsten ihrer Kritiker. Die behaupten nämlich, dass eine voll bewusste Verschwörung existiert, der Öffentlichkeit alle Informationen vorzuenthalten, die gewissen Theorien zuwiderlaufen, die als scholastisches Dogma ausposaunt werden. In der Tat hat die japanische Entdeckung ausgesprochen traumatische Implikationen für unsere Establishment-Archäologen, deren berufliche Karriere auf dem Prinzip beruht, dass es versunkene Städte nur in den Romanen von Jules Verne gibt.

Aber die fotografische Dokumentation der unterseeischen Ruinen bei Okinawa hat ihren so lange kultivierten Unglauben zunichte gemacht. Noch schlimmer für sie, die Entdeckung hat wieder das Lebenswerk eines Mannes aus der Vergessenheit geholt, den sie siebzig Jahre lang als zur „Spinner-Szene“ gehörig verdammt hatten. James Churchward glaubte, dass einst im Pazifik eine mächtige Zivilisation existierte, die schließlich durch eine Serie von Naturkatastrophen vernichtet wurde. Aber ihre Kultur sei so weitreichend verbreitet gewesen, dass ihr Einfluss noch heute anhand der Mythen und unerklärlichen steinernen Ruinen Polynesiens verfolgt werden könne: im Westen nach Asien, im Süden nach Australien, und nach Osten bis zu den Küsten Südamerikas, Kaliforniens und der restlichen Pazifik-Küste Nordamerikas.

Churchward zufolge wurde sie „Mu“ genannt, oder - wie die Römer sagten - „Lemuria“. In Japan war der Glaube an diese untergegangene Kultur stets stark, wenn auch vielleicht nur deswegen, weil einige der alten japanischen Überlieferungen sehr in die Richtung deuten, dass Churchwards Schlussfolgerungen zumindest im Grundsätzlichen zutreffend waren. So waren die Namen der ersten halb-legendären Kaiser beispielsweise als Jimmu, Timmu, Kammu etc. überliefert - oder als Jim, Tim und Kam von „Mu“ -, womit auf ihre Herkunft von jenem untergegangenen Zentrum vorsintflutlicher Größe angespielt wurde.

Im Norden Japans heißt ein Fluss Mu. Dort zumindest ist der Name mit dem Wasserelement verbunden. Bemerkenswerterweise bedeutet das Wort auf Japanisch „nichts“, oder „etwas das

nicht existiert“, ebenso auf Koreanisch, vielleicht ein Überbleibsel der Vor-Zivilisation, die „nicht existiert“. Als die versunkene Stadt bei Okinawa aufgefunden wurde, identifizierten sie die Japaner daher gleich als das untergegangene „Mu“, von dem sie schon so viele Generationen vor Churchward gehört hatten.



*Alte Anlagen auf Okinawa zeigen eine große Ähnlichkeit zu den versunkenen Strukturen, die jetzt entdeckt wurden. Möglicherweise besteht hier ein Zusammenhang (Super Mystery Magazine, Tokyo, zitiert in: Ancient American No. 17)*

Nicht jeder ist bereit zuzugestehen, dass Okinawa „Mu“ ist, aber viele Japaner sind sich da sicher. Aber was auch immer die wahre Identität ihrer Stadt auf dem Meeresgrund sein mag, sie stellt zweifelsohne eine einzigartige Entdeckung dar, die die Archäologen zwingen wird, die Anfänge unserer Geschichte - und wohl auch die Geschichte der Entstehung von Hochkultur auf der Erde - umzuschreiben.

### **Anmerkungen**

- (1) Vgl. auch die beigegegebene Kartenskizze! Die Inselkette trennt das Ostchinesische Meer (East China Sea) vom eigentlichen Pazifik im engeren Sinne. Die südwestlichste Insel Yonaguni, bei der sich die spektakulärsten Überreste dieser prähistorischen Hochkultur befinden, ist nur noch gut hundert Kilometer von Taiwan entfernt (Anm. d. Red.).
- (2) Ein ansteigender Ozean könnte mit dem „Ende der Eiszeit“ (sofern die Eiszeit-These zutreffen sollte) oder mit einem Zustrom kometischer Eismassen aus dem Kosmos zusammenhängen. Ebenso ist aber ein tektonisches Absinken des Meeresbodens denkbar (Anm. d. Red.).
- (3) Die ganze „Story“ von der Entstehung des Menschengeschlechtes und die Zeitskala für die geologischen Epochen erscheinen derzeit extrem fragwürdig (Anm. d. Red.).

### **Anmerkungen d. Red.**

Weiterführende Lektüre hierzu etwa von Horst Friedrich: „Lag bis 1576 ein Kontinent im Pazifik?“, in: WISSENSCHAFT OHNE GRENZEN, Nr. 3/1996 sowie David Childress: „Lost Cities of Ancient Lemuria & the Pacific“, Stelle/Illinois (USA), 1988.

In einer Schlussbemerkung des Original-Artikels bedankt sich Frank Joseph beim Editor des japanischen SUPER MYSTERY MAGAZINE, Ryoji Imawaka, für die Erlaubnis, für seinen Beitrag Material aus Vol. 5/No. 186 jener Zeitschrift zu entnehmen. Die Adresse des SUPER MYSTERY MAGAZINE ist: 4-23 Sakuragaokacho, Shibuya-Ku, Tokio 150, Japan.



# Walpurgis

## Das Fest der Hexen

© 1997 Harry Radegeis; veröffentlicht in EFODON-SYNESES Nr. 22/1997

Huiii, Walpurgis! Da schaudert's den frommen Mann! In dieser Nacht bloß nicht hinausgehen, da tanzen die Hexen und treiben allerlei Unwesen, und da begegnet man ihnen lieber nicht! So will es ein alter Aberglaube wissen, und viele glauben es heute noch.

Doch in einer Zeit, wo schon so viele „alte Zöpfe abgeschnitten wurden“, muss man auch hier nach den wirklichen Hintergründen des Volksglaubens fragen.

Walpurgis, das heißt Wall-Burg oder Wahl-Burg. An einem umwallten Platze trafen sich in dieser Nacht die Walas (das sind die Ausgewählten, weisen Frauen), auch Walküren genannt, die Botinnen des Göttervaters Wodan in Wal-Hall, der Wahl-Halle. Die Walküre Brünhild ist von einer Waberlohe (in der Siegfriedsage) umgeben, aus der nur der Ausgewählte sie befreien kann. Und da sind wir beim Kern des Walpurgisfestes:

In dieser Nacht wählte sich das Mädchen ihren Bräutigam aus (das war damals so üblich!). Der am besten zu ihr passende war der Auserwählte. So war es auch das Fest der Einweihung der Mädchen, hier wurden sie von den Walas in ihre späteren Aufgaben eingewiesen. Besonders deutlich wird hierbei das alte Mutterrecht.

Daher ist es auch nicht verwunderlich, wenn viele Feministinnen heute gerade Walpurgis wieder für ihre Hexendemonstrationen wählen (siehe immer auch die Bedeutung der Sprache: wählen und walten, der schützende Wald). Doch wenn es auch in manchen Kulturen reine Frauenfeste gab, so war in unserer Heimat Walpurgis selbstverständlich auch für die Männer da, wie sollten sie sonst auserwählt werden?

Ebenso war es beim Wodansfest, dem Einweihungsfest der Männer. Da waren natürlich auch die Frauen dabei. Da wurden dann die Wahlen der Walter (Würdenträger) abgehalten. Und in der mythologischen Ebene wählten ja auch die Walküren die gefallenen Helden nach Walhalla. (Wahl und küren sind ja heute noch dasselbe!)

Auf den Wodanstag wurde dann später Allerheiligen verlegt, und seltsamerweise ist auch der Reformationstag in dieser Zeit zu suchen.

Doch zurück zu Walpurgis. In einer solchen Nacht wurde natürlich viel gefeiert und getanzt. Und so haben wir heute noch in dieser Nacht den Tanz in den Mai, wobei der

1. Mai seit 1889 Festtag und seit 1933 Feiertag ist.

Noch ein Wort zu den Hexen: Die Hegerinnen der Natur und des Natur- und Heilwissens nannte man Hagedisen oder Hag-Idisen (s. der Hag = eingehegtes Stück oder die Hecke). In der einheimischen Runenschrift sieht das dann so aus:

NAFXMMIHMM

Die Missionare sahen das G für ein X an, und so wurde das Wort zu „Hexe“ verstümmelt. Ein X gibt es jedoch nicht im Germanischen, es kommt aus dem Griechischen und Lateinischen. In den skandinavischen Sprachen wird es heute noch „ks“ geschrieben. So wird uns manchmal ein „X“ für ein „G“ vorgemacht!

---

---

# Die Schanze zwischen Wessobrunn und Rott

© 1997 Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESESIS Nr. 22/1997

Zwischen Wessobrunn (Lkr. WM) und Rott (Lkr. LL) befindet sich linkerhand, kurz vor Rott, eine Keltenschanze (Abb. 1), die wir bereits 1994 untersucht haben (1).



*Abb. 1: So zeigt sich die Schanze heute (1997)*

Es ist dies eine Schanze, bei der wir an vier verschiedenen Stellen den Schichtaufbau feststellen konnten, weil dort Probegrabungen vorgenommen waren. Nach Aussage von Einwohnern der Gemeinde Rott seien diese Probegrabungen gemacht worden, um festzustellen, ob sich hier ein Kiesabbau lohnen würde. Wahrscheinlicher erschien es uns, dass der Untergrund untersucht wurde, um herauszufinden, ob sich das Gelände für eine Müllkippe eignet, denn das höherliegende, östlich anschließende Gelände ist bereits eine „rekultivierte“ ehemalige Müllkippe. Das Schanzengelände würde sich auch unter diesem Gesichtspunkt anbieten, dass es bereits mit einem relativ hohen Wall (rund 1,80 m Höhe) umgeben ist.

Nach einem Hinweis besuchten wir diese Schanze nun erneut und stellten folgendes fest:

Der Schanzenboden ist inzwischen - insbesondere im südlichen Bereich der Schanze - einige Meter abgetragen worden, zumindest fehlt heute die obere Humusschicht vollständig. Im östlichen und südöstlichen Bereich ist abgebauter Grobkies aufgeschüttet.

Interessant daran ist nun, dass die Verantwortlichen offensichtlich von der Untersuchung des EFODON e.V. im Jahre 1994 erfahren haben müssen, denn sie untersuchten gezielt die Stellen, die auf der damaligen Skizze (Abb. 4) verzeichnet waren: im südwestlichen Bereich den Korrekturschacht und die dort befindliche positiv polarisierte Blind Spring, weiterhin die - allerdings relativ ungenau angegebenen - Vierermanipulationen und die im nördlichen Bereich der Schanze liegende negativ polarisierte Blind Spring mit der Wasserschlaufe.



*Abb. 2: Der Korrekturschacht, erkennbar an der Feinsandschüttung. Auch auf dieser Schwarzweiß-Reproduktion ist er erkennbar.*

---

Den Korrekturschacht konnten sie nicht verfehlen, und er zeichnet sich im Erdreich recht gut durch eine Feinsandfüllung gegenüber dem Grobkies des umgebenden Geländes ab (Abb. 2). Bei der südwestlichen Blind Spring wurde ein etwa vierzig Zentimeter durchmessendes Rohr senkrecht in den Boden getrieben (Abb. 3) und mit einem Holzdeckel verschlossen. In diesem Rohr steht in etwa drei Metern Tiefe Wasser (Abb. 5).

---



*Abb. 3: Die Südwestecke der Schanze. Mitte rechts das in die Erde getriebene Rohr an der Stelle, wo wir eine Blind Spring gemutet hatten. Darin steht Wasser (s. Abb. 5). Vorne links, schwarzweiß kaum erkennbar, der Korrekturschacht (s. Abb. 2).*

---

Die im nördlichen Bereich liegende Blind Spring (BS) mit der Wasserschlaufe wurde umeinige zehn Meter verfehlt, möglicherweise, weil in der Skizze genauere Entfernungsangaben fehlen, und weil die BS mit der Schlaufe auf unserer Skizze etwas zu weit nördlich eingetragen worden ist. Die Stelle, an der man - im nordöstlichen Bereich - ein weiteres Rohr senkrecht in die Tiefe



getrieben hat (Abb. 6), führt kein Wasser, und demgemäß ist das Rohr am Boden auch trocken (Abb. 7).

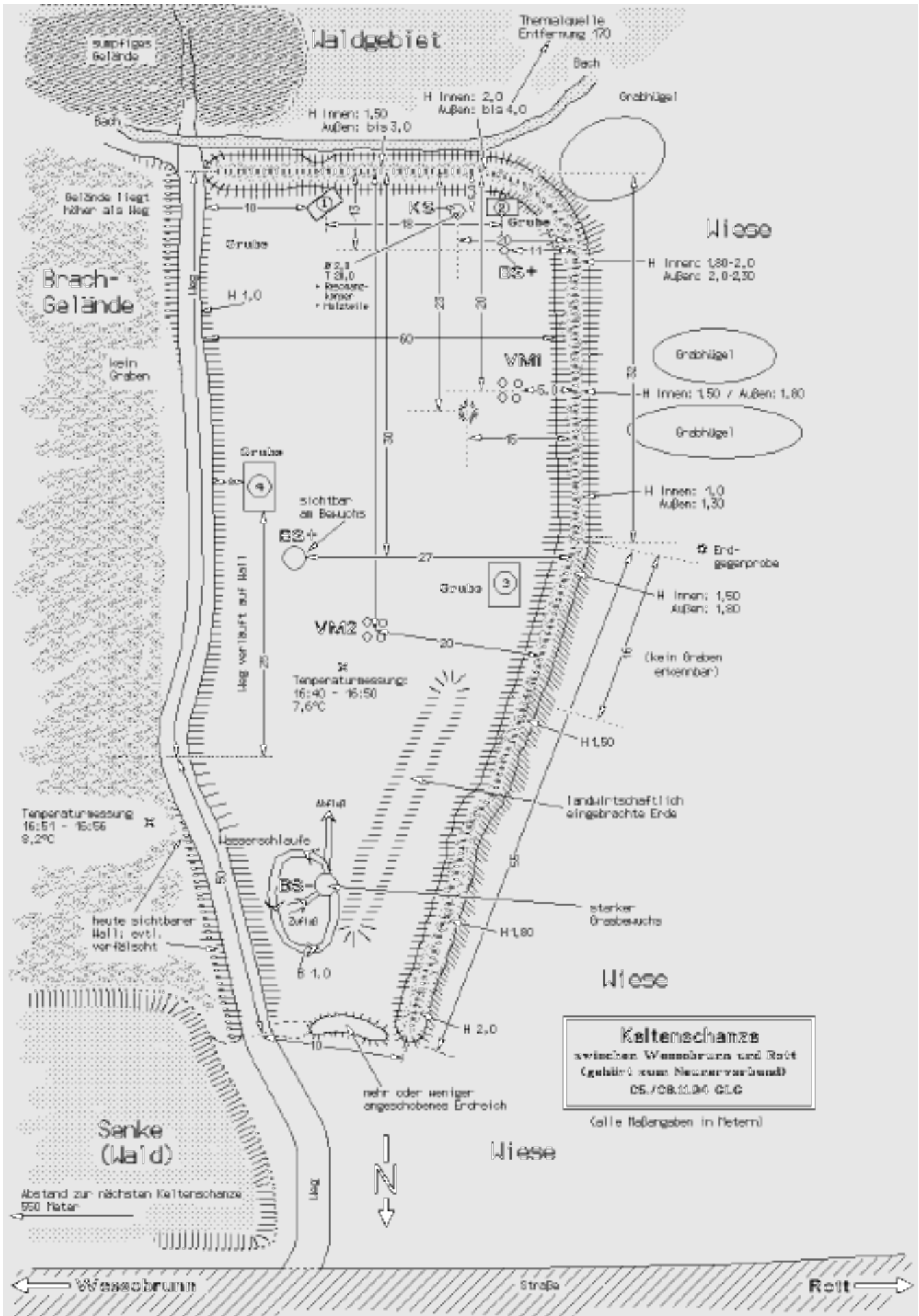


Abb. 4: Lageskizze der Schanze mit eingezeichneten Mutungsergebnissen



*Abb. 5: Blick in das Rohr, das in der Südwestecke der Schanze in den Boden getrieben wurde: es enthält Wasser.*



*Abb. 6: Im nordöstlichen Bereich hat man versucht, auch die zweite Blind Spring durch ein in die Erde getriebenes Rohr (Pfeil) zu treffen. Wegen der fehlenden Meter-Angeben hat man die BS jedoch verfehlt Mit einem Rutengänger wäre ihnen das nicht passiert...! (Blick in Richtung Nordosten).*



*Abb. 7: Blick in das nordöstliche Rohr: es ist trocken, weil die Blind Spring verfehlt wurde.*



*Abb. 8: Da im Schanzenbereich die obere Schicht des Erdreiches abgetragen ist, tritt heute dort, wo die Blind Spring mit der Wasserschlaufe auf der Skizze eingetragen war, das Wasser an die Oberfläche (Blick in Richtung. Nordwesten).*



*Abb. 9: Reste des Schichtaufbaus sind hier und dort noch gut erkennbar.*

---

Allerdings kann man - aufgrund des Materialabbaues im inneren Bereich der Schanze - erkennen, dass dort, wo wir die Blind Spring mit der Wasserschlaufe muteten, heute das Wasser an die Oberfläche tritt (Abb. 8).

Im mittleren Bereich der Schanze ist das Verfüllungsmaterial weiter abgetragen worden, und hier kann man wiederum Reste der Schichtung gut erkennen (Abb. 9).

Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass unsere seinerzeit durchgeführten Mutungen durchaus genau waren, die jetzigen Arbeiten in der Schanze beweisen es.

Das ist die Problematik, der wir ausgesetzt sind: wir können zwar eine Schanze radiästhetisch ausmuten, doch ob diese Mutungen stimmen, kann nur durch eine Grabung nachgewiesen werden. Wir selbst - wie jede andere Privatperson! - dürfen nicht graben, dazu benötigt man eine Sondergenehmigung, sonst macht man sich strafbar. So ist es immer ein Glücksfall, wenn von „offizieller“ Seite das Gelände aufgegraben wird, und wir die Möglichkeit haben, unsere Mutungsergebnisse gegen zu prüfen.

**Bildnachweis:** Gernot L. Geise

### ***Anmerkungen***

(1) Vgl. **Gernot L. Geise: „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“**, Hohenpeißenberg.

---

---

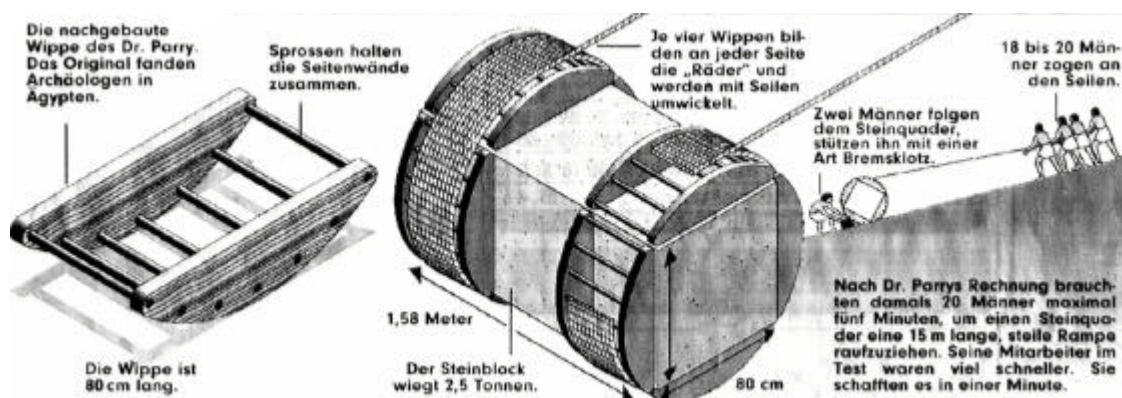
# Jetzt wissen wir, wie die Pyramiden (nicht) gebaut wurden!

© 1997 Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 22/1997

Es geistert mal wieder durch die Presse, und diese nimmt es begeistert auf, hat man doch endlich wieder eine neue Theorie gefunden, wie die tonnenschweren Steinquader zur Baustelle transportiert worden sein sollen, die beim Bau der Gizeh-Pyramiden Verwendung fanden.

Ein britischer „Experte“ der Universität Cambridge, Dr. Dick Parry, hat eine alte Theorie ausgegraben und sie als neue verkauft. Und alle, alle sind am Jubeln, wie etwa „Bild“: „*Ein Wissenschaftler fand die Lösung*“.

Um was geht es? Dr. Parry stellt die Theorie auf, die Ägypter hätten links und rechts um jeden zu transportierenden Stein vier Wippen befestigt und damit die Steine rollen können. Als „Beweis“ für seine Theorie legt er vor, Archäologen hätten bei den Pyramiden eine Wippe gefunden. Wie gesagt, ist diese Theorie durchaus nicht neu. Sie wurde bereits in den siebziger Jahren entworfen, geriet jedoch - wie ich meine: zu Recht - wieder in Vergessenheit. Sogar Erich von Däniken hat sie in einem seiner Bücher zitiert. Unten sehen Sie die Konstruktion, wie sie ausgesehen und funktioniert haben soll: Links und rechts um die an dem Steinquader befestigten Wippen seien Seile aufgerollt gewesen, wobei dann nur rund zwanzig Männer benötigt worden wären, um einen solchen Steinblock dorthin zu rollen, wo er benötigt wurde. Weiterhin wären mit dieser Methode wesentlich steilere Rampen möglich gewesen als bei den bisherigen Vorstellungen, wobei wir wieder bei der „Rampen-Theorie“ wären, die schon längst ad absurdum geführt wurde, weil sich deren Baumaterial in Luft aufgelöst haben müsste.



So stellt sich Dr. Parry von der Universität Cambridge den Transport der Steinquader vor, mit denen die Gizeh-Pyramiden erbaut wurden (Bild vom 22.03.97)

Ich nehme an, dass Dr. Parry nicht nur einen „Faschingsscherz“ losgelassen hat, sondern sich seine Gedanken machte und alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten gegeneinander abwägte, ehe er seine „Lösung“ öffentlich kundtat. Umso mehr muss es erstaunen, dass er - obwohl er angeblich seine Theorie ausprobiert hat - nicht gemerkt haben soll, wie unsinnig sie ist.

**Die erste Unmöglichkeit:** Es wären acht Wippen pro Steinblock benötigt worden. Voraussetzung wäre jedoch, dass ausnahmslos alle zu transportierenden Steinblöcke die gleiche Größe hätten, sonst hätte ein Lager mit einer Unmenge unterschiedlich großer Wippen angelegt gewesen sein müssen.

Die verwendeten Steinblöcke der Gizeh-Pyramiden sind jedoch durchaus unterschiedlich groß.

**Die zweite Unmöglichkeit:** Holz war ein ausgesprochen kostbares Material, das zu alt-ägyptischen Zeiten - beispielsweise für den Schiffsbau - für teures Geld aus dem Ausland importiert werden musste. Geht man von einheitlichen Steinblöcken aus, und von nur einer Wippen-Größe, so wären trotzdem tausende dieser Geräte benötigt worden. Hinzu kommt, dass diese Holzkonstruktionen, bedingt durch das riesige Gewicht der Steinblöcke, einem enormen Materialverschleiß unterlegen wären.

**Die dritte Unmöglichkeit:** Auf der linken und rechten Seite sollen Seile aufgewickelt gewesen sein, mit denen die Zugmannschaft die Blöcke bewegt hätte. War Dr. Parry sich nicht dessen bewusst, dass bei einer solchen Roll-Methode zusätzlich noch das nicht unwesentliche Gewicht der Seile zum Steingewicht hinzugekommen wäre? Wie dick sollen die Tauen eigentlich gewesen sein, um einen bis zu zweihundert Tonnen schweren Steinblock bewegen zu können? (Parry geht jedoch nur von 2,5 Tonnen schweren Steinen aus. Wie sind dann aber die schwereren transportiert worden?) Steinblöcke, die mit unseren heutigen Lastwagen nicht transportiert werden können, nur mit Spezialfahrzeugen.

**Die vierte Unmöglichkeit:** Ein Steinblock - egal wie leicht oder schwer - lässt sich auf die geschilderte Weise nur einige Meter bewegen, denn dann sind die Seile abgerollt, und man hätte sie wieder neu um die beiden Wippenseiten aufwickeln müssen. Das bedeutet, der Steinblock hätte dazu auf beiden Seiten angehoben werden müssen.

**Die fünfte Unmöglichkeit:** Das Gewicht des Steinblocks hätte von den relativ schmalen Seitenteilen der Wippen getragen werden müssen, was einen relativ massiven Untergrund voraussetzen würde. Mit den postulierten Schotter-Rampen oder Lehmstraßen für den Transport wäre hier nichts zu machen gewesen. Und durch den an Ort und Stelle vorhandenen Sandboden lässt sich kein Steinblock rollen. Man versuche selbst einmal, mit einem Fahrrad durch Sand zu fahren!

Das ist bei weitem nicht alles, was an dieser Theorie unerklärt bleibt: Wie sollen die Wippen-Seitenteile an den zu transportierenden Steinblöcken befestigt worden sein? Es musste schließlich eine Befestigungsmethode gewesen sein, die eine Wiederverwendung der Holzteile möglich machte.

Mein Resümee: Dr. Parry *kann* seine Vorstellungen nicht in der Praxis erprobt haben, sonst wäre es ihm aufgefallen, welchen Unsinn er hier vertritt. Muss da erst ein Laie in Sachen Ägyptologie - wie ich einer bin - kommen, um die Unmöglichkeiten zu bemerken?

Diese „neue“ Theorie wäre amüsant, wenn es nicht so traurig wäre, dass immer noch die unmöglichsten Theorien aufgestellt werden, wie der Steintransport vonstatten gegangen sein soll. Es läuft immer wieder darauf hinaus, dass man einfach nicht von den Altägyptern als Baumeister der Gizeh-Pyramiden loskommt. Dabei ist es doch so offensichtlich: Wenn wir mit unserer Hochtechnologie nicht in der Lage sind, eine solche Pyramide mit derselben Präzision nachzubauen, dann konnten es die Altägypter mit ihrer relativ einfachen Technik schon gar nicht!

Wie schon dargelegt (1), wurden die verwendeten Steine offensichtlich mit einer Art Plasmaschneider zurechtgeschnitten. Wer jedoch eine solche Technik einsetzen kann, der kennt auch Transportmethoden, von denen wir uns heute nichts träumen lassen. Jede Spekulation, wie altägyptische Fellachen Steinquader gezerrt, geschleppt oder gerollt haben sollen, ist rein hypothetisch, weil sie nicht zutreffen kann.

Die Gizeh-Pyramiden wurden von Menschen einer Hochtechnologiestufe errichtet, gegen die wir - technisch gesehen - erst in den Kinderschuhen stecken. Die Archäologie verneint zwar



vehement das ehemalige Vorhandensein einer solchen Kultur auf unserer Erde, doch vielleicht wird sie doch noch gefunden. Sind die entdeckten Unterwasser-Anlagen (2) bei Okinawa ein erster Hinweis darauf?

Ich bin davon überzeugt, dass wir noch lange nicht alles über unsere geheimnisvolle Vorgeschichte wissen!

### ***Anmerkungen***

1. Hierzu vgl. Dieter Vogl: „Das Pyramidenmaterial von Gizeh, gesehen mit den Augen eines Cavatori“, in: SYNESIS Nr. 19; ders. „Das Stabilitätsproblem der Cheopspyramide“, in: SYNESIS Nr. 20; Gernot L. Geise: „Die Pyramiden von Gizeh wurden nicht von Altägyptern erbaut“, in: SYNESIS Nr. 20.
2. Hierzu vgl. den Beitrag von Frank Joseph: „»Mu« gefunden?“ (SYNESIS Nr. 22/1997)!

EFODON e.V.

Europäische Gesellschaft für Interdisziplinäre Technologie und Kunstpaletten der Wissenschaft



- Mike Rupp: „La strada per noi“
- Unschöne: Neugierde
- God Dosing und sein „Mikrocosm“ (Rezension)
- Das Gedächtnis was ist Information?
- Ein Buch mit Habilitationscharakter (Rezension)
- Nützliche Gedanken in Aktion?
- Erläuterung „Bilder“ zwischen 0/1 und 0/100 (Rezension)
- Kihara Hiding (Rezension)
- Das Reife in den Dimensionen: Ein topologisches Erweitern des Bildes (Rezension-Abdruck)
- Wo sind Europa „Aborigine“ geliebter?
- Leonardo der Gebrauchte



# Wo sind Europas „Aborigines“ geblieben?

Horst Friedrich, Wörthsee

In den alten Hochkultur-Regionen Indiens und Chinas haben sich bis in die Gegenwart, inmitten der dominierenden Bevölkerungsmehrheit, zahlreiche einfacher lebende Volksstämme ganz anderer ethno-linguistischer Herkunft erhalten. Offenbar handelt es sich bei ihnen um Überreste oder Relikt-Inseln einstiger Vorbevölkerungen des Landes, aus einer Zeit, ehe dieses von der neuen Hochkultur-Bevölkerung überschwemmt wurde. Ein typisches Beispiel sind etwa die Todas in den Nilgiri-Bergen Südsindiens, über die derzeit hierzulande sogar ein Film („Todas“) gezeigt wird.

Es scheint dies der Normalfall zu sein. Ähnlich liegen die Verhältnisse ja auch in den heutigen USA, wo inmitten der Hochkultur-Mischbevölkerung nichtintegrierte Überreste zahlloser Indianervölker leben. Oder in Mexiko und Peru, wo die Indios sich auch nicht integriert haben. Man denke auch an Australien mit seinen Aborigines, oder an Sibirien, das mit seinen einfach lebenden Völkerschaften erst im Barockzeitalter von den Kosacken für Rußland erobert wurde.

Bedenkt man alles dies, taucht unwillkürlich die Frage auf, warum es auf dem Gebiet der abendländischen Hochkultur nicht auch so ist! Wo sind Europas „Aborigines“ geblieben? Gab es hier keine? Aber warum sollte ausgerechnet Europa eine solche Sonderstellung eingenommen haben? Das erscheint zunächst eher unwahrscheinlich.

Die ethno-linguistischen Relikte, die seinerzeit mit der frühmittelalterlichen Völkerwanderung ins Land gekommen waren, können hier selbstredend außer Betracht bleiben. Sie waren ja per definitionem keine „Aborigines“.

Gab es in Europa denn letztlich überhaupt nur Einwanderer? Von den Indoeuropäern und den Trägern der Megalithkultur scheint das festzustehen. Die Völker „vaskonischer“ Sprachen, von denen Prof. Vennemann spricht, scheinen vor ihnen im Land gewesen zu sein. Aber sie scheinen im äußeren Erscheinungsbild von den sonstigen Europäern, die nach den letzten Kataklysmen um -700 einwanderten, ununterscheidbar gewesen zu sein.

Zugegebenermaßen dürften diese Dinge heute nur noch außerordentlich schwer zuverlässig zu eruieren sein. Allein schon wegen des gewalttätig-rücksichtslosen, gleichmacherischen Charakters der mittelalterlichen „christlich“-abendländischen Kultur, der ein nicht-integriertes Überleben anders-kultureller Enklaven wohl faktisch unmöglich machte. Aber nicht einmal in unseren Überlieferungen scheinen Anhaltspunkte dafür erhalten geblieben zu sein, daß es ursprünglich inmitten der entstehenden abendländischen Hochkultur Relikt-Inseln von „Aborigines“-Ethnien gegeben haben könnte.

Es scheint nur die These übrigzubleiben, daß es zwischen Neanderthalern und Cromagnons oder Vaskonen und Megalithkultur sowie Indogermanen gewaltige regionale Natur-Kataklysmen gab, die den europäischen Kontinent regelrecht „abräumten“, etwa die Westeuropa überrollenden kataklysmischen Riesen-Tsunamis „am Ende der Eiszeit“, von denen die große britische Quartär-Kapazität Joseph Prestwich sprach.



# Unerklärliche Felsengleise

25 Jahre Forschung und keine Lösung des Rätsels in Sicht

© 1997 Uwe Topper; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 21/1997

*Während immer häufiger Pyramiden in verschiedenen Ländern entdeckt werden - von Peru über die Kanarischen Inseln bis Deutschland und allerneuestens auch Griechenland - und das allgemeine Interesse an diesen Bauten nicht abreißt, wird den frühgeschichtlichen Felsenstraßen Europas kaum Aufmerksamkeit gewidmet, obgleich auch diese in immer größerer Anzahl und mit zunehmend komplexerer Fragestellung veröffentlicht werden. Die folgende Übersicht zum augenblicklichen Stand der Kenntnisse soll das Phänomen dieser lochentwickelten Technik der Vorzeit ins Blickfeld rücken und zu weiterer Forschung anregen.*

Als ich vor 25 Jahren in Spanien zum ersten Mal auf die seltsamen Gleisrillen im gewachsenen Fels verlassener Ruinenstädte stieß, kribbelte es mir ganz spürbar unter der Schädeldecke: Hier ist ein echtes Rätsel zum Anfassen! Kein philosophisches Problem, keine vielseitig deutbare Mythe, kein Puzzle aus Traditionsbruchstücken lag hier vor, sondern ein technisches Rätsel, das jeder Ingenieur oder Handwerksmeister lösen könnte, dachte ich. Leider haben sich bisher nur Archäologen und Schriftsteller mit den vorgeschichtlichen Felsengleisen beschäftigt. Da sie nicht einmal entfernt an eine Lösung herankamen, ließen sie den ganzen Komplex unter den Tisch fallen.

Die Spuren der Vergangenheit werden allerdings immer schwächer, werden immer häufiger zerstört, darum möchte ich noch einmal möglichst viele Mitdenker aufrufen, gerade diesem faszinierenden und gefährdeten Zeugnis vorgeschichtlicher Technik nachzuspüren.

Felsengleise: das sind zwei Rillen in gleichbleibender Breite auf flachen Felsen, etwa wie die Spur eines Karren im frischen Lehmboden. Manche Gleise haben Gabelungen, andere Kreuzungen; einige führen steile Abhänge hinauf, andere in scharfen Kurven durch hohes Felsgestein, mehrere metertief hineingetrieben. Die Rillen sind überall praktisch gleich breit, weisen ein sauber gearbeitetes Profil auf und haben oft eine Führungskante, die von häufiger Benützung glattgerieben ist. Manche Gleise führen kilometerweit über Land, verschwinden unter Äckern und tauchen am nächsten Felsbuckel wieder auf, überspringen sogar breite Spalten und (auf Malta) auch mal eine ganze Meeresbucht. Sie wurden sorgfältig geplant und von geschickten Steinmetzen angelegt. Und stets sind sie älter als alle geschichtlichen Zeugnisse vor Ort, also älter als römische, iberische oder phönizische Bauten an diesen Stellen.

Nachdem ich die Gleise in drei verlassenen iberischen Städten vermessen, gezeichnet und fotografiert hatte, wandte ich mich an das Deutsche Archäologische Institut in Madrid und erhielt die einfache Erklärung als Antwort, es handle sich um Abnutzungsspuren, die eisenbereifte Karrenräder im weichen Kalkgestein hinterlassen hätten.

Derartige Karrenspuren hatte ich allerdings oft gesehen, selbst im harten Granit von Galicien erkennt man sie sofort: Im Hohlweg gräbt sich das Karrenrad tief ein, auch wenn ein Felsbuckel zwischen Feldern herausragt, trägt er nach einiger Zeit die Schleifrippen der Eisenräder, meist grob verwaschen, über einige Meter hinweg. Allerdings weist die Mittelrippe zwischen den beiden Rillen dann regelmäßige Vertiefungen auf, die von den Tritten der Zugtiere herrühren, also von Maultieren oder Rindern zumeist, vertieft und glattgewetzt von den dazugehörigen Menschentritten.

Diese Kuhlen fehlen bei den vorgeschichtlichen Gleisen. Hier bleibt es völlig unklar, wer die Gefährte, für die die Rillen angelegt wurden, fortbewegte. Vielleicht wurden als Zugtiere - wie der angesehene (und dennoch humorvolle) Archäologe Trump (1) sagt - fliegende Gänse eingesetzt.

Und ganz abgesehen von den fehlenden Trittmarken, die auch neben den Gleisen nirgendwo auftreten, stellenweise aus Platzmangel auch gar nicht möglich sind, wird jedem, der die Gleise sieht, sofort klar, dass sie von Handwerkern angelegt wurden, wahrscheinlich mit Meißel und Hammer. Auf Malta fand man sogar ein unvollendetes Gleis, das nie benützt worden war: es zeigt noch die Meißelspuren.

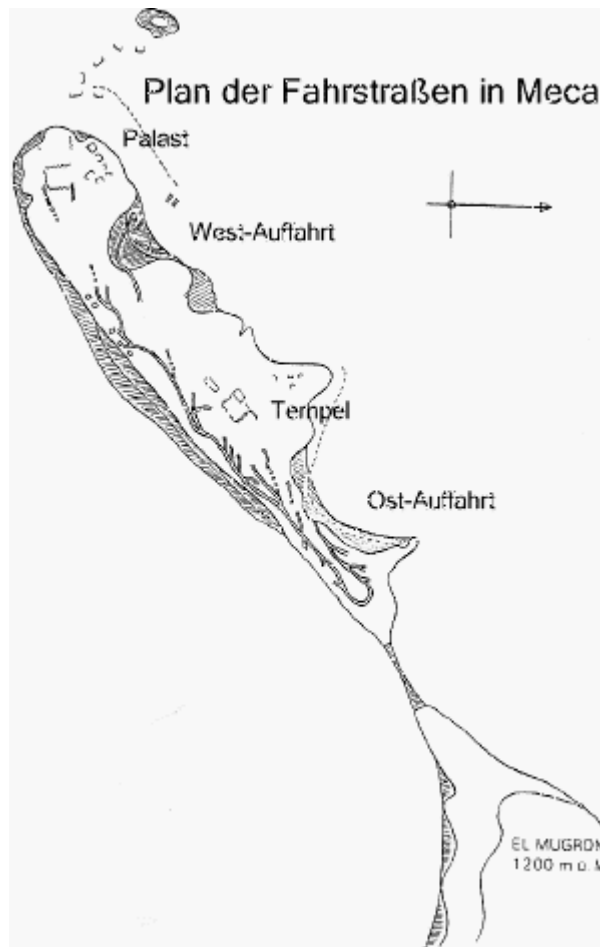
Andere Gleisstraßen Iberiens, wie z.B. die im Hafen von Cádiz bei besonders niedriger Ebbe auf dem Felsgrund sichtbaren, wurden von zuständiger Seite als Steinbruchwege aus dem 16. Jh. bezeichnet. Das entmutigte uns.

Dabei ist das Problem nicht neu: Seit 1794 tauchen die Gleise in der spanischen Literatur auf, und 1919 ließ

Zuazo y Palacios (2) einen Aufruf an alle Wissenschaftler und Archäologen ergehen: „Wir halten diese iberischen Ruinen für die wichtigsten von Spanien!“ hieß es darin. Schon 1877 hatte José Sabater geschrieben: „Diese Gleise werden noch lange der Schrecken der Archäologen sein.“ Doch das war zu idealistisch gedacht, genau wie unsere eigenen Bemühungen.

Die Ergebnislosigkeit dieser Aufrufe und Veröffentlichungen veranlasste von Däniken, die Gleise in seine Hypothese von ausserirdischen Raumfahrern einzufügen. (3)

Ich möchte jedoch lieber auf dem Erdboden bleiben, also weder Trumps Scherz von den fliegenden Gänsen noch von Dänikens ernstgemeinte UFOs diskutieren, sondern zunächst einmal in Kurzfassung die von mir veröffentlichten (4) vier Fundstellen der Iberischen Halbinsel vorstellen, damit der Leser, der nicht ständig reisen kann, ein Bild von diesem sonderbaren Zeugnis frühmetallzeitlicher Kultur erhält.



### ***Iberische Felsengleise***

Die ersten Felsengleise entdeckte ich mit meiner Frau 1974 im westlichsten Zipfel der Provinz Valencia auf einem Kalksteintafelberg, der iberische Ruinen trägt und Meca oder Cuevas del Rey Moro genannt wird, also Höhlen des Königs der Mohren. Einerseits deutet der Name an, dass es sich um eine wichtige alte Stadt handelt, andererseits ist er irreführend, denn Mauren haben nicht dort gewohnt. Die Stadt scheint spätestens mit der römischen Eroberung verlassen worden zu sein, denn die jüngsten Keramikbruchstücke, die wir fanden, stammen aus iberischer und griechischer Zeit, etwa dem 4. - 2. Jh. v. Ztr., während die ältesten Scherben in die Bronzezeit weisen.

Im Verlaufe einer arbeitsreichen Woche haben wir die erstaunliche Anlage der Felsengleise untersucht, die wie eine Straßenbahn den ganzen Stadtberg überzieht. Der Felsen ist nur durch einen schmalen Grat mit dem Bergzug Mugrón verbunden, also strategisch äusserst günstig gewählt. Von der beträchtlich tiefer liegenden Ebene führen nur zwei Auffahrten von der Nordseite in die Stadt hinauf (West- und Ostauffahrt). Die zweite ist

besonders auffällig: In einer Haarnadelkurve, bis zu drei Meter tief eingeschnitten und stets zwei Meter breit steigt sie stetig aufwärts und überwindet dabei einen Höhenunterschied von mindestens 25 Metern. Drei Abzweigungen führen linker Hand zu Häusern, die aus dem Fels herausgehauen sind. Die Wände der Felsschlucht sind in breiten Bändern herausgearbeitet, harmonisch gerundet und in allen Maßen so ästhetisch, wie man es sonst nur bei Megalithbauten findet.



Die Spurbreite der vertieften Gleise ist konstant 160 cm (lichtes Aussenmaß), jedes Gleis ist zwanzig Zentimeter breit und etwa 10 - 15 cm tief. An den Kurven gewann ich den Eindruck, dass die tiefer liegende schmale Spurrille noch ein kurzes Stück geradeaus strebt, bevor sie ruckartig in die vorgearbeitete Gleisrinne einbiegt. Das führte mich zu der Vermutung, dass man damals das Prinzip der gelenkten Vorderachse noch nicht kannte oder statt vierrädriger Wagen vielleicht Schlitten benützte. Die vielen Abzweigungen oben auf dem Stadtplateau führen zu Becken, Zisternen oder Häuserbasen, alle aus dem gewachsenen Felsgestein gehauen und nur noch als Grundlagen erhalten. Die Aufbauten fehlen völlig.

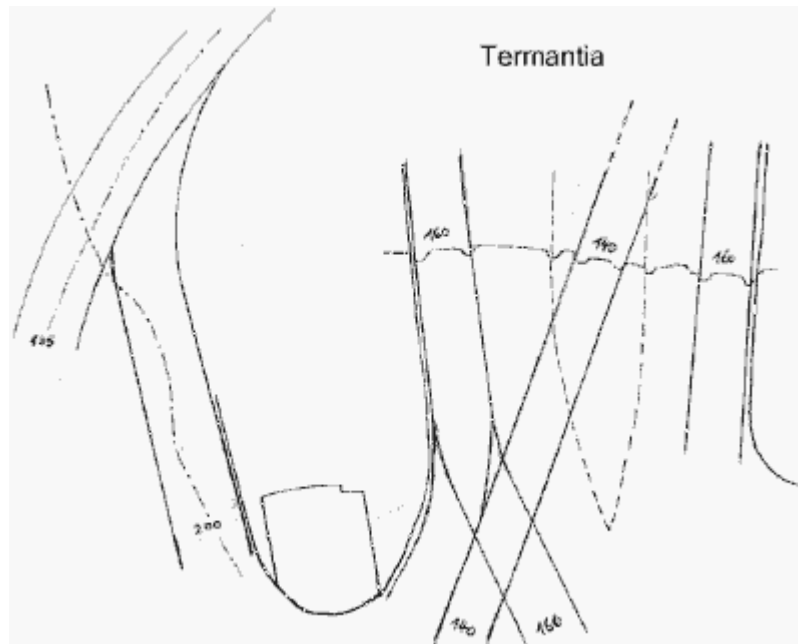
Die ganze Anlage machte auf mich den Eindruck einer großen Werkstatt mit Schmelzöfen und Lagerstätten. Wahrscheinlich wurden schwere Materialien - Erz und Brennholz - heraufgeschafft und den einzelnen Arbeitsplätzen zugeführt, wie die vielen Abzweigungen ahnen lassen. Die beiden getrennten Auffahrten lassen an Einbahnverkehr denken, denn, so fragten wir uns: wozu hätte man sonst diesen ungeheuren Arbeitsaufwand unternommen?



*Abfahrt in Meca*

Die Hauptstrecke überquert den gesamten Stadtberg in der Längsrichtung und endet an einem von Mauern umgebenen palastartigen Gebäuderest, der auf der höchsten Stelle liegt, von unten praktisch unzugänglich. Man erkennt ein Labyrinth von Räumen, durch Treppen und Gänge miteinander verbunden. Wenn die Stadt einen König oder Bürgermeister hatte, dann residierte er wohl hier.

Der Anfang der anderen Auffahrt, ebenfalls tief in das Gestein gehauen, ist abgerutscht, als hätte ein großes Erdbeben den Fels gesprengt und eine Flut das Bruchstück fortgetragen.



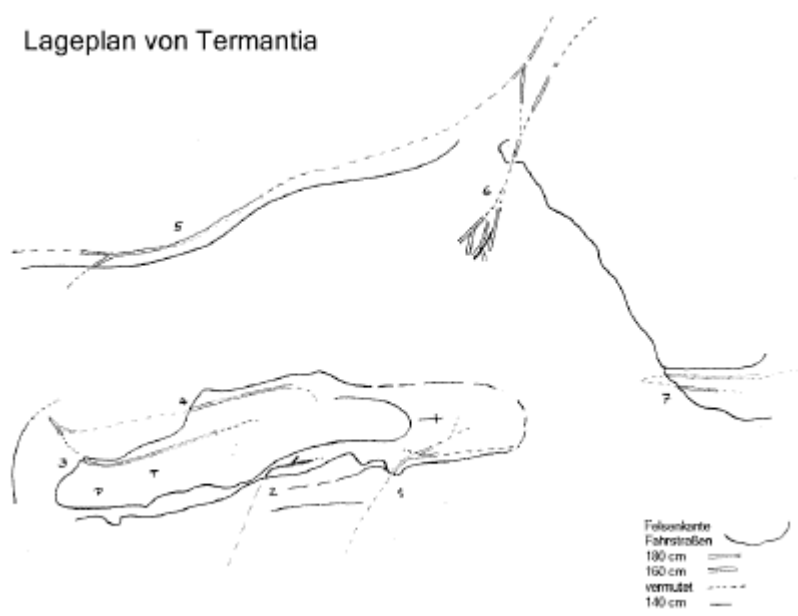
Durch ein abzweigendes Gleis auf der ersten Terrasse gelangt man um eine Felsnase steil an der Wand entlang zu großen offenen Höhlungen, die aber keine Spuren menschlicher Bewohnung aufweisen. Die Wände der Höhlen sind leuchtend rot gefärbt, weshalb ich denke, dass sie vielleicht früher Eisenknollen enthielten, deren Abbau sich lohnte. Man fand nämlich häufig derartige Eisenkugeln, die von Meteoriten herrühren; da sie besonders reich an Nickel sind, gaben sie einen hervorragenden Stahl ab. Wir sahen auch Eisenschlacke, jedoch viel weniger, als man sonst an frühgeschichtlichen Werkstätten finden kann. Dieser Umstand und die Zersplitterung des Felsens an einigen Stellen legte den Gedanken nahe, dass die Erzverarbeitung in Meca sehr weit zurückliegen musste, vermutlich durch eine Katastrophe geologischer Art beendet. Es gibt hier nämlich einige spätere Gebäude, die die geniale Anlage der Gleise missachten. Sie werden zur iberischen Phase gehören, die durch bemalte Keramik gut belegt ist. Den einzigen Nutzen, den man aus der früheren Anlage zog, war die Verwendung der Wasserzisternen, die man mittels der Gleisrinnen zu füllen verstand.

Übrigens konnten wir im Laufe der Zeit zwei Bauphasen der Gleisanlage unterscheiden. Die Straßen des älteren Systems führen steiler am Hang hinauf, sind auch stärker zerrissen durch die Naturkatastrophe und nur noch in kleinen Stücken erhalten. Da die Spurbreite in beiden Systemen gleich war, konnten die alten Straßenzüge im neuen System weiterverwendet werden. Möglicherweise waren die Auffahrten der älteren Anlage nur scheinbar steiler: Es könnte sein, dass sich der gesamte Felsblock ruckartig gehoben hat, wodurch die Gleise zerrissen. Fünfzig Meter unterhalb vom westlichen Ausgang liegt der Rest einer Doppelseinfahrt; vermutlich waren nicht beide Gleise zugleich in Gebrauch, sondern nacheinander. In einer zweiten Katastrophe sind dann beide Eingänge abgebrochen und fortgeschwemmt worden. Wiederum habe ich das Bild der drei Landhebungen vor mir, das ich für die gesamte Iberische Halbinsel an Hand der Küstenlinien erarbeitet habe.

Als zweite Station entdeckten wir am Nordhang der iberischen Ansiedlung El Castillo de Alloza (Provinz Teruel) Felsengleise, die schon im Plan der Ausgrabung von 1911 aufgezeigt sind. Leider kann man an diesem Ort nicht mehr viel sehen, nur einige Anzeichen machen deutlich, dass es sich auch hier um einen vorgeschichtlichen Erzverhüttungsort handelt.

Wie groß war unsere Überraschung, als wir auf eine iberische Felsenstadt stießen, die Meca an Bedeutung noch übertraf! Tiermes, die Hauptstadt des keltiberischen Stammes der Arévacos, liegt in der Provinz Soria. Adolf Schulten, der dort auch Ausgrabungen vornahm, nannte sie in Anlehnung an Numantia „Termantia“, aber besser würde sie Termest heißen. Mindestens zehn lateinische Schriftsteller (5) haben die Stadt beschrieben, doch keiner erwähnt die Eisenherstellung, obgleich dieses Gebiet insgesamt für seinen Stahl berühmt war. Auch von

den modernen Wissenschaftlern, die dort Ausgrabungen durchführten und viele Einzelheiten genauestens untersuchten, erwähnt keiner die Fahrstraßen oder die Eisenschlacke, die dort reichlich herumliegt. Was gar zu unerklärlich war, übergang man einfach, während man für andere problematische Anlagen dieser geheimnisvollen Stadt oft recht seltsame Erklärungen fand: Ein tunnelartiger Umgang, in dem ein Mann aufrecht gehen kann und der waagrecht fast um den gesamten Felsen herumführt, die „Tore“ miteinander verbindend, wurde als Abwasserkanal bezeichnet. Eher könnte es ein Geheimgang zum Ablösen der Wachmannschaften der Tore gewesen sein, aus sehr später Zeit stammend, als man dazu übergehen musste, sich gegen Angreifer - vermutlich die Römer - zu verteidigen. Von den großen Gleisauffahrten, die als Stadttore gelten, heißt es, dass sie „für Karren nicht geeignet“ waren (6), da sie Stufen und Sprünge aufweisen. Dass die Fahrstraßen lange Zeit benützt worden waren, bevor eine Naturkatastrophe das System unbrauchbar machte, ist wohl nicht erkannt worden. Vermutlich hielt man derartig hochentwickelte Technologie im vorrömischen Spanien für unmöglich.



Die Auffahrten in Termost sind zwar nicht so lang wie in Meca, doch der Arbeitsaufwand war nicht geringer. Es gibt hier vier Auffahrten, deren größte sechs Meter tief ausgehauen ist. Die Straßen sind hier auch bedeutend breiter, stellenweise drei Meter, so dass man neben dem Fahrzeug noch gehen konnte. Erstaunlicherweise gibt es drei verschiedene Spurbreiten: Die älteste misst 180 cm, das zweite System ist am ausgeprägtesten und hat wie in Meca 160 cm breite Gleise, und schließlich gibt es noch eine jüngere Anlage von 140 cm Breite. In den meisten Fällen wurde das jüngere über das ältere System gelegt, so dass man eine der beiden Rillen wiederverwenden konnte. Nur in der Ebene, wo genügend Platz vorhanden ist, trifft man neue Abzweigungen neben alten an, wodurch man die drei Anlagen hinsichtlich ihrer Verwitterung und Überschneidung gut studieren kann. Von den vier Auffahrten wurden wahrscheinlich nur jeweils zwei gleichzeitig verwendet, was wiederum auf Einbahnverkehr schließen lässt.

Der Hauptfehler bei der Beurteilung durch die Ausgräber liegt wohl darin, dass sie alle Bauten, ob aus dem Felsen gehauen oder in Steinen erbaut, als verzweifelte Verteidigungsmaßnahmen der letzten Bewohner, der Keltiberer, ansahen. Dagegen wird klar, dass die breiten und mehrfachen Auffahrten eher dem Feind den Weg in die Stadt öffneten. Diese viel ältere Anlage, die Eisenverhüttungsstadt, muss in friedlicher Zeit errichtet worden sein, denn viele Wohnhäuser liegen in der äusseren Felswand, ebenso auch Vorratskammern, sogar ausserhalb der Stadt, und die Gleise verlaufen viele km weit über flaches Land.

Wiederum fanden wir Anzeichen dafür, dass die Lenkung noch nicht erfunden war: Die Gleise verlaufen schnurgerade, auch über Felsen hinweg, stellenweise parallel nebeneinander. Da drei Spurbreiten erkennbar sind, liegt der Schluss nahe, dass auch hier die Erdoberfläche durch drei Katastrophen verändert wurde.

Noch manches wäre zu berichten von dieser ungewöhnlichen Stadt: von den eleganten Felsenwohnungen, vom roten Gestein, das in der Abendsonne strahlt wie Petra in Jordanien, von der archaischen Krypta unter dem

späteren Merkurtempel, von den bronzeitlichen Felsbildern der Umgebung. Doch wenden wir uns dem vierten Beispiel derartiger Anlagen zu, der westlichsten Stadt der Antike, Cádiz, der dreitausendjährigen.

In dieser ehemaligen Hauptstadt der Turdetana vermuteten wir entsprechende Anlagen, konnten aber natürlich nichts finden, da der gesamte Felsen von einer modernen Stadt überbaut ist. Nur am Fischerhafen La Caleta, der bei Voll- und Neumond zur Ebbezeit fast trocken liegt, sieht man auf dem geebneten Felsplateau ein Stück Gleisstraße von etwa hundert Metern Länge und 160 cm Spurbreite. Weitere kleine Reststücke in dieser Bucht führen ebenfalls vom Riffstrand zur Stadt.



*Gleise auf dem flachen Vorland von Termest*

Da die Gleisstädte sich an so weit entfernten Punkten der Iberischen Halbinsel befinden, durfte ich annehmen, dass es sich nicht um lokale Sonderfälle handelt, sondern um eine große Hochkultur aus vorgeschichtlicher Zeit. Wie weit diese Hochkultur reichte, wurde uns aber erst klar, als wir die europäischen Gleisstraßen in der Literatur studierten.

### ***Gleisstraßen der europäischen Frühzeit***

Die Worte Gleis und Gleise verwenden wir heute in zweifacher Weise: Im älteren Sinne bezeichnen wir damit die vom Wagenrad verursachte Rinne (von leis = Spur, Furche, daher Leisten, Leistung, Leitung, Lehre usw.) und im neueren Sinne eine für Wagenräder hergestellte Spur, die Schiene. Erhöhte Schienen wurden zuerst im Bergbau verwendet, im Harz und in England vom 17. Jh. an in zunehmendem Maße.

Die Technik der vertieften Spurbahnen war schon im Altertum entwickelt, wie man im Lexikon (7) nachlesen kann: „Die ältesten Kunststraßen Griechenlands waren mit Steingleisen versehen, tiefen Radfurchen, sorgfältig ausgehauenen, geglätteten Kanälen, Gleisen für die Räder der Fuhrwerke, um sie gesichert und leicht dahinrollen zu lassen. Wo keine Doppelgleise vorhanden waren, entstanden sogar eigne Ausweichplätze.“ Es waren also die ältesten griechischen Straßen, die in dieser Weise angelegt waren, und Doppelgleise scheinen die Norm gewesen zu sein.

Auch die Römer schlugen in ihre mit gut verzahnten fünfzackigen Steinplatten gepflasterten Straßen scharfkantige Rinnen, um den Wagenrädern einen Halt zu bieten, wie L. Casson (8) ausführt und mit einem Foto von der Via Cassilina bei Montecassino belegt. Darauf sieht man allerdings eine äußere vielfach ausgefahrene Wagenspur, wie sie durch eisenbeschlagene Räder entstehen kann, und eine innere, viel schmalere und sorgfältig gemeißelte Rinne, die möglicherweise älter ist. Ob die Römer die alte Wagenstraße mit den engen Gleisen einfach übernommen haben?

Recht unrömisch wirkt jedenfalls die „Römerstraße“ im Aostatal (9), die auf 221 m Länge aus der hohen Felswand herausgeschlagen ist und ebenfalls zwei enge Rinnen aufweist.

Die Etrusker, in vieler Hinsicht - vor allem in architektonischer - die Lehrmeister der Römer, hatten schon technisch perfekte Felsingleise, z.B. in der Nekropole von Cerveteri. Wie fast alles, was wir von diesem genialen Volk noch kennen, gehört es zum „Totenkult“, was aber nicht ausschließt, dass auch für so profane Handlungen wie Erztransport entsprechende Gleise angelegt wurden.

Aus dem lateinischen Wortschatz für die Wagentechnik wissen wir, dass fast alle wichtigen Neuerungen in diesem Bereich aus Gallien zu den Römern gekommen sind. In der „zweiten“ Eisenzeit (La Tène, ab 5. Jh. v. Ztr.)

war die Spurbreite der Wagen im westkeltischen Gebiet (d.h. hauptsächlich in Gallien) auf 120 cm genormt, wie man an Stadttoren, vertieften Rinnen und gelegentlich gefundenen Wagenrädern feststellen konnte (10).



*Gleise bei Cádiz*

### ***Die Alpen überquerenden Gleisstraßen***

In einem ungemein reichhaltigen Vortrag hat Heinrich Bulle 1944 (11) dargestellt, wie lange man sich in der europäischen Altertumswissenschaft schon mit den antiken Gleisstraßen beschäftigt. Er zitiert den Lübecker Ernst Curtius, der aus eigener Anschauung 1854 über den altgriechischen Wegebau und die Verkehrsstraßen der Hellenen schrieb (12). Von Athen gab es eine Prozessionsstraße über Eleusis und Chaironea nach Delphi, die aber gewiss auch für profane Lasten verwendet wurde. Und von Janitsa führte eine feste Straße auf den Taygetos hinauf. Rillengleise sieht man auch im Theater von Sparta, wie überhaupt kürzere Gleisstücke für häusliche und rituelle Zwecke im ganzen Orient verbreitet waren. Wenn man die Götterbilder nicht trug oder mit Booten herumfuhr, zog man sie auf Karren über eigens dafür gebaute „Götterwege“, deren Schienen im Pflaster mit härterem und andersfarbigem Gestein eingelegt waren, damit die Karren gleichmäßig rollen konnten. Die Feststraßen von Assur, Babylon und Boghazköy sind die bekanntesten. Von der alten Hethiterhauptstadt führte eine Straße zum Felsenheiligtum Yazilikaya (13), dessen glatt eingeschnittene Wände den spanischen Felsenauffahrten recht ähnlich sehen.

In Illyrien, das besonders weitverzweigte und gut erhaltene Straßennetze aufweist, wurden die Gleise seit 1893 durch Ballif (14) erforscht. Da führte z.B. in Bosnien-Herzegowina eine Straße von Ervenik nach Krupa ohne Unterbrechung zehn Kilometer. Oft ist nur eine der beiden Rillen ausgehauen, besonders an Abhängen, und die Mitte ist keineswegs immer eingeebnet worden. Die Rillenbreite beträgt hier zehn bis zwölf Zentimeter, die Tiefe elf bis 26,5 cm, die Spurbreite ist etwa eineinhalb Meter. An einigen Stellen besteht zwischen rechter und linker Rille ein Höhenunterschied von bis zu 51 cm. Wenn wir nicht glauben wollen, dass das Fahrzeug mit seiner Last eine solche Schrägstellung aushalten konnte, müssen wir annehmen, dass auch hier das Gestein durch eine Naturkatastrophe verlagert wurde.

In Norddalmatien sind die Straßen durch Randsteine gesichert, wobei die Gesamtbreite sich auf 4,50 bis 6,80 Meter beläuft; wahrscheinlich wurde die Straße für Gegenverkehr angelegt. An Engpässen hatte man den Felsen abgeschnitten und die Talseite untermauert. Das erstaunlichste aber sind die Doppelstrecken: Zwischen Baricevic und Pometija steigt ein östlicher Straßenzweig sehr steil und kurvenreich auf das tausend Meter hohe Vek-bit-Gebirge, während ein westlicher Zweig sanft und in weit ausholendem Bogen dieselbe Steigung überwindet. Bei der Naronas-Straße haben wir ein entsprechendes Phänomen: Eine der beiden Straßen erklimmt einen Bergkegel mit 23%, d.h. mit 14° Neigungswinkel, die andere umgeht den Berg in weitem Bogen. Bulle sagt dazu, dass die steilere Anlage die ältere sei, alle jedoch vorrömische, illyrische Arbeit. Die Spurbreiten variieren in Dalmatien. Im Süden sind sie recht schmal, 120 - 125 cm, die Naronasstraße ist 130 - 135 cm breit, und in



Norrdalmatien liegt die Breite bei 140 cm. Bulle führt diese Unterschiede auf die starke Zersplitterung der illyrischen Stämme zurück. Ich möchte hier anfügen, dass nicht immer deutlich wird, wie der jeweilige Autor seine Messungen vornahm: von Rillenmitte zu Rillenmitte oder von Aussenrand zu Aussenrand; letzteres war meine Methode, sie ist leichter durchzuführen.



*Gleise bei Cádiz (Foto: Topper)*

Wir nähern uns dem heimischen Gebiet und damit den von Bulle selbst untersuchten Alpenstraßen, die uns die bewundernswerten technischen Leistungen der Veneter und Helvetier vor Augen führen. In den Ostalpen gibt es geniale Anlagen, die trotz schwierigen Geländes eine gerade Linienführung und einen stets gleichbleibenden Anstiegswinkel haben. Die älteste Beschreibung dieser Straßen stammt von 1792. Im Jahre 1806 veröffentlichte der Botaniker S. v. Hohenwart etwas über die Veneterstraße, die auch „Heidensteig“ und „Rennweg“ genannt wurde. Veneterstraße heißt sie nach den Inschriften im Runenstil (15), die entlang der Straße gefunden wurden. Man weiß aber auch durch weitere Funde, dass sie noch vor der norischen Königszeit angelegt worden sind. In römischer Zeit hat man einige Straßen wieder benützt.

Wie alt sie wirklich sein mögen, lässt die anschauliche Beschreibung von Bulle ahnen: Die ganze Anlage ist sparsam und künstlerisch geschickt, mit Schutzmauern nach kyklopischer Art, aus Bruchsteinen (40 - 60 cm breit und 15 - 18 cm hoch), die völlig glatte Wände bilden, ohne Mörtel aufgeführt, wobei durch abwechselndes Gestein eine rhythmisch schöne Färbung erzielt wurde! Die Veneterstraße überwindet auf vierzehn Kilometern einen Höhenunterschied von siebenhundert Metern, nämlich von 678 m auf 1360 m Meereshöhe. Dabei bleibt der Steigungswinkel stets 6°.

Auch in den Ostalpen variiert die Spurbreite: Die Pontebbastraße von Aquileja nach Virunum, eindeutig vor-römisch, ist 93,5 cm breit, die ältere Veneterstraße 105 cm; die von den Römern mitverwendete jüngere Veneterstraße auf italienischer Seite hat einen Gleisabstand von 130 cm und eignet sich noch heute zum Transport schwerer Holzlasten. Auf ihr sieht man auch tief ausgetretene Stufen der Zugtiere, mit 35 - 40 cm Abstand, 5 - 15 cm tief. Sie stammen offensichtlich aus den letzten zweitausend Jahren.

Die Fernstraße von Imst nach Bieberwier ist genau einen Meter breit, wogegen die römische Brennerstraße und ihre Fortsetzung über den Seefelder Sattel 110 cm Breite hat. Eine bemerkenswerte Eigenart ist die Böschung an Wegkrümmungen: In 27 cm Höhe über der Gleisrille ist das Gelände 10 - 12 cm ausgehauen, damit die Radnabe nicht anstößt, wie Bulle erklärt.

Wo die illyrischen Fernstraßen durch Moore laufen, hat man Knüppeldämme gefunden, 4,5 m breit, mit 30 cm hoher Kiesauflage. Eigentlich böten diese Baumstämme im Moor den Dendrochronologen ein hervorragendes Objekt zur Altersbestimmung, aber bisher fand ich keine Veröffentlichungen darüber.

Die Straßen im Westalpengebiet und in Gallien sind ebenfalls seit langem untersucht. Stähelin (16) beschreibt vier helvetische Straßenstücke, alle 110 cm breit mit zehn Zentimeter breiten Spurrillen die 20 - 40 cm tief eingeschnitten sind, was auf recht hohe Wagenräder schließen lässt (wenn es sich überhaupt um Karren handelte,

die die Straßen benützten). Eine Straße führte zwischen Basel und Windisch (man achte auch auf die Ortsnamen, windisch weist auf die Veneter hin) über den Bözberg, eine andere an der Maaß bei Dinant entlang über Philippeville nach Bavay, die dritte in den Vogesen westlich Kolmar, und eine vierte am oberen Hauenstein, am Nordende des Bieler Sees über Solothurn mit einer Nordwendung bei Oensingen über den Jura bis Augst. (17)

Während Auf- und Abstieg der Hauensteinerstraße von den Römern zum Dammweg umgebaut wurde, ist die Passüberquerung noch in alter Gestalt erhalten. Ein enger Felsdurchlass ist auf neunzehn Metern Länge bis zu sechs Meter Tiefe eingeschnitten, wobei die Gleise eine Breite von 120 - 130 cm zeigen, 10 - 25 cm tief. Der etwa ein Meter breite Mittelgrat ist von Querrillen der Huftiere gefurcht, was auf eine spätere Benutzung hinweist.

Von Yverdon über St. Croix nach Pontarlier führte eine Straße, die zweigleisige Ausweichstellen hatte, vor allem am Pass. Selbst an dem geheimnisvollen Odilienberg südwestlich von Straßburg gibt es 110 cm breite Gleisstücke mit 10 - 15 cm tiefen Rillen.

Im weiteren Keltengebiet fehlt es nicht an Gleisstraßen. Hier haben wir sogar iberische Spurbreiten. Die Hochfläche der alten Keltenstadt Alesia durchschneidet von Ost nach West ein Gleis mit Innenmaß 140 cm, Aussenmaß 165 cm. Bei Vienne, Besançon, Mont de Lans an der Isère und vielen anderen Orten hat man ähnliche breite Stücke gefunden.

In den Vogesen gibt es auch Gleise mit drei Rillen, wobei die ältere Spur 170 cm durch Anlegen einer inneren Rille auf 122 cm verringert wurde und damit erneut benützt werden konnte. An anderer Stelle lauten die Maße 185 cm und 120 - 135 cm. In Oisans, südöstlich von Grenoble, befindet sich ein Tordurchbruch von 2,50 Meter Breite, der heute halb eingestürzt ist. Die Achsenweite der Spur belief sich auf 144 cm, die Rillen sind sechs Zentimeter breit.

### **Die Malteser Gleisanlagen**

Das größte und rätselhafteste Gleisnetz befindet sich auf der Mittelmeerinsel Malta und der kleinen Nachbarinsel Gozo. Diese „cart-ruts“, Karrenspuren, wie sie hier heißen, sind eindeutig gezielt angelegt und sauber ausgehauen. Manchmal laufen vier, fünf oder ein ganzes Dutzend Gleispaare nebeneinander her, wie auf einem Rangierbahnhof, z.B. in Clapham Junction, (siehe Skizze) wo zwölf Gleise wie ein Fächer auseinanderstreben, von zwei Gleisen in der Mitte und am Ende quer verbunden. Die Quergleise enden an der „Großen Höhle“ (Ghar il-Kbir), deren frühere Funktion unbekannt ist. Später diente sie als Wohnstätte, bis 1835. Ich vermute, dass die Höhle beim Fördern eines Erzes entstand, das hier leicht erreichbar war. Die Ähnlichkeit der Gleisanordnung auf einem Plan mit einem modernen Verladebahnhof ist frappierend.

Der Malteser Th. Zammit (18) hat das Gleisnetz seiner Insel als erster erforscht und die Ergebnisse 1928 in der englischen Fachzeitschrift „Antiquity“ (Nr. 2) veröffentlicht, mit Luftaufnahmen und Detailfotos, die gar manchen Altertumsforscher sprachlos machten.

Da sieht man Straßenkreuzungen und Weichen, auch seltsam geschlungene Kurven, so als hätten die Gleise Hindernissen ausweichen müssen, von denen heute keine Anzeichen mehr vorhanden sind. Ob dort Gebäude standen oder (heilige) Waldstücke?

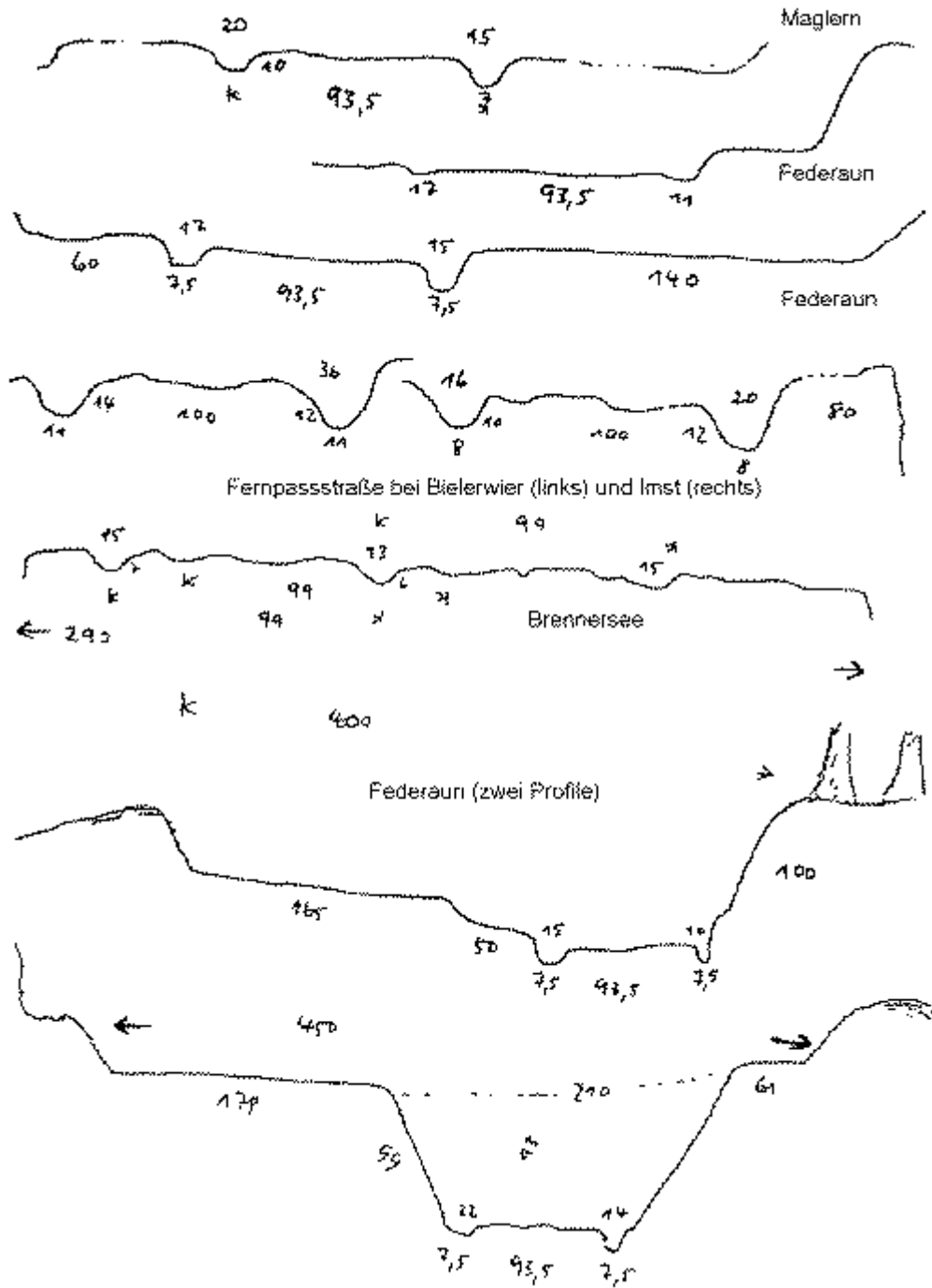
Alle Gleise haben eine einheitliche Spurbreite (140 cm), schreibt Zammit weiter, und betont, dass die Korallenkalk-Hochebene vorher ganz glatt war und die Rillen mit Steinmetzwerkzeugen ausgehauen sein müssen. Das hohe Alter kann er gut belegen: An verschiedenen Stellen gibt es punische Schachtgräber zwischen den Gleisen, d.h. um die Mitte des 1. Jt. v. Ztr. wurden die Gleise schon nicht mehr benützt. Sie müssen aber sehr lange benützt worden sein, denn die Spurrillen sind ausserordentlich tief eingeschliffen, was auf Beförderung schwerer Lasten hinweist. Zammit bezeugt seine Hochachtung vor der großartigen Organisation, die hinter dieser technischen Anlage stehen muss, und möchte sie auf dieselben Priesterfürsten zurückführen, die die megalithischen Tempel der Insel angelegt haben. Das allerdings bleibt fraglich.

Auch der nächste Aufsatz über diese seltsamen Anlagen in „Antiquity“ (1954) (19) brachte keine Klärung.

Ab 1958 widmete der Engländer Trumpp den Gleisen seine Aufmerksamkeit, vermaß sie und legte Karten an. Er bestätigte 1972 (20), dass zahlreiche punische Gräber die Gleise durchschneiden und betonte, dass die Linienführung häufig an den Eingängen von bronzezeitlichen Siedlungen endet. Da diese Siedlungen weder vor noch nach der Bronzezeit bewohnt waren, wie Bodenfunde und Ausgrabungen zeigen, müssen die Gleise mit den frühen Metallurgen zusammenhängen.

## Wegprofile von Gleisstraßen in den Ostalpen

(nach H. Bulle 1948, Zahlen in Zentimetern)



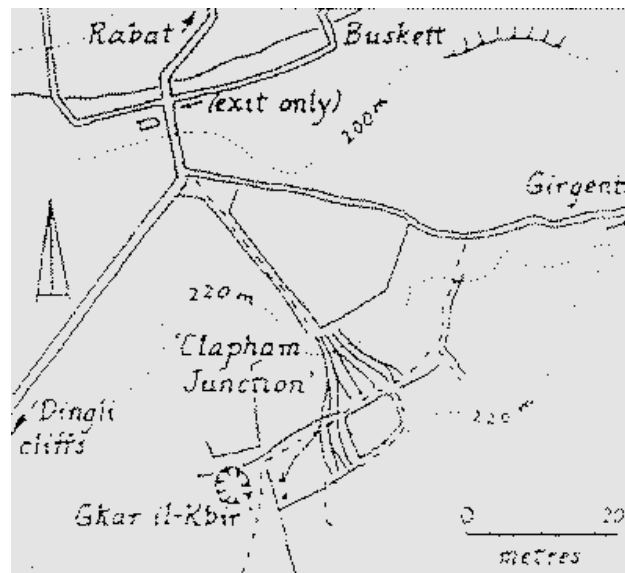
Obgleich Trumpf damit einer sinnvollen Erklärung schon nahekommt, glaubt er doch (21), dass man auf diesen Felsengleisen Salz, Fisch und eventuell Meeresalgen als Dünger von der Küste auf die Hochebene hinaufschaffen wollte. Als Kenner der Mittelmeerkulturen würde ich für derartige Transporte Maultiere vorschlagen, auf keinen Fall Rangierbahnhöfe anlegen. Da hatte Zammit mit seiner Hypothese schon sinnvoller argumentiert: Man wollte die kahle Kalksteinhochebene bepflanzen und holte darum Humusboden und Regenwasser per Karren von tiefer gelegenem Gelände herauf.

Bald nach Trumpfs ausgezeichnetem archäologischen Führer von Malta mehrten sich auch in Deutschland die

Veröffentlichungen zum Thema Felsengleise auf Malta. 1973 schrieb Weimert (22) darüber, 1975 Ernst Hornickel aus Bochum (23).

Im Gegensatz zu den Gleisstraßen, die ich sah oder aus der Literatur kenne, haben die maltesischen eine weitere Eigenart, die Fragen aufwirft: Einige Rillen sollen 40 - 60 cm tief eingegraben sein, stellenweise sogar bis zu 80 cm! Das würde die Verwendung von Karrenrädern ausschließen. Trump hat darum kategorisch festgestellt, dass Karren und Schlitten als Benutzer der Gleise ausscheiden, nur Schleifen aus zwei miteinander verbundenen Baumstämmen, wie Indianer und Sibiriaken sie an Pferde oder Rentiere hängen, kommen in Frage. Natürlich müssten die Holzstämmen am Ende mit einem Stein verstärkt sein, damit sie besser gleiten und sich weniger schnell abnutzen. Aber wenn schon die Haarnadelkurven, die es auch auf Malta gibt, Schlitten ausscheiden lassen, sehe ich nicht, wie man mit einer Schleife diese Kurven bewältigen will. Höchstens als Stelzenläufer.

Bei Weimert taucht ein neuer Gedanke auf, den Joy Markert (24) und Harald Braem (25) weiter ausspinnen: Bei den Tempeln befinden sich immer wieder größere Mengen aufgehäufte Steinkugeln, die genau in die Rillen passen. Auf diesen Kugeln könnten die schweren Steinplatten zum Bau der Tempel heraufbefördert worden sein. Es liegen ja sogar noch einige Kugeln unter Platten im Tempel. Wenn die Rillen aber wirklich einen halben Meter tief sind, fällt diese Lösung wohl als erste aus. Und mehrere parallele Gleise wären wohl auch überflüssig, wenn man Steinblöcke vom Steinbruch zur Baustelle befördern wollte. Solange in dieser Weise einer vom andern abschreibt, kommen wir keinen Schritt weiter.



Der „Rangierbahnhof“ von Clapham Junction auf Malta (Zeichnung von Trump 1972, S. 118)

Darum möchte ich einige Punkte, die sich speziell aus der Fundlage der Insel Malta ergeben haben, hervorheben: Gleise führen über die Steilkante, über Klippen und geradenwegs an einigen Stellen ins Meer, tauchen dann jenseits der Bucht wieder auf oder sollen sogar auf dem Meeresgrund fortlaufen. Offensichtlich hatte die Insel früher, als die Gleise angelegt wurden, eine andere Gestalt, war weniger zerrissen, und der Meeresspiegel lag tiefer, bzw. der Block der Insel lag höher als in Cádiz.

Die Gleisstraßen verbinden nicht - wie alte Prozessionsstraßen - Tempel und Heiligtümer, sondern Höhlen und Bronzezeitsiedlungen, die strategisch angelegt waren.

Die zahlreichen parallelen Straßen und das enorme Netz auf der gesamten Insel weisen darauf hin, dass Hin- und Rückfahrten stattfanden und dass verschiedene Linienwege eingehalten wurden. Die Gleise wurden spätestens bei der punischen Besetzung zum letzten Mal verwendet.

### ***Bisherige Ergebnisse***

Fast alle Autoren sind sich darüber klargeworden, dass die Felsengleise nur sinnvoll sind, wenn die Landschaft zur Zeit der Anlage der Gleise bedeutend anders ausgesehen hat als heute. Naturkatastrophen von ungeheuren

Ausmaßen, die gewöhnliche Erdbeben oder Erdrutsche weit übersteigen, haben diese genialen Ingenieurleistungen der Vorzeit zerstört. Dass sich daraus Implikationen für die Quartärgeologie ergeben, berührt die Archäologen wenig. Ich möchte darum noch ein Beispiel aus dem heimatlichen Raum anführen, das uns krass vor Augen führt, wie sehr wir umlernen müssen.

Ein gewisser J. C. Beckmann erwähnt 1751 (26), dass sich auf dem Mohrinischen Felde in der Mark Brandenburg ein großer Felsblock erhob, durch dessen Mitte eine breite Durchfahrt angelegt war. Wer aber die Mark mit ihren flachen Sandböden kennt, stellt sich sofort die Frage: Wäre es nicht einfacher gewesen, den Felsblock zu umgehen, statt mühselig eine Durchfahrt hineinzuschlagen?

Die Sache macht nur Sinn, wenn dieses „mohrinische Feld“ (man beachte wieder den Ortsnamen!) vormals ganz anders aussah. Wenn etwa die Erdoberfläche hier weit und breit mit Geröllblöcken übersät war und die Straßenbauer aus Gründen der Sparsamkeit (oder fehlender Lenkung wegen) schnurgerade Straßen vorzogen, dann könnte es den geringsten Arbeitsaufwand bedeutet haben, einen im Weg liegenden Geröllblock zu durchschneiden, zumal man damals offensichtlich in dieser Technik sehr fortschrittlich war. Danach hätte eine große Überflutung das gesamte Geröllfeld tischeben mit Sand zugedeckt, und nur der einzelne besonders hohe Felsblock ragte noch als „Zeuge“ heraus. Später wurde er dann von aufgeklärten Leuten als Steinbruch genutzt, so dass wir heute nichts mehr von ihm finden können (ein Schicksal, das ja auch viele Hünengräber teilten) (27).

Aber die geologischen Schlüsse sind nicht das einzige Problem, auch unsere Kenntnis der vorgeschichtlichen Technologie ist brüchig, um nicht zu sagen kindlich. Wir können uns kaum eine Vorstellung vom Aussehen den Gefährte machen, die die Gleise benützten, von der Art ihrer Fortbewegung, ihrem Antrieb.

Weiterhin bleiben Fragen offen über die erstaunliche Fähigkeit, Felsen mit einer verblüffenden Leichtigkeit zu bearbeiten, sie zu schneiden, als wären sie butterweich.

Schließlich ist noch nicht ausdiskutiert, was auf den Gleisen befördert wurde. Zwar halte ich es für wahrscheinlich, dass es sich um Erze und Brennmaterial zur Erzschnmelze gehandelt haben dürfte, aber selbst diese Aussage ist noch recht undifferenziert. Stellte man hochwertigen Stahl her, wie ich vermute, oder einfach nur Bronze, wie manche Fachleute nahelegen? Dass vor fast 3000 Jahren schon Stahl produziert wurde, scheint mir möglich, aber Beweise lassen sich dafür kaum bringen.

Und schließlich ist die weiträumige Planung und Anlage dieser Gleisnetze, die beinahe ganz Europa überziehen, Hinweis auf eine staatliche Ordnung, eine langdauernde und weithin gültige Friedenszeit, wie wir sie uns für die Früh- und Vorgeschichte nicht träumen lassen.

### **Literatur**

- (1) Trump, David H. *Malta: An Archaeological Guide* (London 1972), S. 34. - Trump war Kurator für Archäologie am National Museum von Malta von 1958 bis 1963.
- (2) Zuazo y Palacios, Julian *Meca, Contribuciones al estudio des las ciudades ibéricas* (Madrid 1916). - *Castellar de Meca y Cierro de los Santos* (Madrid 1919).
- (3) v. Däniken, Erich *Die Steinzeit war ganz anders* (1992) zitiert mich S. 108 zweimal „wörtlich“, aber nur das zweite Zitat ist wirklich wörtlich (nach Topper 1977, 212), das erste klingt wie eine freie Rückübersetzung aus einem amerikanischen Aufsatz, wobei sogar Meca und Meca verwechselt werden. - Zu diesem Thema erscheint demnächst Appel, Michael *UFO-Kontrolle. Erde im Visier*.
- (4) Topper, Uwe *Das Erbe der Giganten* (Olten 1977), besonders Kap. 11.
- (5) siehe Ortego y Fria, Teogenes *Guia de Termantia* und darin genannte Literatur: Conde de Romanones (Guadalajara 1910), Adolf Schulten (1911), Blas Tarazona (Soria 1932-33), Juan Zozoya (Soria) u.a.
- (6) so im offiziellen archäologischen Führer von Tiermes
- (7) Meyers Konversationslexikon, 1905, Bd. 5, 498.
- (8) Casson, Lionel *Reisen in der Alten Welt* (München 1976), S. 251, Abb. 37; auch S. 199. (Das engl. Original erschien bei Allen and Unwin, London 1974).
- (9) Casson 252.
- (10) Schlette, F. *Kelten zwischen Alesia und Pergamon* (Leipzig 1976), S. 98.
- (11) Bulle, Heinrich *Geleisestraßen des Altertums* Sitzungsberichte der Bayer. Akad. d. Wiss., 1947, Heft 2 (München 1948). Bulle ist 1867 in Bremen geboren und hat Forschungsreisen in Griechenland und Italien unternommen.
- (12) Curtius, Ernst *Zur Geschichte des Wegebaus bei den Griechen* (Berlin 1854). Curtius (1814-96) leitete auch Ausgrabungen in Sizilien.
- (13) Forbes, R.J. *Notes on the History of ancient roads and their construction* (Amsterdam 1934). - Andrae, Walter „Alte Feststraßen im Nahen Osten“ (1941).
- (14) Ballif, Philipp *Römische Straßen in Bosnien und der Hercegovina* (Wien 1893) u.a. bis 1907.
- (15) Die *Würmlacher Inschriften* befinden sich im Museum Klagenfurt; sie wurden durch Mommsen (Berlin 1857) veröffentlicht und sind seither oft diskutiert worden; man zieht zum Vergleich oft etruskische Texte heran.

- (16) Stähelin, Felix *Die Schweiz in römischer Zeit* (Basel 1931). - Grenier, Albert in: Arch. gallo-romaine, Bd. VI, 2 (Paris 1934).
- (17) Burkhardt-Biedermann, Th. *Die Straße über den oberen Hauenstein am Basler Jura* in: Basler Zeitschr. f. Gesch. u. Altertumskunde, I.
- (18) Zammit, Themistokles *Prehistoric cart-tracks in Malta* in: Antiquity 2 (Cambridge 1928)
- (19) Gracie, H.S. *The Ancient Cart-Tracks of Malta* in: Antiquity 28 (Cambridge 1954) 91-98.
- (20) Trump, David H. *Malta: An Archaeological Guide* (London 1972). S. 126 u.a.
- (21) Trump S. 133
- (22) Weimert, Franck *Malta kennen und lieben* (Lübeck 1973/1982)
- (23) Beide Veröffentlichungen kannte ich nicht, als ich 1975/76 mein Buch *Das Erbe der Giganten* zum Druck fertig machte.
- (24) Markert, Joy *Malta, Reise eines Ahnungslosen in die Steinzeit* (1989)
- (25) Braem, Harald *Magische Riten und Kulte. Das dunkle Europa* (Stuttgart 1995) Die neuesten Untersuchungen von Franz Löhner (Vortrag) sind mir noch nicht zugänglich.
- (26) zit. in Wirth, Herman *Aufgang der Menschheit* (Diederichs, Jena 1928).
- (27) Für meine völlig unorthodoxe Vorstellung von der „Eiszeit“ muss ich mich hier entschuldigen. Einen Überblick über die seit 1977 erfolgten Verbesserungen meiner Hypothese bringe ich in Kürze.

Fotos und Skizzen: © Uwe Topper

EFODON e.V.

Tropische Gesellschaft für ethnographische Technologie und Kunststoffe der Menschheit



- \* Skulpturen eines  
Reichers -  
Thengyphat der  
Dionysos
- \* Musik - Könige aller  
Kulturen
- \* Das Weltbild  
des  
Cheops-Pyramide
- \* Die Pyramiden von  
Gizeh werden nicht  
von Ägyptern  
gebaut
- \* Die großen Götter  
mit Gott Welt
- \* Amen. So in Nodden  
ja - Apollon-Tempel im  
Norden - Island?
- Die anderen  
Weltreligionen - Mit  
Kud der Götter  
gelobt  
Kommen
- Alchemie - was ist  
das?
- \* Was ist die  
Hauptrolle  
Stimmenbildung  
männliche  
fruchtbarische  
Kulturen - heilige
- \* Die Einheit aller  
Wissenschaften und  
ihre praktische  
Anwendung  
Wieder Wege der  
Herkunft

# Keltische Goldminen in Arizona?

© 1997 Horst Friedrich; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 21/1997

In einer früheren SYNESIS-Nummer hatte der Verfasser bereits über den bemerkenswerten Außenseiter-Forscher Evan Hansen berichtet (1). Letzthin teilte Hansen ihm nun, in mehreren ausführlichen Briefen nebst Begleitmaterial, Details mit zu seiner Entdeckung mehrerer „keltischer“ Goldminen im Nordwestzipfel Arizonas. Zugleich ermächtigte er den Verfasser, darüber in SYNESIS zu berichten.

Die beigegebenen Kartenskizzen (Abb. 1 und 2) zeigen die ungefähre Lage einer dieser prähistorischen Goldminen, und zwar derjenigen, deren (heute verschütteter) Stolleneingang in Abb. 3 zu sehen ist. Wie fand nun Hansen derartige prähistorische Stolleneingänge? Wie kam er darauf, dass es sich um Goldminen handelte? Und woraus glaubt er ableiten zu können, dass es sich ausgerechnet um keltische Minen gehandelt hatte?



Abb. 1: Orientierungsskizze zur Lage der von Evan Hansen entdeckten „keltischen“ Goldminen in Nordamerika.

Zunächst entdeckte er alte Felsbild-Darstellungen (Teile davon in Abb. 4 und 5 wiedergegeben), die ihm Landkarten-Skizzen zu sein und Mitteilungen in Ogham-Schrift zu enthalten schienen. Er fand anhand dieser prähistorischen „Wegweiser“ prompt die betreffenden alten Stolleneingänge und konnte sich, aufgrund seiner Prospektor-Kenntnisse, davon überzeugen, dass es sich um Goldminen gehandelt hatte.



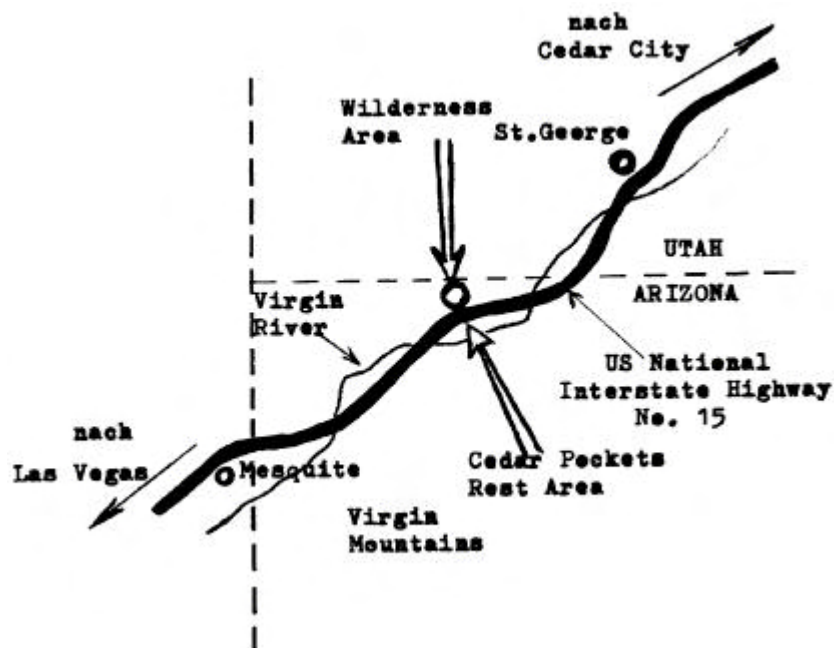


Abb. 2: Genauere Lage der von Evan Hansen entdeckten Cedar-Pockets-Goldmine in einer „Wilderness Area“ im nordwestlichsten Zipfel Arizonas.

Die Ogham-Schrift (Beispiele Abb. 6 und 7) ist eine uralte, recht einfache, an das Morsealphabet erinnernde Schrift, die in verschiedenen Varianten bei keltischen, keltiberischen, nordeuropäischen wie auch nordafrikanischen Völkern benutzt wurde. Vermutlich geht sie auf die Megalith-Zivilisation zurück. Man verfasste Ogham-Mitteilungen auch gerne in der Art eines Rebus (Bilderrätsels). Ogham-Inschriften fanden sich mehr oder minder in allen Weltteilen, beispielsweise auch an den Küsten Japans.



Abb. 3: Stolleneingang der von Evan Hansen entdeckten Cedar-Pockets-Goldmine (Foto: © Hansen)



Abb. 4: Teil der Felsbild-Darstellungen, die Evan Hansen zu den prähistorischen Goldminen führten (nach Hansen)

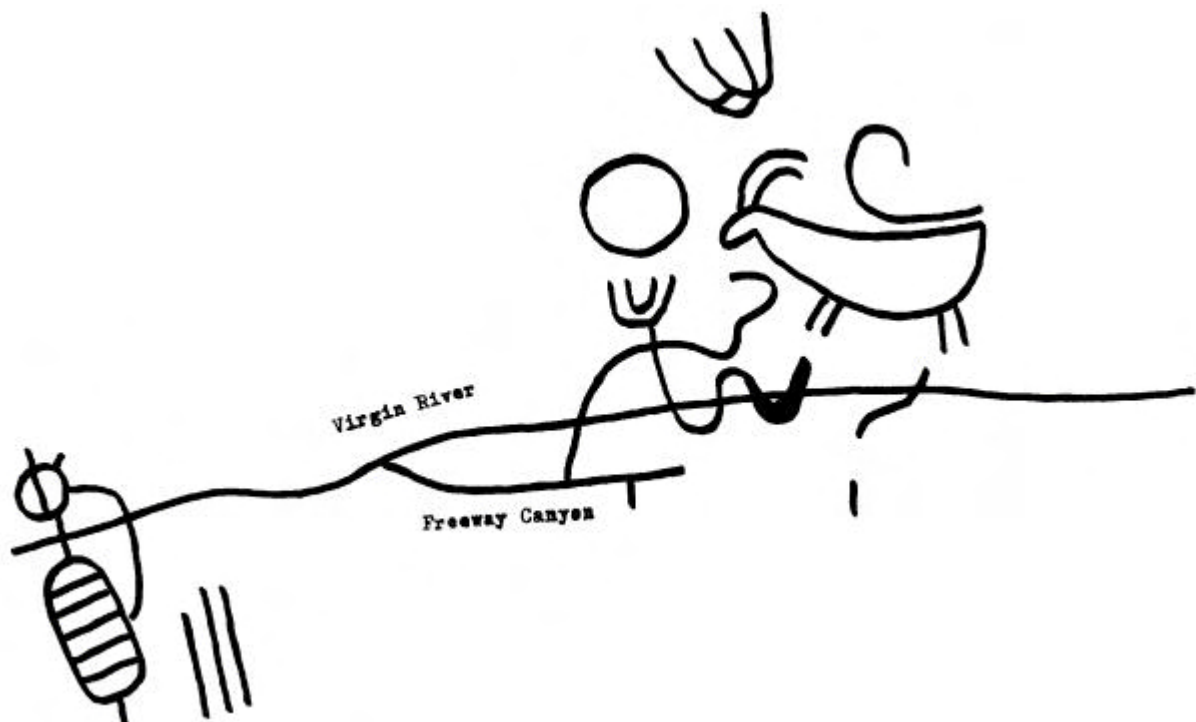


Abb. 5: Weiterer Teil der Felsbild-Darstellungen (nach Hansen)

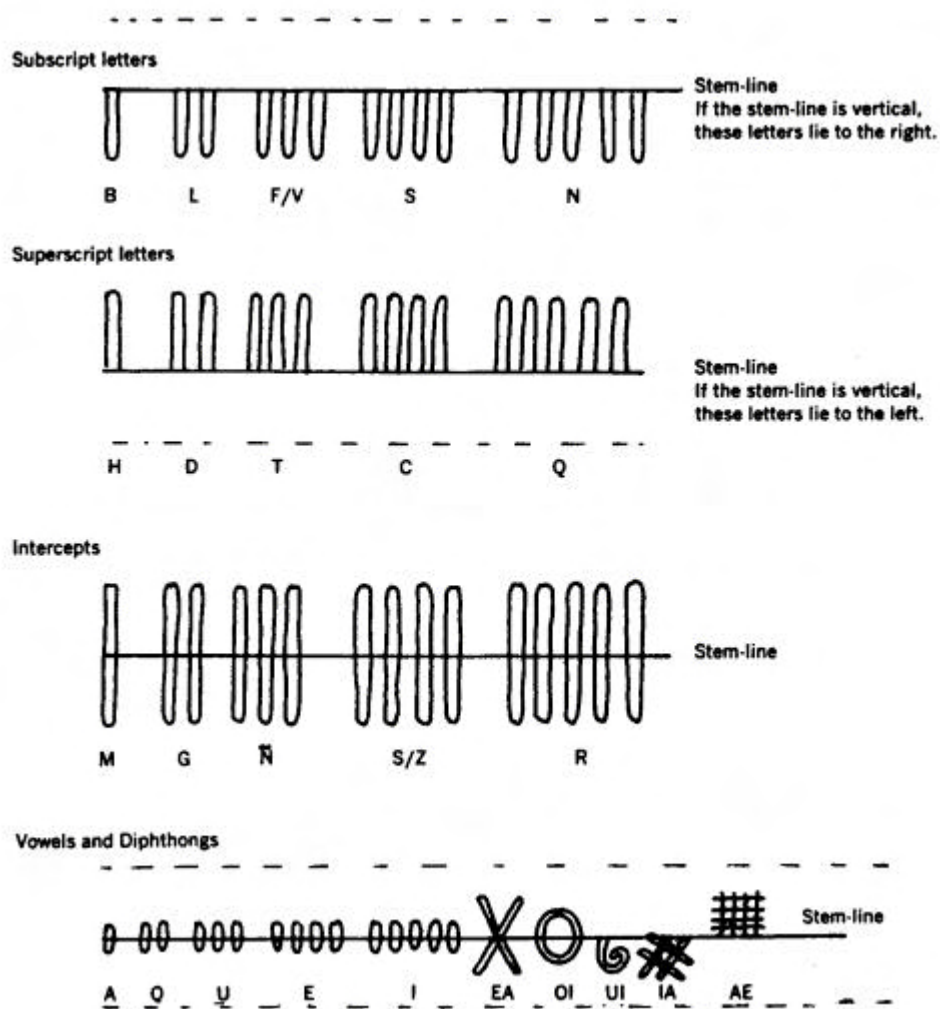


Abb. 6: Ogham-Alphabet aus dem BOOK OF LEINSTER (aus B. Fell: „America B. C.“). Vokale wurden auf verschiedene Weise geschrieben, u.a. auf die semitische Art als Punkte.

So hielt Evan Hansen die rebusartige Darstellung in Abb. 4 rechts oben gleich für eine Ogham-Mitteilung und konnte sie in der Tat als das keltische Wort für Gold lesen. Selbstredend müsste man überragender Kenner der verschiedenen Ogham-Traditionen sein, um mit absoluter Sicherheit sagen zu können, dass Hansens Lesung dieses Ogham-Rebus die richtige ist. Man denke an die obenbeschriebene Verbreitung der Ogham Schrift! Auch die Keltiberer könnte man hier im Verdacht haben. Noch mehr vielleicht die alt-westeuropäische Megalith-Zivilisation, deren proto-phönizische „Hanse“ alle sieben Weltmeere auf der Suche nach wertvollen Handelsgütern unsicher gemacht zu haben scheint.

Evan Hansen ist bereit, andere interessierte und vertrauenswürdige Personen an seinen diesbezüglichen Forschungen teilhaben zu lassen.

Seine Briefanschrift ist:

**Evan Hansen**  
**HC 76 Box 258**  
**Beryl, UT 84714, U.S.A.**



Die Korrespondenz-Sprache müsste dabei allerdings Englisch sein.



Abb. 7: Eine Seite aus dem Ogham-Teil des BOOK OF BALLYMOTE der Bibliothek der IRISH ACADEMY, Dublin (aus B. Fell: „America B. C.“).

### Anmerkungen

(1) Horst Friedrich: „Ein bemerkenswerter Außenseiter-Forscher in Utah“, in: EFODON SYNESIS Nr. 10/1995.

Lageskizzen: © Horst Friedrich

# Leonardo der Grabtuchketter

© 1997 Heinz Günther Birk; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 21/1997

Das Grabtuch von Turin, 4,36 Meter lang, 1,10 Meter breit, einem langen und schmalen Tischtuch vergleichbar, ist wohl der geheimnisvollste Stoff, der die Gemüter seit langer Zeit erhitzt. Aber was ist dieses Tuch - die größte Reliquie der Christenheit oder der größte Schwindel? Vermutlich seit Beginn des 16. Jahrhunderts liegt es in einem Schrein im italienischen Dom von Turin und wird der Öffentlichkeit nur alle dreißig Jahre gezeigt.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, im Zuge der sich ständig verbessernden Fototechnik, weiß man, dass auf dem Stoff das schwache Abbild eines unbekleideten Mannes zu sehen ist - und darüber hinaus noch einiges mehr, wie bisher vorliegende Untersuchungen zeigen. Gemeint sind Blutflecken entlang des Körpers, welche sich zum einen mit den Schilderungen der neutestamentlichen Evangelien decken, zum anderen - gemäß neuzeitlicher Ergebnisse modernster Gerichtsmedizin - ausnahmslos aus vitalem Blut, d.h., aus einem intakten Blutkreislauf, entstammen.

Dieses für ein Leinentuch wohl recht seltsame Resultat hat zu Überraschungen und sensationellen Erkenntnissen geführt. So wertet dies Holger Kersten (1) neben anderen hierzu passenden Indizien als den schlagenden Beweis dafür, dass Jesus die Kreuzigung überlebt habe, um dann in Indien hochbetagt zu sterben. Außer diesen, den Hieben der römischen Geißelung zugeschriebenen Verletzungen am Körper des ca. vierzigjährigen Mannes erkennt man weitere Verletzungen am Kopf - und zwar solche, die von der Dornenkrone herrühren sollen, die Jesus zur Verspottung aufgesetzt wurde. Spuren von im Orient gebräuchlichen Kräutern zur Wundbehandlung Schwerstverwundeter wie Aloe und Myrrhe scheinen zudem Holger Kerstens Beurteilung von der lebend überstandenen Kreuzigung Jesu zu stützen.

Die alles entscheidende Frage ist und bleibt, wen dieses Tuch tatsächlich zeigt. Haben wir wirklich das Gesicht des Jesus von Nazareth vor uns? In diesem Fall hätten wir hiermit die wertvollste Reliquie der Christenheit, wie es z.B. vehement von Organisationen behauptet wird, die die Echtheit des Tuches beweisen wollen (2).

Ganz im Gegensatz dazu stehen die offiziellen Verlautbarungen der römisch-katholischen Kirche. Obwohl man vermuten sollte, dass gerade die Kirche alles daransetzen würde, um auch nur die kleinsten Chance auf die mögliche Echtheit des Tuches wahrzunehmen, hat gerade ihr Handeln zu scharfen Protesten geführt. Vor allem der vor einigen Jahren unter großem Medienrummel an renommierte Institute erteilte Auftrag, mittels C14-Datierung das Alter des Tuches bestimmen zu lassen, hat weltweit Kritik hervorgerufen.

Einer der führenden Grabtuch-Experten, der Jesuiten-Pater Prof. Werner Bulst (3), sprach offen von Betrug. So seien zum Beispiel die Proben der zu untersuchenden Fasern ohne Beisein der in Turin anwesenden Institutsvertretern versiegelt worden. Nun schien das Ergebnis, nach mehreren Monaten wiederum unter weltweitem Medienrummel verkündet, für eine Fälschung des Mittelalters zu sprechen. Der Stoff sei zwischen 1260 und 1390 hergestellt worden, somit sei eine Fälschung erwiesen.

Zwischen den beiden Extrempositionen schlug das Buch zweier englischer Sindonologen (Leichentuchforscher) wie eine Bombe ein (4). Ja, es sei eine Fälschung, sogar ein Foto, hergestellt von einem der größten Genies der Menschheit. Vorliegende und eigene Untersuchungen wiesen klar und eindeutig auf Leonardo da Vinci hin (5). Mit seiner Grabtuchfälschung hätte der als Großmeister der verbotenen Templer Verdächtige auf den wahren Christus, auf den unter König Herodes geköpften Johannes den Täufer aufmerksam machen wollen. Dies ist genau das, was Täufersekten, Katharer und andere „Ketzer“ immer behaupteten.

Tatsächlich ist auf jeder auch nur einigermaßen brauchbaren Fotografie des Tuches eine klar erkennbare Zäsur zwischen Kopf und Torso zu erkennen. Außerdem, quasi als weiterer Hinweis des Künstlers an spätere Generationen gedacht, ist der Kopf im Vergleich zum Torso eindeutig zu klein. Bei allen lebenden Menschen gibt es im Verhältnis zur Körpergröße bestimmte anatomische Präferenzen, die weder über- noch unterschritten werden.

Leonardo da Vinci hätte, so die englischen Sindonologen weiter, den Torso eines Gehenkten ins Tuch gewickelt, sowie eine Gipsmaske, die vermutlich das Gesicht des Künstlers zeigt, für sein Werk verwendet. Im Zuge ihrer recht schlüssigen Beweisführung machen die Autoren auf eine weitere, eine wie auch immer zu vermutende Echtheit des Tuches widersprechende Eigentümlichkeit aufmerksam. So faltet der erkennbare Mann seine Hände über der Scham. Dabei ist jedoch für die Hände ein intakter Muskeltonus erforderlich, was, wie man es sich denken kann, nach dem Eintreten des Exitus nicht möglich ist. Anschließend soll er auf den - selbst von ansonsten nüchtern denkenden Schulwissenschaftlern ernsthaft diskutierten - „überirdischen Energieblitz“ gewartet haben, wobei dann mittels der verwendeten Kräuter „zufällig“ das Foto entstanden sei... Nach den beiden Sindonologen käme also nur eine Fälschung in Betracht. Niemals hätte das „züchtige“ Mittelalter eine offen erkennbare männliche Scham toleriert. Da die Indizien, die hier vorgelegt werden, zwingend erscheinen, müsste die Frage nach der Motivation und des Umfeldes des geheimnisvollen Täters gestellt werden. Auch der Tatort, wo er sein Werk herstellte, ist von hoher Bedeutung, zumal zur damaligen Zeit die Inquisition langsam in Mode kam. Nun gab es einen solchen Tatort tatsächlich, sogar konspirativ, in heiligen Räumlichkeiten der Kirche.

In seiner hervorragenden Biographie zeigt uns der Franzose Serge Bramley (6) eine Fülle von höchst verdächtigen Zusammenhängen auf, die zumindest für ein staatsanwaltschaftliches Ermittlungsverfahren ausreichen sollten. „Als er in Florenz am Karton der Schlacht von Anghiari arbeitete, wurde ihm eine Werkstatt im Hospital Santa Maria Novella eingerichtet. Dort bot sich ihm die Gelegenheit, verschiedene Sektionen zu sehen und auch selbst durchzuführen.“

Dies tat er, und nicht nur für kurze Zeit, wie aufgefundene zeitgenössische Schriften glaubhaft machen. So ist ein Brief des Abtes des Klosters erhalten, worin sich dieser über die allzu langsame Arbeit Leonardos am Fresko beschwert. Dies erscheint verständlich, befand sich sein Atelier doch im Speise- und Gemeinschaftsraum der Mönche.

Auch aus den Schriften Leonardos, vor allem dem Codex Atlanticus, lässt sich eindeutig herauslesen, dass er allerlei anatomische Studien über Jahre hinweg betrieben haben muss. Er brauchte nach eigenen Angaben mindestens achtzehn Leichen, um seine

Anatomie des Menschen darzustellen. Für je eine der von ihm angekündigten sechs Fragestellungen brauchte er drei Leichen, weil diese gar zu schnell verwesen würden.

Auch an seinen speziellen medizinischen Besprechungen lässt sich intensive und zeitraubende Forschung ablesen. Ausführlich befasste sich der Künstler mit den Herzkranzgefäßen. Er verglich die eines verstorbenen Greises mit denen eines zweijährigen Kindes. Seine Analysen legen nahe, dass er die Arteriosklerose bereits einwandfrei erkannt hatte. Seine präzisen Beschreibungen der menschlichen Anatomie waren bis hinein ins 19. Jahrhundert maßgebend. Dies allerdings nicht deshalb, weil nach seiner Zeit die medizinischen Kenntnisse späterer Generationen stagniert hätten, sondern weil unter der immer mächtiger werdenden Inquisition der Kirche anatomische Studien als Teufelswerk diffamiert, so gut wie nicht mehr möglich waren. Grundsätzlich war dies in der Renaissance keineswegs anders - auch hier waren das Öffnen von Leichen und die Entnahme von Organen kirchlicherseits nicht so einfach toleriert worden. Doch in Florenz existierte - gerade zu Leonardos Zeiten - eine Art Grauzone. Mehr noch, es gibt Grund zu der Annahme, dass der Künstler vor allem durch das Angebot, anatomische Studien betreiben zu können, von Mailand nach Florenz zurückging.

Für den Karton der Schlacht von Anghiari hatten sich eine ganze Reihe von - zu jener Zeit renommierten - Künstlern beworben. Doch Leonardo hatte einen für ihn entscheidenden Fürsprecher in der Regierung der Republik Florenz. Sein Name war Machiavelli, aus Sicht der Kirchenfürsten eine mehr oder weniger dubiose Gestalt und immer verdächtig, etwas mit Häresien und Ketzerei zu tun zu haben. Mit jenem Machiavelli muss Leonardo früh recht eng befreundet gewesen sein. Neben einigen anderen Faktoren ist es zur Hauptsache diese recht gut dokumentierte Freundschaft, die ihn in den Verdacht brachte, insgeheim als Großmeister der verbotenen Templer zu fungieren.

Dieser geheimnisvolle Ritterorden des Mittelalters, dessen Mitglieder sich selbst als die „armen Ritter des salomonischen Tempels“ bezeichneten, könnte der Schlüssel dazu sein, einerseits Leonardo weiterhin als Grabtuchfälscher zu belasten und andererseits die Identität des im Tuch abgebildeten Mannes zu lüften. Doch beginnen wir unsere Recherchen zunächst viele Jahrhunderte, bevor der geheimnisvolle Zisterzienserabt Bernhard de Clairvaux in der französischen Stadt Troyes offiziell die Gründung des Ordens verkündete.

Mindestens bis ins 1. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung müssen wir auf unserer Spurensuche zurückgehen. In die Zeit, wo nach offizieller Lehre die Wurzel des Christentums zu suchen ist. Nimmt man die vier Evangelien des neuen Testaments zur Hand, stellt man bei vergleichendem Studium nicht nur fest, dass über den Lebens- und Leidensweg des Jesus von Nazareth nicht nur recht wenig, sondern vor allem mit krassen Widersprüchen berichtet wird. Theologen und Bibelhistoriker erklären diesen auch von Laien erkennbaren Umstand damit, dass keines der Evangelien von einem Zeitgenossen und Lebensgefährten des Gekreuzigten geschrieben wurde. Selbst wenn dies zutreffen sollte, so existieren dennoch Schriften im Neuen Testament, welche justament zu Lebzeiten des Rabbi Jesus und dessen Zeitgenossen entstanden sein sollen.

Gemeint sind hier natürlich die Briefe des Paulus und die Apostelgeschichte nach Lukas. Die Briefe des Paulus, so heißt es allgemein, seien Sendschreiben des bekehrten Sünders Saulus an die von ihm auf seinen Missionsreisen gegründeten Gemeinden. Weil Paulus unter viel Mühsal, wie er in seinen Briefen selbst schreibt, den armen Heiden die



frohe Botschaft gebracht hatte, wurde er in das Apostelkollegium aufgenommen. Die Apostelgeschichte berichtet dem gläubigen Bibelleser vom Leben und der Mission des Paulus. Doch wer glaubt, er könne in diesen angeblich ältesten Schriften mehr über das Leben Jesu erfahren, wird schnell enttäuscht werden.

Schon der Oxford-Gelehrte und Qumran-Editor der ersten Stunde, Prof. John M. Allegro, stellte nach den ersten Studien im Jerusalemer Rollensaal der Ecole des Bibliques in einer Rundfunksendung der britischen BBC im Jahre 1957 erstaunt fest: „Es scheint so zu sein, als wenn der Apostel Paulus den Jesus von Nazareth gar nicht zu kennen scheint.“

Noch erheblich weiter geht der in Berlin als evangelischer Pfarrer amtierende Dr. Hermann Detering (7). Intensive Studien der Paulus-Briefe, der Apostelgeschichte, sowie Gespräche mit Exponierten bei der sogenannten holländischen Radikalkritik ließen ihn zu dem Ergebnis kommen, sämtliche Paulus-Briefe, sowie die Apostelgeschichte, seien Fälschungen. Nun sind solche Erkenntnisse nicht völlig neu; Theologen und Bibelhistoriker halten mindestens sieben der vierzehn (zählt man den Hebräerbrief mit) Paulus-Briefe für falsch oder verfälscht. Auch die Apostelgeschichte blieb nicht verschont. Selbst die bekannte Theologie-Professorin Uta Ranken-Heinemann verglich diese gar mit Grimms Märchen. Doch wenn alle diese Schriften falsch sein sollen, was ist dann mit dem theologischen Gerüst des neuen Testaments? Folgen wir nun den mehr als interessanten Argumenten Deterings.

Da Paulus Zeitgenosse des Jesus von Nazareth gewesen und er selbst gar mit den Aposteln gesprochen haben soll, ist es schier unglaublich, dass in allen seinen Schriften keine einzige Gestalt aus Jesu Umfeld erwähnt wird. Nichts, aber auch gar nichts enthalten seine Schriften von dem, in den vier Evangelien erwähnten, doch recht großen Personenkreis. Selbst die der Kreuzigung Jesu angeblich vorausgegangene Verurteilung durch den römischen Statthalter Pontius Pilatus, bei der ja - laut den Passionsgeschichten - „viel Volk“ dabei gewesen sein soll, erwähnt Paulus mit keinem einzigen Wort.

Dies ist überaus merkwürdig, es sei denn, der von Detering als „fiktiver Paulus“ Deklarierte sei ein völlig anderer gewesen; vielleicht gar kein „bekehrter und reuiger“ Sünder. Vielleicht, oder sogar recht wahrscheinlich, war er am Ende das genaue Gegenteil. Im Sprachgebrauch der dogmatischen Geistlichkeit hieße dies: ein Ketzer, ein Häretiker oder gar ein falscher Apostel.

Aus der Apostelgeschichte kennt der Bibelleser die angeblichen Streitgespräche zwischen Paulus und Petrus in Rom über die „wahre Verkündigung“. Selbst aus den Paulus-Briefen geht eine erbitterte Gegnerschaft zwischen ihm und den Brüdern des Herrn hervor. So strotzt zum Beispiel der 2. Korintherbrief von mehr als herben Vorwürfen. „Wir meiden schandbare Heimlichkeit, gehen nicht mit List um, fälschen nicht Gottes Wort. Wir weisen durch Offenbarung die Menschen auf Wahrheit vor Gottes Angesicht hin, fälschen dessen Wort nicht und verdecken nicht sein Evangelium!“ (2. Kor. 4, 1 - 3)

Ähnliches wiederholt er auch in „seinem“ Brief an die Galater. Dass hier schwerwiegende Gründe und offene Feindschaft vorliegen, soll, stellvertretend für andere Stellen im neuen Testament, nochmals der 2. Korintherbrief illustrieren (2. Kor. 11, 12 - 14): „Was ich aber tue, das will ich auch weiterhin tun, damit ich die Ursache abschneide denen, die



Ursachen suchen, sich rühmen zu können, sie seien wie wir. Denn solche Apostel sind falsche Apostel, betrügerische Arbeiter und verstellen sich als Apostel Christi. Und das ist auch kein Wunder, denn selbst der Satan verstellt sich als Engel des Lichtes. Darum ist es nichts Großes, wenn sich auch seine Diener verstellen; deren Ende wird sein nach ihren Werken!”

Obwohl gerade letztere Versteile an die im Wadi Qumran gefundene Abhandlung über die Werkgerechtigkeit erinnern, verbleiben wir, der Verständlichkeit halber, bei „offiziellen“ Chronologien. Wenn diese hier beispielhaft wiedergegebenen Texte einen Eindruck vom angeblichen Streit á la Apostelgeschichte zwischen Paulus und Petrus in Rom wiedergeben sollten, ist ein Vergleich mit sogenannten Apokryphen des neuen Testaments aufschlussreich (8) - hier vor allem die sogenannten Paulus-Akten (9). Dort wird der angebliche Streit zwischen Paulus und Petrus in Rom als Auseinandersetzung zwischen Petrus und dem Zauberer und geheimnisvollen Magier Simon Magus wiedergegeben. Wechselseitige Beschuldigungen „falscher Apostelvolksverführer“ und dergleichen skizzieren die Auseinandersetzung der jeweils beiden, sich auf das wahre Amt eines Apostels Berufenen.

Vor allem, und das ist für unser Thema wichtig, schildern diese Paulus-Akten nur eine einzige Reise des geheimnisvollen Herrn; nicht mehrere wie in der Apostelgeschichte. Eine Reise, die diesen Apostel von Thyrene aus über mehrere Stationen eben zu den Galatern, den Kolossern, den Korinthern usw. führte. Den Schlusspunkt dieser apostolischen Reise bildete die ewige Stadt, Rom, wo dieser Simon von Thyrene nach mehreren Predigten, wo „viel Volk“ zusammenkam, den Märtyrertod erlitten haben soll.

Nun liegt der Ausgangspunkt der Reisen dieses Simon, die Stadt Thyrene, nicht in Judäa, sondern - hier wird es spannend - in Samarien. Samarien und das ebenso nördlich von Judäa gelegene Galiläa war den Hütern des Gesetzes Gottes, den auf dem Jerusalemer Tempelberg residierenden Priestern, schon immer suspekt. Standen die Menschen im Norden doch schon immer im Verdacht, die Thora nicht „genügend zu beobachten“.

Wenn wir davon ausgehen, dass weder Galiläer noch Samariter Juden waren, sich diese aber dennoch zum Volk Gottes (Isra = Volk, El = Gott) zugehörig fühlten, lichten sich langsam die Nebel.

In Judäa selbst tobte wohl hinter den Kulissen der römischen Oberherrschaft (10) ein erbitterter Machtkampf um die recht ergiebigen „Fleischtöpfe“ des Jerusalemer Tempels. Versuchten also irgendwelche „Brüder“ des Herrn in der jüdischen Diaspora, im Imperium Romanum, mit der Botschaft, die Ankunft oder Wiederkehr des Messias stünde unmittelbar bevor, sowohl materielle als auch personelle Unterstützung zu bekommen? Vielleicht war dies auch eine Gruppierung, die Chancen darin sah, die gegnerischen Machthaber vom Tempelberg zu verjagen.

Dann wäre klar, dass Simon von Thyrene mit seiner Forderung nach Wahrhaftigkeit diese Politik der „falschen Apostel“ durchkreuzte. Man musste ihn daher unter allen Umständen aus dem Verkehr ziehen - eine Logik, die wohl auch den Jüngern oder den Anhängern des Simon klar war.

Die jeweiligen Geheimdienste des solchermaßen „geteilten Christus“ funktionierten wohl bestens. Nach immer mehr schädlichen Predigten ergriff man in Rom den

„Lügenapostel“, den seinen Gegnern den finanziellen Brunnen abgrabenden Zauberer und Magier, und hing ihn, ganz wie in den Paulus-Akten beschrieben, an den Pfahl.

Dies alles natürlich unter strikter „Beobachtung“ der Vorschriften der Thora, des Gesetzes Gottes. Dort ist bindend vorgeschrieben, dass ein Verurteilter nicht über die Tageswende hinaus am Holz hängen bleiben soll. Ansonsten sei er ein von Gott Verfluchter. Will heißen, einem ordentlichen Gericht oblag sehr wohl die Gewalt über Leben und Tod eines Angeklagten. Das Urteil über die Seele hingegen stand allein dem Allmächtigen zu. „Mein ist die Rache!“, wie es im Habakuk-Pesher aus Qumran geschrieben steht.

Dem Folge leistend durchbohrten ihn seine Häscher mit einem Speiß, eine Tat, die laut jüdischem Talmud schon bei den Israeliten in der Wüste zum Ritual gehört hatte. Anschließend legte man den Körper des Simon von Thyrene in reines Leinen, in ein Grabtuch. Hier muss nun der biblische Joseph von Arimathea, auch als Hüter des Gral bezeichnet, in Aktion getreten sein. Wenn wir analog der Evangelien, welche den Schwamm mit Essig und Galle beschreiben, der dem Delinquenten gereicht wurde, als Darreichung einer stark sedierenden Droge verstehen, begreifen wir nun, was geschah. Schon damals gab es Drogen, vermutlich aus Ägypten stammend, welche klar erkennbare Exitusparameter auf ein derartig niedriges Niveau reduzieren konnten, dass nur ein sehr erfahrener Arzt noch Leben oder Tod diagnostizieren konnte (11).

Man nahm dann den Simon von Thyrene vom Kreuz ab, übergab diesen dem Joseph von Arimathea, was, im Gegensatz zur immer wieder angeführten Absurdität, im Hinblick zu angeblich „römischen“ Kreuzigungsvorschriften, absolut legal war. Wenn also der an den Pfahl gehangene Simon, vollgepumpt mit sedativen Drogen, nicht tot war, erhält die angebliche Vorsorge des Joseph von Arimathea einen Sinn. 35 kg Aloe und Myrrhe stellen auch nach heutigen Wertmaßstäben noch ein Vermögen dar. Dies galt erst recht für die damalige Zeit, was die Existenz einer mächtigen Organisation hinter den Kulissen wahrscheinlich macht.

Was nun geschah, ist anhand des ebenfalls apokryphen Petrus-Evangeliums nachvollziehbar. Dort wird ja geschildert - wie immer auch der wahre Autor heißen mag -, dass das Grab, in dem man den Herrn bestattet hatte, am nächsten Morgen leer war. Lediglich weißgewandete Fremde seien dort gesehen worden. Wir können uns nun, im Besitz neuartiger Physik, zusammenreimen, was im Grabe tatsächlich geschah. Für die von den Peinigern zugefügten Wunden waren Kräuter wie Aloe und Myrrhe, im Orient seit alters her als „Kekik“ bezeichnet, tatsächlich hilfreich. Ja, hier fehlt noch etwas: der scheinbare fotospezifische Negativ-Charakter beim Grabtuch von Turin.

Dazu hätte es, um ein Foto - das erste vor Erfindung der Fotografie - herzustellen, einer Wärmequelle bedurft. Darüber hinaus für ein von Picknett & Prince impliziertes Ganzkörperbild wie das Turiner Grabtuch eine Belichtungszeit von 12 bis 14 Stunden. Genau diese Zeit hätte Leonardo an einem italienischen Hochsommertag in der Toskana auch zur Verfügung gehabt. Doch zurück zum Petrus-Evangelium und den dort beschriebenen Mysterien um die geheimnisvollen Weißgewandeten:

Neben den Kräutern, dem Schwerverletzten ständig mit Kompressen auf seine Wunden gelegt, bedurfte es zu seiner Genesung und Wiederauferstehung zumindest eines: der Wärme. Hiermit ist vor allem zusätzliche, physikalische Wärme gemeint. Natürlich, ganz

einfach, eine stark exponierte Öllampe, sehr warm, wurde sehr nahe an den mit Myrrhe und Aloe drapierten Leib gebracht, der umwickelt war mit einem Schweiß und Sekret absaugenden Leinentuch, denn dies war die einzigste Chance, den Überlebenden genesen zu lassen. Das Vorhaben muss gelungen sein. Von unbändigem Willen erfüllt, stand der wohl immer noch schwer Gezeichnete von seinem Lager auf und wandelte umher. Selbst seine eigene Mutter soll ihn, ob seines geschwollenen Gesichtes, nicht erkannt haben. Wenn dieses ganze Szenario so gewesen wäre wie dargestellt, ließe sich eine ähnliche Regie hinter den Kulissen - Drogen inbegriffen, wie einst in der Wüste zu Zeiten des Mose am Berge Sinai - vermuten (13).

Wenn dieser solcherart „Erweckte“ anschließend seinen Jüngern oder Anhängern, die nicht in die geheimen Mysterien mit eingeweiht waren, im Leibe erschien, mussten diese an die Auferstehung von den Toten glauben. Natürlich muss dies alles an dieser Stelle Spekulation bleiben. Denkbar wäre auch ein anderer Ablauf der Dinge. Schon immer kursierten in Freimaurerkreisen Gerüchte, man hätte „ihn“ lebendig begraben.

Um nun weitere Hinweise zu erhalten, dass Paulus mit diesem Simon von Thyrene identisch sein könnte, werfen wir noch mal einen Blick in die Paulus-Akten. Dort begegnet uns nicht der Jude Paulus, sondern ein hellenischer Prediger mit einem asketischen Lebenswandel und Frömmigkeitsstil. In der zu den Paulus-Akten gehörenden Schrift „Von den Taten des Paulus und der Thekla“ ist für uns der Abschnitt interessant, welcher (lt. Detering) die ikonographische Darstellung des Paulus bis in die Gegenwart hinein beeinflusst hat: „Er sah Paulus kommen, einen Mann, klein von Gestalt, mit kahlem Kopf und krummen Beinen, in edler Haltung, mit zugewachsenen Augenbrauen und ein klein wenig hervortretender Nase, jedoch voller Freundlichkeit. Bald erschien er wie ein Mensch, bald hatte er eines Engels Angesicht.“

Genau dieser Text könnte dafür sprechen, dass wir in der Person des Paulus in Wahrheit einen anderen vor uns haben, vielleicht tatsächlich den „Vater der Häresie“, wie sich z.B. Tertullian ausdrückte, einer der ersten Bischöfe der Frühkirchen. Hermann Detering weist vor allem darauf hin, dass die Übersetzung „Saulus“ zu Paulus“ nicht korrekt sei.

Es gab tatsächlich einen Prediger, einen Priester, der mit dem griechischen Hermes-Heiligtum auf Samothrake in Verbindung gebracht wird. Dieser taucht auch in römischen Quellen des 1. Jahrhunderts auf. Sein tradiertes Name ist Schaulus, was zu deutsch „der Bucklige“ bedeutet. Mehr noch als zu heutiger Zeit war ja in der hellenistischen Welt das Ansehen eines Menschen vom Grad der körperlichen „Wohlgestaltigkeit“ abhängig. Dies galt, wie es in mehreren antiken Schriften immer wieder geschrieben steht, als Gnade der Götter.

Nun klingt, anders als in Beschreibungen der Apostelgeschichte, in selbstbiographischen Versen der Paulinischen Briefe exakt der „Bucklige“, Schaulus heraus. Zum Beispiel im Brief an die Galater (Gal. 4, 14): „Und was euch anfocht an meinem Leib, das habt ihr nicht verachtet noch verschmäht, sondern wie einen Engel Gottes nahmet ihr mich auf, ja wie Christus Jesus.“

In diesem Vers haben wir komprimiert alle notwendigen Argumente für unsere Thesen. Man hat ihn wegen seiner wenig schönen Gestalt nicht verachtet, was für seine Zeit von hoher Bedeutung war.

Der zweite Teil widerspricht klar und eindeutig allen, die Paulus als jüdischen Prediger fest auf dem Boden der Thora stehend beschreiben. Niemals hätte sich ein Jude mit einem Engel Gottes verglichen, mit dem Sohn des Allmächtigen am allerwenigsten. Aber der „Heidenbekehrer“ Paulus, aus Samarien stammend, mit einem Priester des Hermes-Heiligtums von Samothrake vergleichend? Nun findet sich interessanterweise eine weitere Quelle, die genau auf diesen buckligen Schaulus hindeutet.

Gemeint ist der ebenfalls fraglicherweise als jüdisch etikettierte Flavius Josephus. Neben originären griechischen Quellen, römischen Historien oder dem Alexandriner Philo ist Josephus eine der wichtigsten Quellen zu Beginn unserer Zeitrechnung. Neben seinen beiden großen Hauptwerken interessieren uns seine weniger bekannten „kleineren Schriften“ (14). Vor allem seine Selbstbiographien, worin der mit griechischer Lebensart bestens vertraute Josephus auf Einschätzungen seiner Zeit reagiert, die Juden hätten keine derart bedeutenden Vorfahren wie die Hellenen oder Ägypter. „Meine Vorfahren stammen direkt von den Gründern des Priestertums, nämlich von Gersar und Eleazar ab. Eleazar war ein vor langer Zeit geachteter Hohepriester Israels, man nannte ihn den »Buckligen.«“ Meint hier Josephus den gleichen buckligen Priester, den Simon von Thyrene?

Der Grieche Herodot beschreibt Samothrake unzweideutig als Hermes-Heiligtum. Dies sei, so liest man in seinem zweiten Buch, von Pelasgern gegründet worden. Jene Pelasger seien ursprünglich keine Hellenen gewesen, seien von Norden gekommen und hätten die Verehrung des Hermes mit nach Samothrake gebracht. Dort hätten sie dem Hermes ein Heiligtum errichtet. Für uns ist im Moment wichtig, dass dieser Hermes-Kult schon von frühen Geistlichen der römisch-byzantinischen Kirche als die Wurzel des rund ums Mittelmeer entstehenden Ketzertums angesehen wurde.

Doch vielleicht gab es zwei ketzerische Magier in Rom. Dann könnte, wenn, trotz Drogen und Heilungsmethoden im Grabe, der Gerichtete nicht wieder ins Leben zurückkehrte, eine Erklärung in den zahlreich kursierenden hermetischen, häretischen und gnostischen Schriften zu finden sein.

Neben den schon angesprochenen Thomas-Akten existieren noch die sogenannten Thekla-Akten. Darin erfährt der Leser zunächst, dass besagte Thekla die Lehren des Schaulus über Keuschheit und Reinheit dermaßen verinnerlicht hatte, dass sie den Entschluss, unberührt bleiben zu wollen, sogleich ihrem versprochenen Bräutigam mitteilte. Solch einen „Unfug“ wollte man natürlich nicht dulden. Die eigene Mutter der Thekla forderte daraufhin deren Verbrennung. Gesagt, getan, man schleppte Thekla in den Zirkus und stellte sie auf den Scheiterhaufen. Dort geschah dann das Wunder ihrer Rettung, wie es die Thekla-Akten berichten:

„Als Thekla auf dem Scheiterhaufen stand, suchte sie, wie ein Lamm in der Wüste sich nach dem guten Hirten umschaute, nach Paulus. Und als sie über die Volksmenge hinwegschaute, sah sie den Herrn in der Gestalt des Paulus sitzen.“ Nun geschah das Wunder. Plötzlich aufkommender Regen löschte den gerade entzündeten Scheiterhaufen.

Ein solcher Paulus im Aussehen des Herrn geistert durch diversen Schriften. Werfen wir nun einen Blick in die apokryphen Thomas-Akten (Thomas = Zwillings): „Ein Jünger sah den Herrn im Aussehen des Zwillings Thomas. »Ich bin nicht Judas mit dem Zunamen Thomas, ich bin sein Bruder!«“

Noch eindringlicher ein weiterer Vers des Thomas-Evangeliums: „Zwillingsbruder des Messias, Apostel des Höchsten und mit eingeweiht in das verborgenen Wort des Messias - der du seine verborgenen Aussprüche empfängst...“ Oder in der Übersetzung eines koptischen Urtextes: „Sei begrüßt, mein verehrungswürdiger Beschützer Petrus. Sei begrüßt Thomas, mein zweiter Messias.“

Heißt dies also, man hätte beim allseits bekannten Martyrium des Paulus, besser: des buckligen Schaulus, gar nicht den Herrn, sondern den zweiten Messias „im Aussehen des Herrn“ umgebracht? Wenn dies nur die Eingeweihten wussten, mussten anschließend allen, die den „Herrn im Aussehen des Apostels“ sahen, an dessen Wiederkehr aus dem Totenreich geglaubt haben. Resultiert vielleicht aus einem solchen Erlebnis die quer durchs Mittelalter bis in unsere heutige Zeit hinein immer wieder auftauchende Sage von unheimlichen Wiedergängern? Ein derartiges Szenario legt eine Schrift nahe, welche 1948 im ägyptischen Nag Hammadi gefunden wurde. In der zweiten Abhandlung über den großen Seth (ein undatierter Kodex) wird möglicherweise der Herr „im Aussehen des Apostels“ mit dessen Rede in der Ich-Form genauso wiedergegeben, wie Texte es in den Thekla-Akten und im Thomas-Evangelium nahe legen: „Ich unterlag ihnen nicht, wie sie es erhofft... und ich starb nicht wirklich, ich tat nur so. Der Tod, den sie mir zugedacht hatten, traf einen der ihren. Es war ein anderer, ihr Vater, der die Galle trank und den Essig, nicht ich war es. Sie schlugen mich mit Ruten. Es war ein anderer, Simon, der das Kreuz auf seinen Schultern trug. Ein anderer war es, dem sie die Dornenkrone aufsetzten. Ich jedoch lachte über ihre Unwissenheit.“

Was bedeutet dies alles - ein geheimes Stück hinter irgendwelchen Kulissen? Sind wir dem geheimnisvollen Bild des Turiner Grabtuches, so wie es Leonardo hergestellt haben soll, auf der Spur? Ein großer Torso mit „passenden“ Verletzungen und ein viel zu kleiner Kopf, so erkennt man dies auf dem Grabtuchfoto. Reisen wir nun vom Beginn unserer Zeitrechnung durch die Jahrhunderte bis hin zu Leonardo da Vinci. Beginnen wir in Samothrake, dem laut Herodot die Pelasger, die anfangs keine Hellenen waren, den Hermes kult mitbrachten und dort einen geheimen Bund bei ihrem Heiligtum gründeten.

Wir hatten ja bereits gesehen, dass gerade die hermetischen Lehren der „Bodensatz der Häresie“ gewesen sein sollen (15). Auf jeden Fall, für uns wichtig, sollen Teile der häretischen Katharer, welche sich im Laufe der Jahrhunderte in Südfrankreich ansiedelten, als sogenannte Bogomilen ihren Weg von Griechenland oder Kleinasien aus, über den Balkan, entlang der Donau, genommen haben. Dort trafen sie im Süden Frankreichs ein und siedelten bis zu den Pyrenäen hin. Carcassonne und Montsegur, sowie das „jüdische“ Herzogtum des Languedoc, das im 13. Jahrhundert als Brutstätte der Häresie und als „Aussatz des Südens“ (so ein zeitgenössischer Bischof) galt, ging unter den furchtbaren Schreien der Gefolterten, deren Scheiterhaufen die Nacht zum Tage machten, während des Kreuzzuges in Flammen auf.

Doch waren die Bogomilen nicht die einzigen Ketzer, die nach Südfrankreich und die iberische Halbinsel gelangten. Weitere, der Häresie äußerst verdächtige Personen, gelangten auf einem anderen Weg dorthin. Diese zogen vom koptischen Ägypten - auch dort gab es ja Heiligtümer, wo Hermes verehrt wurde - aus in Richtung „Ketzerland“. Allerdings, wie uns Herodot berichtet, verehrten diese nicht den Hermes der Pelasger aus Samothrake.

Der in Ägypten verehrte Hermes sei, so Herodot, von Libyen aus ins Land des Nil gelangt. Dennoch sei die Verehrung in vielen Dingen und Riten recht ähnlich gewesen. Eine - wie auch immer - gemeinsame Quelle, aus Urzeiten stammend, die für uns bedeutend sein könnte. Diesen möglichen anderen Weg der hermetischen oder häretischen Lehren finden wir just in Geschichtsbüchern wieder - beschränkt von den angeblich mit Feuer und Schwert einfallenden heidnischen Mauren.

Diese fielen, über die nordafrikanische Küstenstraße oder per Schiff reisend, sicher bedeutend weniger mordlüstern, als allgemein überliefert, über die iberische Halbinsel her. Die berberischen Mauren gründeten in Spanien große Städte. Zu nennen sind Granada mit der weltberühmten Alhambra, Königsstädte wie Ronda oder die Hauptstadt Andalusiens, Sevilla, mit der berühmten Kathedrale, die Stadt Cordoba mit der Mesquita und vor allem die Stadt am Guadalquivir, Toledo. Genau dort entstand ein Ort der Gelehrsamkeit, der in Europa kaum seinesgleichen hatte - die berühmte arabische Universität von Toledo. Hier war ein großer Teil des Wissens Arabiens konzentriert und hier wurden auch die Kabbala und andere Schriften aus alten Zeiten studiert.

Diese „Ungläubigen“ brachten „Hexen“ und „Zauberer“ mit ins Land, jedoch waren ihnen damals die in Europa üblichen Epidemien wie Pest und Cholera nahezu unbekannt. Die Heiden sorgten dafür, dass Christen, Juden und Anhänger des Propheten Muhammad in Frieden leben konnten. Dies war eine Zeit, wo in Europa noch Mönche ein Gelübde ablegten, sich nur Weihnachten und Ostern waschen zu wollen. Die heidnischen Ungläubigen sorgten zur gleichen Zeit für die Verbreitung wesentlich hygienischerer orientalischer Badehauskultur.

Das „seltengewaschene“ Kreuzfahrerheer brachte im Gepäck einiges mit ins Heidenland, neben Pest und Cholera noch Typhus, Paratyphus, und was sonst noch üblich war. Bis zu diesem Zeitpunkt lebten die Bewohner des Languedoc mit den Mauren in Frieden. Doch auch noch vier Jahrhunderte später (folgen wir der konventionellen Geschichtsschreibung) schienen die häretischen und ketzerischen Lehren nicht ganz vergessen zu sein.

Bevor die neun tapferen Gründungsritter zum Schutz von Pilgerwegen Richtung heiliges Land abreisten, machten sie einen Abstecher ins „heidnische“ Toledo. Dort fanden sie offenbar das geistige Rüstzeug für die Fahrt nach Palästina. Sie nahmen Schriften mit und kehrten mit diesen zum Abt der Zisterzienser, Bernhard de Clairvaux, nach Troyes zurück.

Hier fanden nun emsige Aktivitäten statt. Mit Hilfe jüdischer, dem Hebräischen mächtiger Gelehrter wurden die mitgebrachten Schriften entziffert und erst im Anschluss hieran sei die Mission „heiliges Land“ geboren worden. Was fanden die Adeligen in Toledo und vielleicht auch noch in der zwangsläufig durchreisten Provinz Languedoc?

Die Katharer und Häretiker sprachen ja immer geheimnisvoll von einem „Tröster“. Könnte dieser vielleicht, im Kontext unserer Besprechungen, nicht der einbalsamierte, mumifizierte Leichnam des schon in Samothrake verehrten „Meisters“ gewesen sein? Ein Leichnam, der mit dem Wissen noch damals existierender Weiser nach der Technik der alten Pharaonen konserviert wurde? Dieser könnte - hält man sich ein von Herodot beschriebenes siebzigtagiges Natronbad vor Augen - Unwissenden wie ein Stein vorgekommen sein.

In den zahlreichen Sagen des Mittelalters spielt immer ein mysteriöser Stein eine Rolle. Peredur, Percival oder Parzival - immer wurde ein Stein von Weisen und Reinen zurückgelassen. Doch neben diesem Stein taucht auch ein Kopf immer wieder auf - ein „Kopf-Idol“, um es präziser auszudrücken. Wenn wir den „Kreuzzug des Südens“ als die Suche nach dem Lapis Exillis, der Steinmumie ansehen, taucht zum Schrecken der Überbringer der Botschaft ein Teil dieses Steines wieder auf, nur ein Kopf, was aber fatal an heidnisches Wiedergängertum erinnert. Diese Erkenntnis, dass die sündige Hydra, die Schlange, nachgewachsen war, führte nun zum nächsten Streich - zur brachialen und keineswegs weniger grausamen Verfolgung der Templer. Wie aus den Gerichtsakten reuiger, weil gefolterter, Sünder hervorging, bestand die Sünde und Blasphemie der Templer darin, einen Kopf anstelle des Gekreuzigten angebetet zu haben. Mehr noch, darüber hinaus hätten „Eingeweihte“ gar das Kruzifix bespuckt. Da man dies alles niederschrieb und dem (zumindest offiziell) letzten Großmeister der Templer, Jaques de Molay, vor seiner Hinrichtung vorlas, schauen wir uns das Urteil einmal genauer an.

Die Templer hätten, so der Vorwurf, einen kleinen, leuchtenden Kopf angebetet, mit seltsamen, nahezu zugewachsenen Augen, einer Glatze, sowie einer etwas vorstehenden Nase. Dies klingt beinahe so wie die Texte aus den zitierten Thekla-Akten. Gefunden hätte man dieses Kopf-Idol trotz „peinlicher Verhöre“ dennoch nicht. Auch irgendwie „glänzend“ sollte dieses angebetete Idol, auch Baphomet genannt, gewesen sein. Tauchte dieses in der Zeit der Wende des 15. zum 16. Jahrhunderts in Oberitalien wieder auf? Gelangte der Kopf in die Hände Leonardo da Vincis?

Der geheimnisvolle Künstler soll ja schon in jungen Jahren, als ihn sein Vater mit nach Florenz nahm, um ihn in die Lehre des berühmten Meisters Verocchio zu geben, mit hermetischen Lehrern in Verbindung gekommen sein. Kam er möglicherweise über diese irgendwann in den Besitz des Templeridols Baphomet?

Benutzte der Schöpfer der Mona Lisa diesen Templerkopf, um damit der Nachwelt sein größtes Werk zu hinterlassen? Machte er damit genau das, was Picknett & Prince in ihrem Experiment mit einem „Teufelskopf“ darstellten? Nahm der für seine Zeit erstaunlich kenntnisreiche Physiker einen sogenannten Brenneiseneffekt (16) zu Hilfe? War dies der „Fehler“, den erst heutige High-Tech-Methoden ans Licht des Tages bringen können?

Wenn dieser Baphomet die Züge des Herrn, des Schaulus, wiedergegeben hätte, wäre klar, was Leonardo als Botschaft übermitteln wollte. Wie heißt es im Kommentar des Propheten Habakuk, gefunden in Qumran: „Herr, schau auf den Durchstochenen!“. Und der entscheidende Vers des kanonischen Buches Habakuk, wobei „Tafel“ auch „Stein“ bedeutet, lautet (Hab. 2, 2): „Der Herr aber antwortete mir und sprach: »Schreib auf, was du geschaut hast, deutlich auf eine Tafel, dass es lesen könne, wer vorüberläuft«“. Nahm sich Leonardo diesen oder einen ähnlichen Spruch zu Herzen? Korrigierte er in Wirklichkeit nur, „schuf“ und „fälschte“ er kein Grabtuch von Turin?

Prof. Bulst folgt ja den Spuren des Tuches durch die Geschichte. Zum Ende des 15. Jahrhunderts soll es im Besitz des französisch-stämmigen lombardischen Herzogtums von Anjou gewesen sein. Genau dort - Reliquien waren immer kostbar - soll dies Tuch, in älteren Quellen als „Schweiß Tuch der Veronica“ bezeichnet, in einem Schrein gelegen haben. Wie uns immer wieder Leonardo-Biographen überliefern, soll dieser im Garten der



Anjous eine Bildhauerplastik erstellt haben. Der Künstler wäre demnach dem Reliquienschrein nahe gewesen. Tauschte er nun „sein“ Tuch gegen das Schweißstuch der Veronica aus? Nahm er dieses, inklusive des mittels Brenneiseneffekt aufgedruckten Baphomet-Kopfes, legte es statt des echten in den Schrein und verschwand, ohne sein Bildhauerwerk zu vollenden?

Irgendwer muss jedoch irgendwann dem Betrug auf die Spur gekommen sein. Nichts Genaues weiß man zwar nicht, aber: wehret den Anfängen. Der Versuch, sowohl Kapellen und Schrein in Brand zu stecken (Brand- und Wasserspuren sind auf dem Tuch erkennbar), muss nicht unbedingt hundert oder zweihundert Jahre zurückdatiert werden. Was mag Leonardo mit einem solchen Austausch bezweckt haben und vor allem: was machte er mit dem „echten“ Tuch?

Natürlich, da er wusste, dass er sterblich war und sich dem Gesetz Gottes verpflichtet fühlte, ließ er seine sterbliche Hülle darin einwickeln. Wo man diese findet? Genau dort, wo - der Sage nach - der erste Gralhüter, der Eingeweihte, Joseph von Arimathea, begraben sein soll: im Norden Spaniens, in der phantastischen Kathedrale von Santiago de Compostela! Dort liegt vielleicht der Gral, zu einem Stein mumifiziert, eingewickelt im echten Tuch, das Ziel der Jakobspilger, welche alljährlich von Aachen nach Santiago hin aufbrechen.

Der Weg des Sterns, der Sternsinger, bis hin zum Campo, dem Platz, dem Stein, dem Stern Davids? Wohin pilgern diese „Jakobs-Jünger“? Gehen sie zum Gral? Sind sie die eingeweihten Gerechten?

Et in Arcadia ego - es waren Hirten auf dem Felde. Leonardo, Hüter des Gral - der Grabtuchketzer?

## ***Literatur und Anmerkungen***

- 1 Jesus lebte in Indien, Holger Kersten, München 1993
- 2 z.B. die amerikanische STURP (Shroud of Turin Rensenaroh Projekt Inc.)
- 3 Betrug am Turiner Grabtuch, Prof. Werner Bulst, Knecht Verlag
- 4 Die Jesus-Fälschung, Picknett/Prince, Verlag Lübbe
- 5 Siehe auch: „Das Turiner Grabtuch - eine Botschaft Leonardos?“, in: EFODON SYNESIS Nr. 14/1996, vom Verfasser dieser Arbeit
- 6 Leonardo da Vinci, Serge Bramley, deutsch: Rororo
- 7 Der gefälschte Paulus, Hermann Detering, Düsseldorf 1995
- 8 Unter apokryphen Schriften versteht man Texte, die nicht in den für die Gläubigen kanonisierten Schriftkorpus aufgenommen wurden
- 9 Die Apokryphen, Erich Weidinger, Augsburg 1994
- 10 Flavius Josphus berichtet in seinem „jüdischen Krieg“ (Fourier, Wiesbaden), dass dem Eingreifen römischer Legionen unter Vespasian erbitterte innerjüdischen Streitereien vorausgingen.
- 11 Solche Drogen, Meskalin oder stoffgruppen-analoge Derivate waren auch in der neuen Welt bekannt.
- 12 Kekik wird schon in Keilschrifttexten aus Babylon als Heil- und Gewürzpflanzen genannt.
- 13 „Das Grabtuch von Turin - Leonardos Mysterien“, in: EFODON SYNESIS Nr. 15/1996, vom Verfasser dieser Arbeit

- 14 Die großen Werke des Josphus sind:
  - Jüdische Altertümer, Der jüdische Krieg, Kleinere Schriften (bestehend aus:) Judas Makkabäus, Gegen Apion, Selbstbiographie, deutsch: alle Fourier, Wiesbaden
  - 15 Schon der Franzose und exzellente Kenner des mittelalterlichen Templerordens, Louis Charpentier, hat in seinen Büchern die offiziellen Gründungsdaten dieses Ordens immer wieder angezweifelt. Nach seiner Vermutung mussten sie, zumindest im Geheimen, bereits seit langer Zeit existiert haben. Interessant seien die von Nebel umwehten Gründer des Ordens, allen voran Bernhard von Clairvaux.
  - 16 Eine gut gelungene Fälschung, Gernot L. Geise, in: EFODON SYNESIS Nr. 15/1996.
- 
-

# „Erfundenes Mittelalter“ zwischen 614 und 911?

## Horst Friedrich

Von einem Außenseiter - nicht von einem Establishment-Historiker, versteht sich! - namens *Heribert Illig* wurde 1991 die kühne These formuliert, dass unsere frühmittelalterliche abendländische Zeitrechnung durch Einschleichen „erdichteter“ fiktiver Jahrhunderte geschichtsverfälschend gedehnt worden sei. Im Jahr darauf konkretisierte er dann seine These dahin gehend, dass das Jahr 614 direkt in das Jahr 911 unserer herkömmlichen Kalenderrechnung übergegangen sei.

Solange dergleichen in Zeitschrift und Paperback eines verfassereigenen Kleinverlages publiziert wurde, mochte die „offizielle“ Geschichtswissenschaft es zunächst einmal, wie bei jedweder Schulwissenschaft allgemein üblich, mit dem Totschweigen nonkonformistischer Thesen versucht haben. Das gelang allerdings nicht so ganz. Mit seinem Paperback „Hat Karl der Große je gelebt?“ gelangte Illig immerhin mit seiner These in die Medien.

Nun, da Illigs Mittelalter-Chronologieverkürzungs-These plötzlich von einem der bekanntesten deutschen Verlage verbreitet wird (1), sieht die Sache natürlich anders aus. Die „bizarre Idee“ spricht sich herum. Wenig zur Freude der Establishment-Historiker, kann man sich denken. Denn das Publikum erwartet nun ein „Muh!“ oder „Mäh!“, wie man so sagt. Prompt brachte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* in ihrer Ausgabe vom 1. Oktober 1996 eine Rezension des ECON-Buches, auf die gleich noch zurückzukommen sein wird, in der das Buch respektive Illigs These total verrissen wurde.

Zuvor jedoch noch etwas zu dem Buch selbst, das die verachtungsvoll vernichtende Kritik jenes Rezensenten auf sich gezogen hatte. *Das erfundene Mittelalter* ist zweifelsohne ein verdienstvolles, weil nachdenklich machendes, gelehrtes Werk. Es stellt an sich nur eine, hier und da erweiterte, verbesserte Version jenes 1994er Paperbacks *Hat Karl der Große je gelebt?* dar, das aber nur in Kleinauflage erschienen war. Dementsprechend ist das ECON-Buch eigentlich weniger ein Versuch, nachzuweisen, dass wirklich der komplette Zeitraum 614 - 911 fiktiv sei, sondern es handelt hauptsächlich von Karl dem Großen, dem „Vater des Abendlandes“, seinem der Historiografie zufolge um 800 existierendem Reich, seinen Feldzügen, dem berühmten Aachener Oktogon und generell der „karolingischen“ Kunst und Kultur.

Zweifelsohne fällt es jedem von uns schwer, sich vorzustellen, dass Karl der Große überhaupt nicht existiert haben könnte, nur eine - zu einem bestimmten Zweck erfundene - Fiktion einer späteren - wie Illig meint, der ottonischen Zeit - sein könnte. Illigs Argumentation zog mich allerdings schon sehr in diese Richtung, wie ich zugeben muss! Er schildert den völlig unglaublichen Überkaiser und Übermenschen und seine sich zeitlich ineinander verheddernden Taten und völlig fantastischen Leistungen. Er beschreibt - stets aus der Spezial-Literatur zitierend - ein Reich ohne Städte, ohne Geld, mit Resten eines verkommenen römischen Straßennetzes, ohne Handel und Wandel, speziell ohne Fernhandel, ohne Eisen (ein Unding bei den vielen Feldzügen), sehr rustikal-einfach und verarmt. Nach den archäologischen Quellen!

Das weltberühmte Aachener Oktogon - ein Bauwerk von numinosem Charakter, wie Illig es empfand -, dessen Architekt zweifellos Kenner der Geomantie und der „heiligen Geometrie“ war (2), wird, ebenso wie andere „karolingische“ Kunst (Freskomalerei, Buchmalerei etc.), der ottonischen Ära zugeordnet.

Alles in allem ein wohlfundiertes Werk, das unsere Historiker auffordert, weitaus kritischer als bisher unser überkommenes Mittelalter-Geschichtsbild zu hinterfragen. Selbstredend ist mit diesem Buch nicht bewiesen, dass Karl der Große eine spätere Erfindung ist. Es ist eine These, wie ja Illig selbst sagt. Noch viel weniger beweist *Das erfundene Mittelalter* explizit, dass der Zeitraum zwischen 614 und 911 komplett zu streichen ist. Es mag gut sein und uns ein wenig aus unserem bisher vielleicht allzu leichtgläubigen Schlummer wecken, diese These einmal so in den Raum zu stellen. Ich persönlich halte es für realistischer, für diesen Zeitraum ein schwer zu entwirrendes Gemenge von Tatsächlichem und Fiktivem zu vermuten. Auch glaube ich, dass

unsere konventionelle, frühmittelalterliche Geschichtsschreibung bereits auch für die Zeit vor 614 Chronologie-Verhedderungen und Fiktives, respektive Verdoppelungen enthält (3).

Zurück zur Rezension in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Was die inhaltliche Wiedergabe der Illig-Thesen angeht, ist sie nicht übel gemacht. Andererseits muss aber sehr auffallen, dass eigentlich - genau genommen - kein einziges wirklich greifbares Argument beigesteuert wird, um den Verriss nachvollziehbar zu begründen. Etwa in dem Sinne: Das und das Faktum sprechen definitiv und unwiderlegbar gegen Illig, also ist seine Mittelalter-Chronologieverkürzungs-These ein- für allemal vom Tisch.

Diese auffällige Unterlassung Matthias Grässlins, jenes Rezensenten, muss zu denken geben! Sie kann nämlich eigentlich nur bedeuten, dass er nicht einmal ein einziges wirklich unbezweifelbares Faktum gefunden hat, mithilfe dessen die Illigsche Mittelalterverkürzungs-These sich ad absurdum führen ließe. Sollte die Fakten-Basis für das von unserer Establishment-Mediävistik verbreitete Geschichtsbild so schmal sein? Als Außenstehender kann man es kaum glauben. Aber Grässlin scheint, der Rezension nach zu urteilen, ein kompetenter Mediävist zu sein.

Wie auch immer, Tatsache ist, dass die Illigsche These erheblichen Sprengstoff beinhaltet. Sollte der Zeitraum zwischen 614 und 911 erfunden sein, würde beispielsweise das Deutsche Reich direkt aus der Merowingerzeit hervorgehen! Karl Martells berühmte Abwehrschlacht gegen die Mauren und Araber zur Zeit des Omayyaden-Kalifats würde fiktiv! Die angebliche Bekehrung Mitteleuropas zur Rom-Kirche durch Bonifatius hätte nie stattgefunden, d. h. die ganze Frage, wann und von wem die deutschen Stämme christianisiert wurden, müsste neu aufgerollt werden! Unter den aus dem Osten anbrandenden Steppenvölkern (Hunnen, Awaren, Madjaren etc.) müsste nach Verdoppelungen gesucht werden, die einer geschichtsverfälschend gedehnten Chronologie geschuldet wären! Und die - archäologisch sowieso nicht nachweisbaren - Wikinger-Raubzüge würden fiktiv! (4)

Es ist vorhersehbar, dass - wegen der Brisanz des Themas - die Frage, ob Illig mit seiner These recht hat, die Gemüter noch längere Zeit aufregen wird. Vielleicht verwendet jemand diese Zeit, um zu rekonstruieren - das wäre nämlich auch höchst wissenswert! - wie und in welchen Schritten eigentlich über die Jahrhunderte unser so gemeinhin geglaubtes Mittelalter-Geschichtsbild zusammengeschustert wurde!

### Anmerkungen

- (1) Heribert Illig: „Das erfundene Mittelalter“, ECON-Verlag, Düsseldorf 1996 (ISBN 3-430-14953-3). Dieses Werk enthält auch alle bibliografischen Angaben zu den vorangegangenen Publikationen des Autors.
- (2) Hierzu etwa Hermann Weisweiler: Das Geheimnis Karls des Großen, München 1981.
- (3) Hierzu etwa mein Buch „Noch immer rätselhaft: Die Entstehung der Baiern“, Wessobrunn 1995 (ISBN 3-9804300-3-0).
- (4) Zu allen diesen und weiteren Fragen wurden bereits allerhand Gedanken publiziert in der von Illig herausgegebenen Zeitschrift ZEITENSPRÜNGE (vormals: Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart).

(EFODON-SYNESIS Nr. 21/1997)

# Das Gedächtnis: Was ist Information?

© 1997 Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODONSYNESIS Nr. 21/1997

## Was verstehen wir unter Gedächtnis? Wo ist es angesiedelt?

Dazu müssen wir zunächst feststellen, dass unsere hochgepriesene Wissenschaft es bis heute nicht fertiggebracht hat, diesen Begriff richtig zu definieren oder auch nur irgendeinen Nachweis erbringen zu können, was denn nun unter „Gedächtnis“ zu verstehen sei oder wo es sich etwa befindet. So wird das Gedächtnis im Lexikon (1) beispielsweise definiert als die Fähigkeit, Informationen abrufbar zu speichern, wobei die körperliche Grundlage für das Gedächtnis bei Mensch und Tier die Gesamtheit der Nervenzellen sei. Auch hier wird zugegeben, dass der Vorgang, wie diese die Informationen aufbewahrt werden, d.h. durch welche Vorgänge Erregungen zurückbleiben oder Spuren hinterlassen, noch weitgehend ungeklärt ist. Schon fast an Haarspalterei erinnert die Einteilung des menschlichen Gedächtnisses in die drei Stufen „Ultrakurzzeit“, „Kurzzeit“ und „Langzeit-Gedächtnis“, gehen diese drei willkürlich vorgenommenen Unterteilungen doch fließend ineinander über. Die Schulwissenschaft ordnet die von uns aufgenommenen Eindrücke, die sechs bis zehn Sekunden bewahrt werden, dem „Ultrakurzzeit-Gedächtnis“ zu. Das „Kurzzeit-Gedächtnis“ soll demnach Eindrücke für maximal ein bis zwei Stunden festhalten, allerdings macht die Wissenschaft durchaus hier die Einschränkung, dass im allgemeinen die von uns aufgenommenen Informationen nur für Sekunden bis Minuten festgehalten werden, weil sie danach entweder gelöscht oder vom Langzeit-Gedächtnis übernommen würden. Im Langzeit-Gedächtnis werden angeblich Eindrücke dauerhaft gespeichert und manchmal lebenslang aufbewahrt. Die Wissenschaft sagt uns, dass die meisten Informationen in dem am stärksten differenzierten Teil der Großhirnrinde, dem Neokortex, gespeichert würden. Die Gedächtnisleistung hinge von der Größe des Gehirns und von der Komplexität des Nervensystems, und teilweise auch von der Größe der Nervenzellen selbst ab. Neben dem Vorgang der Informationsspeicherung ist jedoch auch das Problem des Vergessens bisher ungelöst. Hierbei gilt im allgemeinen, dass umso mehr vergessen wird, je größer der zeitliche Abstand zwischen der Einspeicherung und der Erinnerung ist, und weiterhin, dass sinnarmes, unwichtiges und umfangreiches Material eher vergessen wird. Hierbei beeinflussen die Art und Anzahl der auf einen Lernvorgang folgenden Eindrücke das Ausmaß des Vergessens. Soweit die offizielle Definition.

Es ist gar lustig anzusehen, wie sich selbst höchste Kapazitäten auf diesem Gebiet schwer tun, wie sie herum„eiern“ und offensichtlich hört man ihre hilflosen „Erklärungen“, die gar keine sind blindlings im Dunkeln tappen. Dabei ist es eigentlich wieder mal ganz einfach, wenn man unvoreingenommen (das ist wichtig!) an das Thema herangeht. Doch unsere Wissenschaftler sind anscheinend derart in ihr vorgegebenes „Weltbild“ eingesponnen, dass sie es nicht fertig bringen, darüber hinaus zu schauen. Warum auch? Es ist doch viel bequemer, sich auf dem Polster als gesichert geltenden Unsinn auszuruhen. Da wird die Vergesslichkeit des Menschen vorgeschoben, um nicht erklären zu müssen, dass wir überhaupt nichts vergessen können.

Was ist nun unser Gedächtnis? Ist es wirklich nur eine Fähigkeit eines Teiles unseres grauen Fleischbrockens, den wir Gehirn nennen? Dazu sollte man sich zunächst bewusst

werden, was „Gedächtnis“ ist: reduziert man diesen Begriff auf den eigentlichen Informationswert, so ist es gleichzusetzen mit „Information“. Jede Gedächtnisleistung ist eine reine Informationsaufnahme oder wiedergabe, und nicht zu verwechseln mit der „Weiterverarbeitung“ eben jener Informationen durch Kombinationen, in Relation setzen zu erlernten Verhaltensmustern, usw.

Informationen sind durchaus nicht nur auf ein paar GehirnNervenzellen beschränkt, sonst hätte die Natur schon lange Bankrott anmelden müssen. Information ist überall und alles. Absolut jedes Muster, jede Farbe, jedes Atom, jede Energieschwingung usw. ist eine Information.

Ein simples Beispiel: Wenn wir durch den Wald gehen und dabei mit unseren Schuhen Abdrücke in den Waldboden drücken, so haben wir dort eine Information hinterlassen. Jeder, der nach uns hier vorbeikommt, kann diese Information als solche erkennen. Es ist die simple Information: hier ist jemand gelaufen.

Das Erkennen dieser Information ist eine Gedächtnisleistung. Die Arbeit unseres Gehirns als Werkzeug unseres Bewusstseins reduziert sich also bei einer Gedächtnisleistung auf das Erkennen, das Interpretieren und Auswerten aufgenommener Informationen. Diese Leistung bezeichnen wir allgemein als „Denken“ oder „Denkvorgang“. Doch Vorsicht: das Denken ist nicht etwa nur auf die Region unseres Gehirns beschränkt. Wir müssen uns mit der Vorstellung anfreunden, dass wir mit unserem gesamten Körper denken. Zu diesem Ergebnis sind auch die amerikanischen Neurologen Hanna und Antonio Damasio gekommen, aufgrund von hunderten vergleichenden Forschungen mit „Gehirnrekonstruktionen“ (2). Die Denkvorgänge finden im gesamten Körper statt, während das Gehirn „nur“ eine Art Koordinationszentrale für die einzelnen Denkvorgänge darstellt.

Informationen sind überall vorhanden, und dementsprechend nehmen wir während unserer gesamten „Wachzeit“ kontinuierlich irgendwelche Informationen auf.

Stellt sich die Frage, wo denn unsere „persönliche Datenbank“ steckt, mit unseren ganz persönlichen Erinnerungen nämlich den von uns aufgenommenen und gespeicherten Informationen. Auch hier kann uns die Wissenschaft nicht viel weiterhelfen, und fast jeder Wissenschaftler, der an diesem Thema forscht, vertritt eine andere Meinung. Generell vermutet man den Informationsspeicher in unserem Gehirn, und vergleicht dieses deshalb auch öfter mit einer Art Bio-Supercomputer. Doch durchgeführte Hochrechnungen erbrachten das Ergebnis, dass die Kapazität unseres Gehirns bei allem Wohlwollen denn doch nicht ausreicht, um das, was wir Erinnerung nennen, alles speichern zu können. Es ist schließlich nicht nur mit relativ unwichtigen Erinnerungen getan, beispielsweise mit der Information, mit wem man gerade telefoniert hat das würde dem Kurzzeit-Gedächtnis entsprechen oder was man gestern gefrühstückt hat das wäre schon das Langzeit-Gedächtnis, sondern zur Erinnerung gehören auch erlernte und antrainierte Fähigkeiten oder Verhaltensmuster. Und diese unendlich große Menge an Einzelinformationen, mit allen ihren Verknüpfungen beispielsweise unsere Fähigkeit, verschiedene Dinge wiederzuerkennen, können einfach nicht im Gehirn abgespeichert werden, weil wir sonst das Gehirn eines Elefanten mit uns herumtragen müssten (und selbst dann wäre es noch zweifelhaft, ob die Kapazität ausreichen würde).

Die Informationen, die wir in unserem Gehirn mit uns spazieren tragen, beschränken sich immer auf das, was wir im Laufe eines Tages aufnehmen. Wir erinnern uns: unser Gehirn

mit seiner Funktion „AufnahmeRecorder“ speichert absolut alles, was wir irgendwie mit unseren Sinnen erkennen können, auch die unwichtigsten Dinge, die uns „bewusst“ völlig entgehen. Das sind nicht nur Bilder, sondern auch Geräusche, Gerüche oder Gefühle. Diese Informationen sind dann auch relativ schnell wieder verfügbar, denn sie befinden sich im „Hauptspeicher“ unseres Gehirns, manche sagen dazu auch „Kurzzeit-Gedächtnis“.

Dieser „Hauptspeicher“ (verglichen mit dem Hauptspeicher eines Computers) hat nur eine begrenzte Aufnahmefähigkeit, und die ist im Regelfall am Ende eines Tages erschöpft. Natürlich sind hier reichlich Sicherheitsreserven vorhanden. Die Natur hat es so eingerichtet, dass am Ende eines Tages, wenn die Tagesaktivitäten zwangsläufig unterbrochen werden müssen (die Natur kennt kein künstliches elektrisches Licht!), eine Ruhepause eingelegt wird. Wir sagen dazu „Schlaf“. Fälschlicherweise wird immer wieder behauptet, der Schlaf diene der Regeneration unseres Körpers. Dem ist jedoch nicht so. Wie ich bereits in einem früheren Beitrag darlegte, benötigt unser biologischer Körper keine Regenerationszeit, weil er sich ständig und kontinuierlich regeneriert, auch am Tag.

Da wir jedoch einem Tag-Nacht-Rhythmus unterliegen, benutzt die Natur die „Zwangspause“ der Nacht zweckmäßigerweise, um unseren „Hauptspeicher“ zu entleeren: die am Tag ähnlich wie bei der berühmterberühmten „Black Box“ in den Flugzeugen aufgenommenen Informationen in das rein energetische Individualgedächtnis unseres persönlichen Identifizierungsfeldes zu „überspielen“. Und hier existieren diese Informationen in Form von Schwingungsmustern, jederzeit abrufbar, weiter. Unser persönliches Identifizierungsfeld von manchen auch „Aura“ genannt, steht in kontinuierlicher Wechselwirkung mit dem dimensional „darüber“ angeordneten Gruppen oder Artengedächtnis. So ist es möglich, dass eine (wichtige) Information gleichzeitig jedem Lebewesen dieser Art zur Verfügung steht. Ob es nun darauf zurück greift oder nicht, das steht auf einem anderen Blatt.

Dieses Gruppen oder Artengedächtnis ist inzwischen wissenschaftlich in einer ganzen Reihe von Tests von verschiedenen Forschungsinstituten nachgewiesen worden.

Doch zurück zum Vergessen (fast hätte ich es vergessen!). Wir können überhaupt nichts vergessen, auch wenn wir es wollen oder wenn uns die Wissenschaft erzählt, wir würden es tun. Es ist schlichtweg unmöglich.

Es kommt zwar ab und zu vor, dass uns aus welchen Gründen auch immer der Zugang zu einer irgendwann aufgenommenen Information verwehrt ist. Wir sagen dann: „Ich kann mich nicht erinnern“. Hierbei mag auch der zeitliche Abstand oder die „Unwichtigkeit“ einer Information eine Rolle spielen. Es können auch körperliche Unpässlichkeiten oder Defekte Krankheiten die Ursache dazu sein. Doch der subjektiv versperrte Zugang zu einer Erinnerung sagt nichts darüber aus, ob diese Erinnerung objektiv noch vorhanden ist oder nicht. Tatsache ist, dass jeder beispielsweise unter Hypnose sich an alle jemals aufgenommenen Informationen seines bisherigen Lebens erinnern kann (3). Unter Hypnose wird in diesem Fall der blockierte Zugang zu jener Information beseitigt. Das wäre jedoch nicht möglich, wenn wir sie wirklich vergessen hätten.

Oben erwähnte ich das Gruppen oder Artengedächtnis, auf das jedes Wesen dieser Art einen Zugriff habe. Nun mag der entsetzte Leser sich fragen, ob denn seine intimsten Gedanken von anderen Leuten „gelesen“ werden könnten, über den Zugriff auf das



Artenbewusstsein. Dazu weiß die Wissenschaft keine Antwort, doch kann man davon ausgehen, dass diese rein persönlichen Informationen wohl mit einer Art Code verschlüsselt sind. Prinzipiell sind sie von jedem abrufbar, doch nur durch spezielle Techniken, die so gut wie niemand beherrscht. Andererseits gibt es das immer wieder gern zitierte Beispiel, dass eine Erfindung nie von einem Erfinder allein, sondern jeweils parallel dazu in ganz anderen Teilen der Erde, meist zeitgleich, gemacht wurde. Man sagt dann leger: „Die Zeit war reif dazu“. Nein! Die Information dazu lag in unserem Artenbewusstsein vor und konnte demgemäß abgerufen werden!

Genauso können Sie nun fragen: „Woher hat der Autor diese Informationen über das Gedächtnis?“ Ich möchte es Ihnen sagen: Aus dem „Informationspool“ unseres Artenbewusstseins, denn dort befinden sich auch solche Informationen. Es ist gar nicht so schwierig, an diese heranzukommen. Man sollte nur dazu entspannt sein und den immerzu kritischen und skeptischen Verstand „ausschalten“. Tun Sie es einmal, Sie werden verblüfft sein, welche Informationen Ihnen zufließen! Und mit diesen gewonnenen Informationen können Sie gezielt nachschauen, was schon andere über dieses Thema herausgefunden haben oder glauben, herausgefunden zu haben. Zerpflücken Sie die gewonnenen Informationen anschließend ruhig mit Ihrem Verstand: Sie werden überrascht sein, es gibt keine Widersprüche, denn alles ist logisch aufgebaut. Das einzige Problem liegt darin, die Information sie ist völlig abstrakt und wird nicht etwa in deutscher Sprache vorgelesen mithilfe des „Übersetzungs-Moduls“ unseres Gehirns (4) verständlich zu machen, zu übersetzen.

Somit können wir durchaus sagen: Informationen sind genauso unvergänglich wie Energie, weil sie ein moduliertes Muster auf diese aufprägen. Letztendlich besteht unser ganzes Universum aus Energie und Schwingungen. Auch das, was wir als „Materie“ bezeichnen, ist nur eine besondere Schwingungsfrequenz derselben Energie. Doch das ist ein Thema für ein anderes Mal.

## **Anmerkungen**

1 Meyers Lexikon, Mannheim 1993.

2 Ulrich Schnabel: „Der Körper denkt mit“, in: Die Zeit Nr. 15 vom 05.04.96.

3 ...und oft genug auch an Informationen (Erinnerungen) aus seinen Vorleben.

4 Siehe: „Das »Übersetzungsmodul« in unserem Gehirn“ vom selben Autor, in: SYNESIS Nr. 17/1996.

---

---

# „Das Relief an den Externsteinen - Ein templerisches Einweihungs-Bild als Freimaurer-Arbeitstafel“

Volker Ritters, Hamburg

Die Externsteinfelsen bilden in ihrer Gesamtheit eine viel gedeutete, rätselhafte Erscheinung, die insgesamt als hervorragende, vorchristliche und christliche Kultstätten angesehen werden.

Die Felsen selbst werden von manchen als anthropomorphe Großskulpturen angesehen, die in der Altsteinzeit teilweise eine Überarbeitung von Menschenhand erfahren haben sollen.

Die Anlagen an und in den Felsen - die „Untere Kapelle“, die „Obere Kapelle“ (das Sazellum), der Grabfelsen, das Kreuzabnahme-Relief, die Klausner-Zelle, die Treppenanlagen - werden bis heute kontrovers gedeutet.

Allerdings wird bei der Deutung des Reliefs bisher einheitlich davon ausgegangen, daß es ein Kreuzabnahme-Bild im Sinne des Bibeltextes sei. Und kontroverse Ansichten entstanden nur hinsichtlich der Deutung der einen oder anderen Figur im Relief, beispielsweise der oberen Figur über dem Kreuzquerbalken: Ist es Gott-Vater oder Christus?

Und an dieser Stelle habe ich angesetzt: Die fraglose Deutung des Reliefs als einer Kreuzabnahme-Szene nach dem Typ bekannter Kreuzabnahme-Bilder, in direkter Anlehnung an den entsprechenden Bibeltext, ist fragwürdig, da der „Gekreuzigte“ - bereits gegenständlich erkennbar - Merkmale aufweist, die mit dem Gekreuzigten nicht vereinbar sind. So trägt er beispielsweise am Gürtel zwei Schurze, während der Johannes, rechts im Relief, nur einen Schurz trägt, weswegen er - als Schutzpatron der (Johannis-) Maurer - eben Johannes der Täufer ist. Zwei Schurze auf zwei Seiten des eckig und kubisch gestalteten Rockes würden - wollte man diesen Gedanken fortsetzen - auf vier Seiten vier Schurze bedeuten. Da nun ein Mann, genauer: *ein* Maurer, *einen* Schurz trägt, bedeuten *vier* Schurze *vier* Maurer. Und da sie im kubischen Rock nach allen vier Seiten oder Himmelsgegenenden zeigen, sind damit also alle über die Welt verstreuten Maurer gemeint. Die soweit als der „Gekreuzigte“ bezeichnete Gestalt (weil man eben, literarisch gesehen, vom Kreuz einen Gekreuzigten nimmt) ist also die „Bruderschaft“.

Nimmt man nun noch die geistigen Werkzeuge der Verborgenen Geometrie zu Hilfe, können die



Der „Einzuweihende“ (untere Figur) und die „Bruderschaft“ (obere Figur) im Externstein-Relief.

dargestellten Personen und Figuren genauer bestimmt werden. Auch ergibt sich so erst die Möglichkeit, den Einzuweihenden, seine Aufgabe und seine durchgeführte Arbeit näher kennenzulernen.

Die Deutung dieses Reliefs zeigt nun Personen, Instanzen, Figuren, Konstellationen, die bei einer Einweihung zusammenwirken. Das bisher so gedeutete und genannte „Kreuzabnahme“-Relief ist in Wahrheit ein Einweihungs-Relief - ohne Kreuzabnahme! Es weist den Suchenden den Weg zur Vollkommenheit, zum Osten, zur Vergeistigung (das ist der Weg „nach oben“ im Erkenntniszusammenhang).

Die Folge des Erreichens der Stufe einer Vollkommenheit ist die Umkehr des Weges: Der weitere Weg führt vom Osten in den Westen, zur Verkörperung und Materialisierung (das ist der Weg nach unten im Wirkzusammenhang).

Hinsichtlich dieses Wirkens von oben nach unten sind nun interessante Figuren und Konstruktio-



Die Externsteine im Teutoburger Wald

nen zu bemerken: Es sind der Gral (wie er in der Parzivalsage vorkommt), der spirituelle Kraft zum Drachen in die Erde bringt; und es ist der Lichtschacht, in dem die Seele zur Reinkarnation bzw. Verkörperung zur Erde geleitet wird. Es entsteht - im Sinne des Weltenbaumes der Urreligion nach Wirth - ein Zusammenhang von Himmel und Erde: In der Richtung vom Himmel zur Erde wird letztere zu einer durchlichteten und beseelten.

Mit der Verborgenen Geometrie ist nachzuweisen, daß nach der Ordnung des Weltenbaumes die Maria in die Himmels-Region gehört, so daß sie wieder zur Allmutter von Himmel und Erde wird (In dieser Hinsicht ist das Relief nun doch vorchristlich).

Das Einweihungs-Relief, das nun mit Hilfe der templerischen Verborgenen Geometrie seine Geheimnisse preisgibt, ist also ein großes Täuschungs-Projekt: Im kirchen-christlichen Sinne sehen wir ein lateinisches Kreuz. Tatsächlich ist es - nach den templerischen Zahlen - ein quadratisches. Dann sehen wir die Maria in der Zone der „Luft“, wo die Menschen zwischen Erde und Himmel leben. Tatsächlich aber ist sie - nach der Geometrie - im Himmel, als Allmutter von Himmel und Erde. Auch ist der sogenannte Basilisk (der Drache), der nach christlicher Auffassung mit seinen Blicken töten kann, nach der Geometrie der belebende Erddra-

che, der Hüter der Weisheit. Weiterhin ist die „geknickte Irminsul“ nicht geknickt, also unterworfen und unterdrückt (worüber sich redliche Kirchen-Christen freuen mögen), sondern nur das Reststück einer aus eben diesen Resten zu ihrem Vorteil zu rekonstruierenden Irminsul in der Form eines Kreuzes im Quadrat. Die Irminsul verweist also in der Geometrie direkt auf die viergeteilte Erde, in die die Samenkörner gelegt werden.

Die derart in der Beziehung Himmel - Erde zerstörten Anteile (Allmutter als Einheit von Himmel und Erde; Erddrache als Hüter der Weisheit hinsichtlich dieses Zusammenhanges; Erde als durchlichtete und beseelte) werden also nach der Aussage der verborgenen Ebene der Verborgenen Geometrie wieder in ihr Recht gesetzt. Die Trennung von Himmel und Erde wird geheilt.

Beide Aspekte - Himmel und Erde - werden in den beiden Instanzen „Maria“ (links) - vergleichbar mit der Säule „Jakin“ (Gott hat mich geschaffen) - und „Johannes“ (rechts) - vergleichbar mit der Säule „Boas“ (meine Kraft ist in Ihm) - im Relief dargestellt. Die Meistergriffe beider Figuren zeigen speziell deren Aufgaben: Maria ist als Meisterin in ihrem Handgelenk (Meistergriff) verbunden mit dem Wert oder Punkt Natura. Johannes ist als Meister in seinem Handgelenk verbunden mit dem Wert oder Punkt Süd-Osten. Während Johannes zum Himmel



Abb. 2: Die beiden Instanzen „Maria“ (links) und „Johannes“ (rechts).

weist, also auf die Aufgabe einer Vergeistigung, weist Maria auf die Natur, also auf die Aufgabe der Verkörperung. Beide Instanzen werden im Sinne eines Kreislaufes gesehen, der allerdings im oben dargestellten kirchen-christlichen Sinne gestört ist, im templerisch-christlichen Sinne aber als ein heiler (zu heilender, geheilter) dargestellt wird.

Die raffinierte Anpassung an gängige kirchen-christliche Bildthemen und Bildformen hat bis heute das Relief vor genaueren Untersuchungen bewahrt. In der Veröffentlichung „Das Relief an den Externsteinen“ in der EFODON-Edition MESON wird nun der Schleier der Anpassung hinweggenommen und das Relief in seiner zugrundeliegenden, tieferen Bedeutung vorgestellt, als ein templerisches „Ein-

weihungs-Bild“ in der Form einer Freimaurer-Arbeitstafel, die auf die Ansicht einer Welterschöpfung nach der Urreligion zurückgeht.



**Volker Ritters:**

**„Das Relief an den Externsteinen“**

212 Seiten, 66 Abb., Pb.,

ISBN 3-9325939-01-X

EFODON-Best.-Nr. ME-12

DM 25,00

(zzgl. Versandanteil)

# Hale-Bopp: »La cometa per tutti«

© 1997 Dieter Vogl; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 21/1997

## 26. März 1997

Wir, das heißt, zwei Schulklassen, eine Anzahl Studenten aus Pisa und Florenz, eine Handvoll Hobbyastronomen und sogar einige interessierte Touristen, die sich mehr oder weniger zur Piazzale Zara in Viareggio verirrt hatten, fanden uns pünktlich um 19.30 Uhr auf der Terrazza della Repubblica ein, um den angekündigten Kometen Hale-Bopp zu bewundern. Jedoch, wie so oft kommt alles ganz anders. „Der Komet für alle“, wie er laut Prospekt der G.A.V., der Gruppo Astronomico Viareggio, angekündigt wurde, verbarg schamhaft sein Gesicht vor unseren neugierigen Blicken. Der Grund war einfach: von Genua bis Livorno und vom Tyrrhenischen Meer bis zu den Apuanischen Alpen hatte sich eine undurchdringliche Wolkenbank wie ein nachtschwarzer Schleier zwischen uns und den Kometen geschoben. Nur gelegentlich, und zudem auch nur für wenige Sekunden, riss die tiefdunkle Masse kondensierten Wassers auf und gab dann den Blick zum sternengebhangenen Nachthimmel frei. Viel zu kurz, um einen Blick zum Kometen zu erhaschen und seinen - wie man so hört - phänomenalen Anblick richtig würdigen zu können. Vielleicht hätten wir alle, um uns einen Weg zu ersparen, die Hilfe von Meteorologen in Anspruch nehmen sollen, denn dann hätten wir das Wetter und die Sichtbarkeitswahrscheinlichkeit des Kometen gekannt.



In dieser Zeit des Wartens und Hoffens erkennt man, wie ausgeliefert der Mensch im wahrsten Sinne des Wortes dieser unberechenbaren Natur wirklich ist. Seine ganze Technik ist nutzlos, wenn sich die Urgewalten gegen ihn zu verschwören scheinen. Kein Teleskop kann eine solche, immer dichter werdende Wolkenwand durchdringen. Keines der aufgestellten TAL-Hochleistungs-Newton-Teleskope mit ihren stattlichen 150-Millimeter-Optiken konnte dies ändern. Selbst das leistungsfähige und kompakte Intes Micro Alter M-603 mit hochkorrigierender Optik und optimiertem Innenblendensystem war, im wahrsten Sinne des Wortes, vollkommen nutzlos.

Wir waren alle etwas enttäuscht: um so mehr, weil der Komet gerade an diesem Tag, zumindest hier im italienischen Viareggio, seine maximale Leuchtkraft von ca. -1.0 magnitudo (1) zeigen und demnach noch heller als der Komet Hyakutake werden sollte, bevor er im Juni dem inneren Sonnensystem und damit auch dem Planeten Erde, auf seiner langen Odyssee durch das All, den Rücken kehrt. Wenn er dann - viel zu lange für ein Menschenalter - im Jahre 4377 für Menschaugen (?) wieder sichtbar sein wird, ist nichts mehr so, wie es heute ist. Selbst der interessante Diavortrag über Kometen, der den Abend retten sollte, konnte unsere Frustration nicht lindern. Doch, noch gab es einige Chancen, den Kometen mit eigenen Augen zu sehen.

## 8. April 1997

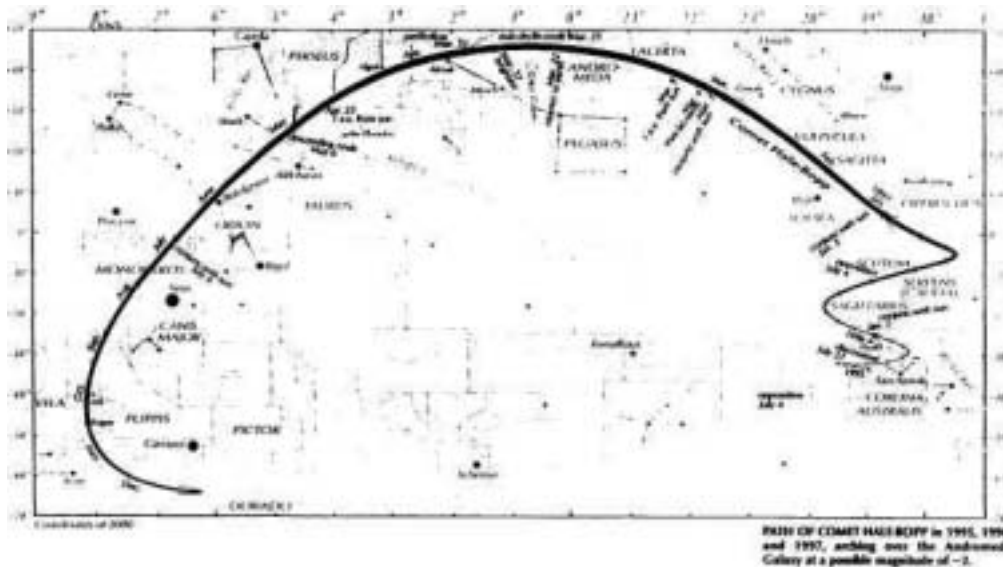
Trotz meines Reinfalls in Viareggio hatte ich mich wieder am verabredeten Treffpunkt der „Sternengucker“ eingefunden. Diesmal - fast jeder italienische Ort hat aus alter Tradition und im Gedenken an Galileo Galilei seine astronomische Gruppierung - wurde die Veranstaltung von der G.A.M., der Gruppo Astrofili Masesi, ausgerichtet.



*Hale-Bopp Anfang März 1997*

Langsam ging die Sonne unter. Das blaue Meer wurde blutrot, und zögernd erschien am dämmerigen Nachthimmel der Mond als schmale, kaum wahrnehmbare Sichel. Vereinzelt wurden Sterne erkennbar und plötzlich - nicht unerwartet - wurde der Komet am beharrlich dunkler werdenden Himmel sichtbar.

Mittlerweile war die Nacht vollkommen hereingebrochen. Je dunkler der Himmel wurde, um so imposanter trat der Komet in Erscheinung. Erst schemenhaft, dann immer prägnanter, trat der lange Schweif aus Ionen hervor, und ebenso gut erkennbar wurde die Koma, die Gashülle, die den Kopf des Kometen umgibt. Schon mit unbewaffnetem Auge war der Komet deutlich zu betrachten. Je tiefer die Nacht wurde, um so plastischer zeichnete sich der Komet in all seiner Pracht am Nachthimmel ab.



*Grafik der sichtbaren Bahn von Hale-Popp von 1995 bis Ende 1997 (L. Berlacher)*

Während ich über den Kometen nachdachte, hatten sich doch noch viele Menschen am Steg eingefunden. Die Profis unter den Astronomen hatten ein computergesteuertes Starfinder-16-Teleskop von Meade aufgestellt. Hier war der Andrang der Interessierten natürlich sehr groß, denn jeder wusste, dass er dieses Schauspiel nie mehr erleben wird. Jeder wollte somit einen Blick auf den Kometen erhaschen. Auch ich stellte mich an, denn mein kleines Fernglas, zumal es kein Nachtglas ist und zudem nur eine kleine Brennweite hat, war in seiner Funktion doch recht begrenzt.

Und endlich kam auch ich an die Reihe: Beim Anblick des Kometen schoss mir unwillkürlich ein „Oh!“ durch den Kopf, denn das, was ich sah, war wirklich außergewöhnlich beeindruckend. Deut-

lich erblickte ich den Kopf des Kometen mit der Koma (2), die ihn wie einen Heiligenschein umgab. Ich sah, dank der hohen Vergrößerung des Teleskops, den ständigen Ausstoß von Staub- und Gasparkeln, die sich zu den schwachen Strukturen der verschiedenen Schweife formten. Leider konnte auch dieses technische Wunderwerk an Teleskop nicht die ganze Bandbreite von Erscheinungen zeigen, die sich beispielsweise innerhalb der Koma abspielten. Die „Jets“ (3) beispielsweise blieben für uns unsichtbar. Hierfür wäre ein noch größeres Teleskop nötig gewesen. Aber auch ohne diese Phänomene war für mich, als Laie, der Blick durch das Teleskop auf den Kometen ein gigantisches Erlebnis.

Viel zu schnell war jedoch wieder alles vorbei, und das obligatorische Fingertippen auf meine Schulter riss mich aus den aufkeimenden Träumen. Auch der Rest der Anwesenden wollte natürlich einen Blick auf den Kometen werfen. Trotzdem trennte ich mich nur sehr schwer von der imposanten Erscheinung. In Gedanken an den Kometen trat ich den Heimweg an. Langsam wurde mir bewusst, dass das, was ich sah, eine Einmaligkeit war. Eine Ausnahmeerscheinung, die viele Generationen nach mir nicht mehr sehen würden.

### ***Die Heimat der Kometen***

Die Heimat der meisten Kometen soll mit hoher Wahrscheinlichkeit der „Kuiper-Ring“ und die „Oortsche Wolke“ sein (4). Zumindest werden von professionellen Astronomen in diesen Regionen die meisten kometenartigen Objekte entdeckt. Im Jahr sind dies durchschnittlich immerhin sechs Stück.



*Die sechs Jets des Kometen (Observatorio del Teide/Teneriffa)*

Den Kuiper-Ring stellt man sich als einen scheibenförmigen Materiebereich am Rande unseres Sonnensystems vor (5), in dem sich unzählige eishaltige Himmelskörper aufhalten sollen und als „schmutzige Schneebälle“ ihre Bahn ziehen. Dieser Ring beginnt theoretisch in unmittelbarer Nähe zur Umlaufbahn des Pluto. Je weiter er sich aber vom Pluto entfernt, um so mehr erstreckt er sich nach oben und unten und geht schließlich in die sogenannte Oortsche Wolke (6) über. In erster Linie haben im Kuiper-Ring die kurzperiodischen Kometen (7) (vermutlich auch der Komet Halley) ihren Ursprung.

Die Oortsche Wolke ist eine kosmische Region, von der vermutet wird, dass sie unser gesamtes Sonnensystem umgibt. Sie soll schätzungsweise ca. 100 Milliarden Kometen enthalten. Durch Beinahezusammenstöße mit anderen Himmelskörpern oder durch Beeinflussung durch deren Schwerkraftfelder können diese Eis- und Gesteinsbrocken zu Kometen werden und auf ihrer angestammten Bahn so drastisch gestört werden, dass sie infolge dieser Störung eine unvorhersehbare Bahn einschlagen. Eine Richtung, die diese Vagabunden des Universums auf ihrer Reise oftmals geradewegs ins Innere des Sonnensystems führt, und danach wieder direkt in die Tiefe des Alls.

Hier, in der Oortschen Wolke, sollen die langperiodischen Kometen ihren Ursprung haben. Vermutlich hat auch der kosmische Wanderer Hale-Bopp vor Jahrtausenden seinen langen Weg durch



das Universum von hier aus aufgenommen, denn er gehört zu jenen Kometen, die das Sonnensystem nicht nur durchqueren, sondern auch verlassen, um dann wieder spurlos in den Tiefen des Alls verschwinden. Irgendwann wird er möglicherweise in einem anderen Sonnensystem auf irgendeinen Planeten stürzen, dort zerschellen und für katastrophale Verhältnisse sorgen.

### ***Aussehen und Zusammensetzung der Kometen***

Vereinzelt, insbesondere wenn Kometen ins Innere unseres Sonnensystems vordringen, dadurch zwangsläufig mehr Sonnenstrahlen empfangen und daraufhin das Eis auf der Oberfläche der Kometen verdampft wird, erreichen sie eine derartige Helligkeit, dass sie der Beobachter gelegentlich - wie den Kometen Hale-Bopp - sogar mit bloßem Auge sehen kann. Denn der aus Staub und ionisierten Gasen bestehende Schweif ist bei den imposantesten Kometenerscheinungen manchmal mehr als 250 Millionen Kilometer lang. Der Schweif von Hale-Bopp - dem größten Kometen, der in den letzten zwanzig Jahren die Laufbahn der Erde gekreuzt hat, und der auch in absehbarer Zeit höchstwahrscheinlich der größte bleiben wird - hatte immerhin eine Länge von nahezu 100 Millionen Kilometern.

Der exakte Beobachter kann überdies zwei Schweife voneinander unterscheiden. Einerseits ist dies der schon erwähnte Ionenschweif, andererseits ein Staubschweif. Die Schweife selbst bilden sich, weil die verdampfenden Eismassen des Kometen ununterbrochen Staub- und Gaspartikel in den Weltraum hinausschleudern. Das Gas wird dabei ständig ionisiert und kann deshalb vom Sonnenwind in entgegengesetzter, vollkommen gerader Richtung von der Sonne weggeweht werden. Der Staubschweif hingegen wird nicht vom Sonnenwind beeinflusst. Ein Grund, warum er fächerförmig aussieht und sich in entgegengesetzter Richtung zur Bewegungsrichtung des Kometen zeigt. Ausgangspunkt dieses Phänomens ist der sogenannte Kern, der im Kopf des Kometen liegt. Der Kern eines Kometen kann zwischen einem und tausend Kilometer groß sein. Er besteht in aller Regel aus Gestein, Eis und verschiedenen Gasen. Umgeben wird der Kopf des Kometen von einer nebeligen Gashülle. Diese Gashülle, überwiegend bestehend aus Wasserstoff, hat verschiedentlich einen Durchmesser von zehn bis hundert Kilometer. „Hale-Bopp“, so schreibt der Spiegel (14/97, Seite 217), „beeindruckte die astronomisch seriösen Himmelforscher alleine schon durch seine schiere Masse. Die fliegende Frostkugel ist größer als die größten Berge der Erde. Mit einem Durchmesser von 40 Kilometern enthält er: - in gefrorener Form - mehr Wasser als die Ostsee. Kaum wurde je ein solches Schwergewicht am Firmament gesichtet.“

### ***Die Nacht vom 23. zum 24. Juli 1995***

Obwohl der Komet das letzte Mal im Jahre 2213 v.d.Z. die Erde passiert haben soll, ihn vielleicht auch schon damals Menschen beobachteten und diese ihn - wenn er es war - sogar mit recht großer Wahrscheinlichkeit in der Bibel verewigt haben, ist er von der Menschheit im Laufe seiner langen Wanderschaft wieder vergessen worden. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juli wurde er von den Astronomen Alan Hale (Clouderoft/New Mexiko) und Thomas Bopp (Phönix/Arizona) jedoch wiederentdeckt. Der Mythos um ihn ist zu neuem Leben erweckt.



*Hale-Bopp*



Unabhängig voneinander beobachteten ihn die beiden Astronomen, als er, in unmittelbarer Nähe des Kugelsternhaufens M 70 im Sternbild des Schützen, als ein schwach leuchtendes Objekt auftauchte. Ein kleines, unscheinbares Gebilde, das das Aussehen eines Nebelwölkchens hatte und sich nur durch seine relativ schnelle Bewegung zu den anderen Himmelskörpern als Komet identifizieren ließ. Alan Hale sagte beispielsweise in einem Interview in der Zeitschrift „Star Observer“ (2/97, Seite 39), er habe sofort gemerkt, dass in dieser Region am Himmel etwas „nicht in Ordnung“ sei. Nach mehrmaliger Überprüfung anhand gebräuchlicher Sternkarten und nach Rückfrage bei der IAU, der International Astronomical Union, waren sich beide sicher: sie hatten einen neuen Kometen entdeckt. Eigenständig voneinander und nach den notwendigen Kontrollen, die sicherstellen sollten, dass es an dieser Stelle des Himmels keine katalogisierten Objekte gab und dass sich der betreffende Gegenstand selbst gegen den Hintergrund des Sternenhimmels bewegte, meldeten sie ihre Entdeckung der IAU. Alan Hale war nur zwanzig Minuten schneller als Thomas Bopp. Die IAU würdigte die beiden Entdecker des Kometen dadurch, dass sie, in der Reihenfolge der eingegangenen Meldungen, ihm den Namen „Hale-Bopp“ gaben.

### ***Kometen - Himmelskörper auf Kollisionskurs***

Geht man in die Vergangenheit der Menschheit zurück, dann müssen wir zugeben, dass die Panik der Menschen nicht unbegründet ist, denn sowohl auf dem Planeten Erde, auf dem Mond als auch auf anderen Planeten unseres Sonnensystems finden ständig derartige Katastrophen statt. Erst im Jahre 1994, als der nach dem Ehepaar Carolyn und Eugene Shoemaker und David Levy benannte Komet auf den Jupiter stürzte, wurde uns allen wieder bewusst, dass kosmische Zusammenstöße eben doch nicht ins Reich der Phantasie gehören. Astronomen konnten recht exakt beobachten, wie die bis zu zwanzig Kilometer großen Brocken - aufgereiht wie auf einer Perlenkette - in die Atmosphäre des Jupiter eindringen. Aber Jupiter ist keine Ausnahme. Wie wir heute wissen, gab es auch auf unseren Nachbarplaneten derartige Einschläge. Die gesichteten Krater auf dem Merkur, der Venus und dem Mars zeigen deutlich, dass Kollisionen mit Himmelskörpern ganz normal sind.



*Hale-Bopp mit seinen zwei Schweifen*

Betrachten wir uns beispielsweise unseren Mond, dann finden wir kaum einen Platz, der noch nicht von einem Kometen, Asteroiden oder Meteoriten getroffen wurde. Astronomen haben auf der uns zugekehrten Mondseite über 10.000 Einschlagkrater zählen können. Viele von ihnen enthalten sogar in ihrem Inneren wieder kleinere und größere Krater, die wiederum darauf hindeuten, dass dieselbe Stelle mehrfach getroffen wurde. Selbst die Mondrückseite, dies konnten NASA-Fotos dokumentieren, zeigen deutliche Einschlagspuren. Es entsteht beim Anblick des Mondes der Eindruck, als wäre er im Laufe der Zeit einem regelrechten Bombenhagel ausgesetzt gewesen.

Bleibt man auf der Erde, dann finden wir auch hier eine Fülle von Kratern, die auf einen Zusammenstoß mit einem dieser himmlischen Rowdies zurückzuführen sind. Der Sudbury-Krater in Ka-

nada, der Vredefort-Krater in Südafrika, der Meteorkrater von Arizona und auch das Nördlinger Ries sind beredte Beispiele, die mit aller Deutlichkeit zeigen, mit welchen gigantischen Kräften zu rechnen ist, wenn eine derartige Kosmobombe auf der Erde einschlägt.

Die Auswirkungen dieser Kräfte würden gigantisch sein. Für Sekunden, vielleicht sogar für Minuten, würde der Himmel in blendendes Licht getaucht werden. Die Luft würde sich schlagartig erhitzen und ein fürchterliches Dröhnen würde überall hörbar sein. Eine glutheiße Druckwelle würde um den Erdball fegen. Die Erde würde von Erdbeben und Vulkanausbrüchen erschüttert werden und womöglich, vor allem wenn sich der aufgewirbelte Staub und Dreck in der Atmosphäre ausbreitet, würde das Leben auf dem Planeten Erde ein jähes Ende nehmen. Aber dies ist ein apokalyptisches Szenario, das sich vorwiegend bei einem Meteoreinschlag ereignen würde. Kometen sind vergleichsweise harmlose Gesellen, denn ihr Kern besteht im Gegensatz zu den festen Kernen von Meteoriten und Asteroiden meistens nur aus lockerer Substanz. Dr. Richard West, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Europäischen Südsternwarte ESO, meint in einem Interview in Bild der Wissenschaft (7/94, Seite 62), dass sich der Kern eines Kometen schon beim Eintritt in die Erdatmosphäre in seine Einzelteile auflöse. Wirklich gefährlich könnten deshalb nur große Kometen der Erde werden (8). Hale-Bopp wäre ein solcher Komet gewesen, aber er zog es vor, die Erde nicht zu berühren.

### ***Die Zeit danach***

Der Schweifstern Hale-Bopp ist in einem Abstand von 194 Millionen Kilometern zur Erde - rund 40 Millionen Kilometer mehr, als die Sonne von der Erde entfernt ist - weitergezogen. Er setzte seine Rundreise in die Tiefe des Universums fort. Und die vielen theatralisch angekündigten Finale der Welt und der schon in den Mythen angekündigte Weltbrand, sie sind alle nicht eingetroffen! Die Welt ist nicht, im vorab von Wahrsagern und Astrologen prophezeiten Inferno, in Millionen und Abermillionen Stücke zerborsten. Keine gigantische Druckwelle knickte Bäume um, keine unerträgliche Hitzewelle ließ die Kleider am Leib verbrennen, keine haushohe Flutwelle folgte der Bahn des Kometen, keine überdimensionale Explosion verursachte einen Blitz, der an die Ausmaße der Atombombe von Hiroshima erinnert hätte und kein einziges Leben starb in der angekündigten, aber dennoch wieder einmal nicht eingetroffenen Pestilenz. Die Menschheit hat nicht, wie im Spiegel (14/97, ab Seite 212) marktschreierisch postuliert, das Horrorgesicht des Weltalls gesehen.

Das gelegentlich publizierte Horrorszenarium blieb aus, und das Desaster - der böse Stern - zog am Planeten Erde vorüber, ohne jegliche Spuren zu hinterlassen. Astrologen, UFO-Gläubige und Katastrophensüchtige wurden - wie so oft - Lügen gestraft, weil keines der vielen Endzeitszenarien eintraf. Die 39 Menschen, die beispielsweise in den USA einer Weltuntergangssekte angehörten und den Panikmachern verfallen waren, womöglich sogar glaubten, dass durch den Kometen Hale-Bopp die „apokalyptischen Reiter“ entfesselt und, losgelöst von ihren kosmischen Ketten, die Welt und den Menschen vernichten würden, haben sich ganz umsonst das Leben genommen. Denn der Komet Hale-Bopp war, was professionelle Astronomen ganz exakt vorausberechnet hatten, für den Planeten Erde alles andere als ein Vorbote apokalyptischer Kataklysmen.

Selbstredend kam auch kein saturnähnliches Raumschiff extraterrestrischer Invasoren im „Windschatten“ des Kometen zur Erde, und alle Verschwörungstheorien aus den Reihen der UFO-Hörigen entpuppten sich im Nachhinein als abenteuerliche Chimären. Einzelne Autoren haben schnell ein passendes Buch auf den Markt gebracht, dabei recht geschickt mit den Ängsten der Leser gespielt und mit dem vorgetragenen Pseudowissen die schnelle Mark gemacht. Für manche fragwürdige Illustrierte diente Hale-Bopp offensichtlich lediglich als himmlische Werbekampagne ihrer unausgegorenen Endzeit- und UFO-Utopien. Dass der Jahrtausendkomet Hale-Bopp mit Nibiru, dem von Zecharia Sitchin postulierten Planeten der Anunnaki, identisch sein soll, kann jetzt mit Fug und Recht verneint werden. Hale-Bopp war viel harmloser, als es viele wahrhaben wollen, und das einzige, das diesen Kometen für uns Laien so bewundernswürdig macht, ist sein prachtvolles Aussehen.

## **Anmerkungen**

- 1 Die Größenklasse (Helligkeit) eines Gestirns.
- 2 Die den Kometenkern umgebende Gas- und Staubhülle.
- 3 Lange, dünne Emissionsstrukturen, die üblicherweise mit Materieabströmungen in Verbindung gebracht werden.
- 4 Anm. d. Red.: Allerdings muss einschränkend angemerkt werden, dass weder der „Kuiper-Ring“ noch die „Oortsche Wolke“ bisher definitiv nachgewiesen werden konnte. Beide basieren bisher nur auf Annahmen und Berechnungen. Auch die 1973 ins All geschickte Raumsonde „Mariner 10“, die bereits vor Jahren unser Sonnensystem verlassen hat und inzwischen weit in den interstellaren Raum vorgedrungen ist, konnte keinen definitiven Nachweis erbringen. Der Funkkontakt zu Mariner 10 wurde übrigens dieser Tage von der NASA eingestellt.
- 5 Ihre Gesamtmasse soll geringer sein als die Masse der Erde (Lexikon der Astronomie, Heidelberg 1995).
- 6 Oortsche Wolke: Nach der Theorie von J. H. Oort soll um unser Sonnensystem eine Schale oder ein Halo aus Kometen existieren, die sich von weit außerhalb der äußeren Planeten bis halbwegs zu den nächsten Sternen erstrecken soll (Lexikon der Astronomie, Heidelberg 1995).
- 7 Umlaufzeiten weniger als 15 Jahre.
- 8 Anm. d. Red.: Hierzu siehe Alexander und Edith Tollmann: „Und die Sintflut gab es doch“, München 1993, die aufgrund von Kometeneinschlägen größere Katastrophen rekonstruieren.

# Skandinavische Felsbilder - Hieroglyphen des Nordens

© 1997 Heinz Günther Birk; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 20/1997

Der moderne Mensch geht ja mit der Zeit. Nachdem er sämtliche Sparpreisangebote der Reisebranche für „individuellen“ Urlaub, z.B. auf Mallorca, abgegrast hat und nach einigen Jahren jeden Barkeeper mit Namen kennt, kommt ihm vielleicht irgendwann die Erleuchtung. Die Welt ist groß; woanders gibt es auch interessante Dinge zu sehen. Warum eigentlich immer nur nach Süden, der Sonne entgegen? Schlagen wir doch mal die andere Richtung ein. Dort ist es zwar nicht so warm wie in Mallorca, aber dafür hat man die Mitternachtssonne.

Gesagt, getan, rauf auf die Fähre und ab in die dunklen Urwälder Schwedens. Meist unwissend fährt der gutgelaunte Tourist am Weltkulturerbe der Menschheit vorüber. Doch wie ist das zu erklären? Das wäre ja genauso, als wenn der Weltreisende auf seiner Tour durch das Land der Pharaonen kein Interesse an den Pyramiden hätte. Tatsächlich gibt es hier im hohen Norden durchaus Gleichwertiges.

Die Vereinten Nationen, in Europa durch die UNESCO moderiert, haben erfreulicherweise den Begriff des Weltkulturerbes kreiert. Dazu zählen seit 1994 die sogenannten Hällristnings, zu deutsch: Felsritzungen, also, beritzte Steine oder Felsen. Tatsächlich, so hat es die UNO entschieden, sind eben diese Felsritzungen in den Katalog des zu schützenden Erbes der Menschheit aufzunehmen. Sie sind auch nicht etwa am Schluss dieser Tabelle zu finden, sondern im Gegenteil in der obersten Kategorie und somit gleichgestellt mit den drei großen Pyramiden von Gizeh!

Der Kritiker mag einwenden, dass dies alles doch sicher nur geschah, um der UNO ein paar Dollars abzuschwatzen. Um die Hintergründe zu verstehen, müssen wir uns zuerst einmal damit befassen, was Felsbilder - pardon, -Ritzungen, eigentlich sind. Keinesfalls sind dies primitive barbarischheidnische Schmierereien irgendwelcher Tiergottverehrer.

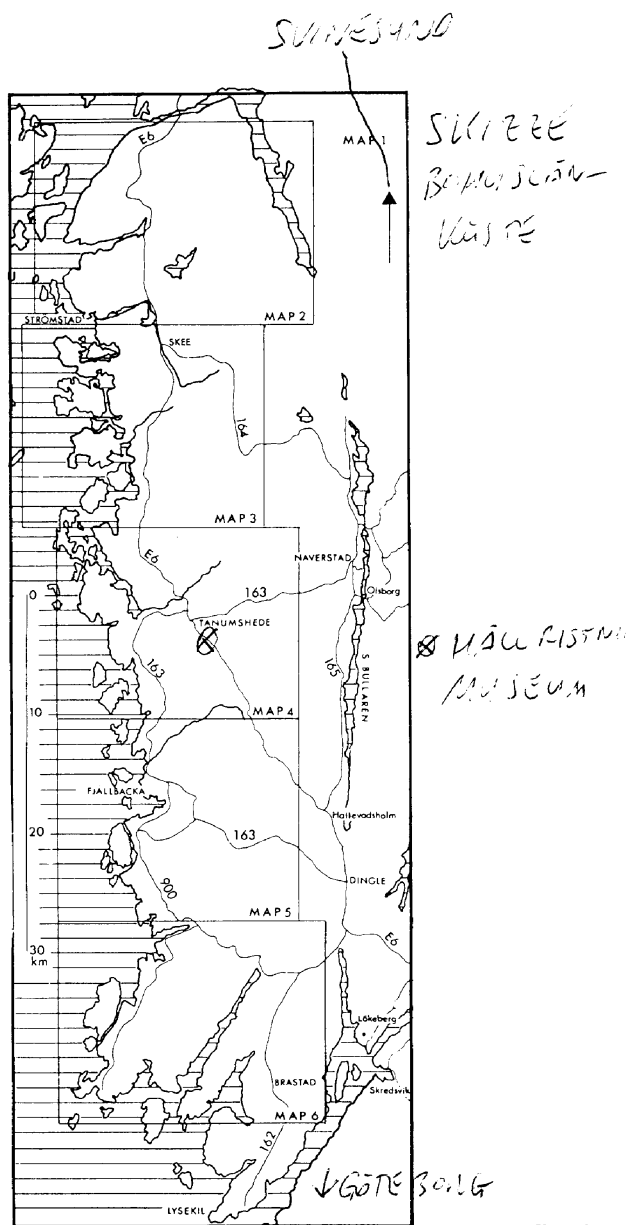
Und hier haben wir auch schon die offizielle Deutung zur Hand. Danach sollen dies Impressionen einer archaischen Kultur gewesen sein, welche einst die Naturgewalten wie Donner, Blitz und Hagelschlag personifizierte. Allerdings dürfte gerade eine solche Annahme schwerlich den Anlass für die UNO geliefert haben, diese archaischen Motive den Pyramiden von Gizeh gleichzustellen. Es muss schon mehr dahinterstecken, was auch der Fall ist.

Rund um den Globus haben unsere Altvorderen ihre Welt, so wie sie sie sahen, in Abbildungen der Nachwelt hinterlassen. Ob Felsgravuren, Malereien oder Ritzungen - überall sind die Hinterlassenschaften der prähistorischen Künstler zu finden. Dennoch gibt es einige kleine, aber doch bedeutende Unterschiede. In südfranzösischen Höhlen, im nordafrikanischen Tassili-Gebirge, in Nordsibirien oder an der Eismeerküste (1) lassen sich unschwer Jagdmotive erkennen. Doch in Skandinavien ist es irgendwie anders.

Die hier zu bewundernden Bilder sind eben nicht aufgemalt, sondern eingeritzt. Deshalb auch die schwedische Bezeichnung „Hällristnings“. Tatsächlich findet man hier keine Motive, die man bäuerlichen Frühkulturen aus der frühen Bronzezeit (offizielle Definition) zuschreiben könnte. Nichts von Ackerbau und Viehzucht, nichts von notwendiger Nahrungsergänzung durch Jagd und Fischfang. Stattdessen Motive, die mit nichts, was in Wald und Flur vorkommt, etwas zu tun haben; sondern eher technische Impressionen aus einer scheinbar anderen Welt. Gehörnte Zauberer (Bild 1 und 2), axtbewaffnete „Traelleborg-Krieger“ (2), welche nach Art mittelalterlicher Ritter ihr Wappen auf dem Körper tragen, müssen also etwas anderes bedeuten.

Als wissbegieriger Reisender kommt man natürlich zuerst zum Hauptmuseum in der Nähe der Stadt Tanumshede. Für den für schwedische Verhältnisse recht moderaten Eintrittspreis von 20 Kronen erhält man leihweise eine erklärende Mappe in die Hand. Nach einer Einführung über das Leben der Menschen in der frühen Bronzezeit werden dann die häufigsten und wichtigsten Felsritzungen erklärt. So sollen diese etwa 3.500 Jahre vor der Gegenwart entstanden sein. Die Traelleborgkreuze beispielsweise sollen Sonnenräder gewesen sein. Die zahlreichen Schiffsdarstellungen (allein in der Provinz Bohuslän zählte man bisher an die 10.000) werden mit dem ägyptischen Totenkult in Ver-

bindung gebracht (Bild 3). Tatsächlich kommt man mit dem Begriff „Fruchtbarkeitskult“ den zugrundeliegenden Motiven der prähistorischen Felsritzungen sehr nahe. Neben der offiziellen wissenschaftlichen Definition sind diese Steine im Volksmund als Elfensteine bekannt. So sollen sich noch im 19. Jahrhundert Frauen, denen der Kinderwunsch versagt blieb, auf diese Steine gesetzt haben - vorzugsweise bei Vollmond, wie im Museum zu erfahren ist.

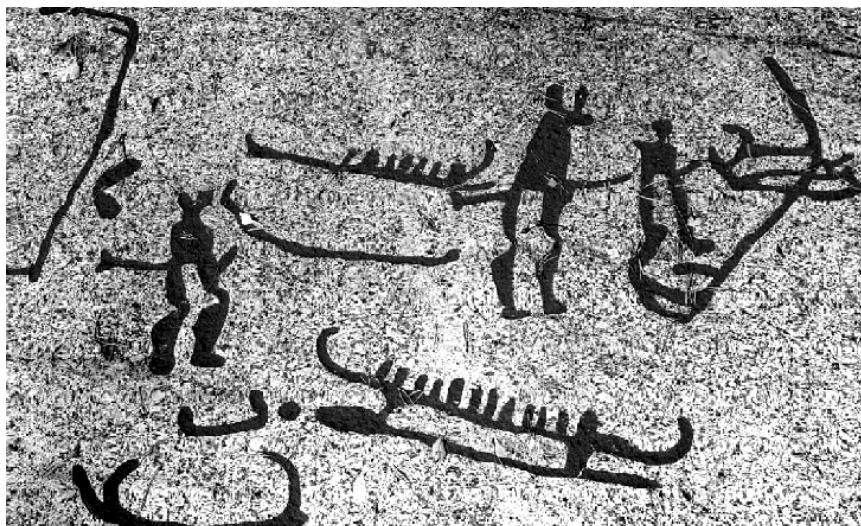


Karte 1.

Skizze zur Bonuscan-Küste  
X = Hallristning-Museum

Mit der wissenschaftlichen Ausdeutung des Felsritzungen befasst sich die Scandinavian Society of Prehistoric Art, welche hier in einem weiteren Hällristning-Museum in Underslös Feldforschung vor Ort betreibt (3). Für ihre Mitglieder (eine Mitgliedschaft steht jedermann offen) publiziert die

Society ihre Ergebnisse in einer Jahresschrift, der sogenannten „Adoranten-Arskrift“ (4). Allerdings, und das ist für unsere Besprechung von Bedeutung, ist hierin nicht von archaischen Motiven die Rede. So diskutiert in der jüngsten Ausgabe (5) ein Herr Dr. Sturm-Berger diese Felsritzungen als Quelle heutiger Religionen. Tatsächlich gibt ein Vergleich der in Skandinavien zu sehenden Abbildungen mit solchen aus anderen Teilen der Welt Rätsel auf.



*Abb. 1: Gehörnte Wesen*

Durchaus gleiche Motive finden sich im italienischen Val Camonica, auf der Insel Kreta und sogar auf dem amerikanischen Kontinent. So zeigt Bild 4 ein Motiv, das zwar offiziell als „Maibaum“ bezeichnet wird, jedoch höchst verdächtige Gemeinsamkeiten mit südamerikanischen Maya-Riten aufweist (z.B. Vera Cruz).

Die Schwierigkeiten, denen sich die vor Ort tätigen Forscher gegenüber sehen, erschöpfen sich nicht in der recht komplizierten Deutung der Motive, oder in den weltweiten Gemeinsamkeiten angeblich nichts voneinander wissender Kulturen. Man weiß über das Volk der Kunstschaffenden nicht viel. Bezeichnungen wie „Präkelten“ (Anm. d. Red.: Das wäre zur Zeit der „Megalithiker“!) besagen im Grunde nichts. Vor allem wäre es interessant zu wissen, wann und über welche Zeiträume hinweg diese Bilder entstanden. Die dem Interessierten angebotene Deutung, diese seien ca. vor 3.500 Jahren angefertigt worden, lohnt allerdings ein kritisches Nachfragen.

Obwohl diese Felsritzungen in nahezu ganz Skandinavien, in immer gleicher Art und Weise ausgeführt, zu finden sind, ist die Provinz Bohuslän (siehe Skizzen) die mit den zahlenmäßig häufigsten Felsritzungen. Dazu lohnt es sich, einiges über die Besonderheiten, vor allem des Nordens dieser Provinz, zu erfahren. Nördlich der Stadt Göteborg zieht sie sich hinauf bis zur berühmten Svinesund-Brücke, die zugleich der Grenzübergang nach Norwegen ist. Heutzutage, jedem Nordlandkundigen geläufig, führt hier die Europastraße 6 bis hinauf zum Nordkap. Westlich dieser bedeutenden Straße liegt eine der schönsten Landschaften Schwedens - die Schärenküste mit vielen hundert Inseln, mit Fjorden, die zum Teil über 100 km tief ins Land reichen.

Hervorragende Segelreviere, nahezu unberührte Natur- und Landschaftsschutzgebiete, sowie male-riche Fischerorte machen eine Reise zum unvergesslichen Erlebnis. Ein köstlich zubereitetes Fischgericht in der Stadt Fjällbacka, in einer der dort vorhandenen gemütlichen Fischerkaten, wo die Zeit stillgestanden zu sein scheint, lässt einen recht gut die Vorliebe des großen schwedischen Literaten Ingmar Bergmann für diese Gegend nachempfinden.

Für uns wesentlich ist vor allem die Topographie dieser Provinz (6). Gut ein Drittel Bohuslans (nicht nur die Schärenküste) besteht aus Felsen. Daneben gibt es viel Sand- und Heideböden, weshalb die ackerbauliche Nutzung eine untergeordnete Rolle spielt. Vieh- und Weidewirtschaft, besonders Schafe und Ziegen, stellen das Erwerbspotential hiesiger Landwirtschaft dar.



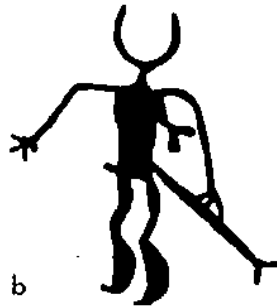


Abb. 2: Gehörnter „Zauberer“

Was die offizielle Deutung im Hinblick auf die Bronzezeit etwas fragwürdig macht, sind die hier anzutreffenden Felsen. Diese bestehen aus Granitgestein, eine der härtesten Gesteinsarten. Es erscheint rätselhaft, wenn man vor einem beritzten Paneel steht, wie unsere Vorfahren wohl dieses mit weichem Bronzewerkzeug bearbeitet haben mögen. Überall findet man unglaublich präzise bearbeitete Steingiganten, die, der Schulwissenschaft zufolge, ohne Eisen und Stahl bearbeitet worden sein sollen. Kein Wunder, dass sich die Stimmen mehren, die diese hohen Altersangaben anzweifeln.

Aus diesen Überlegungen heraus schrieb auch Dr. Horst Friedrich aus dem bayerischen Wörthsee an den Verfasser: „Meiner Meinung nach sind diese Felsritzungen bedeutend jünger.“ Dass es sich hier nicht um eine Außenseitermeinung handelt, macht eine persönliche Inaugenscheinnahme recht schnell deutlich. Das Fazit an diesem Punkt lautet schlicht und einfach, genau weiß es bislang niemand.

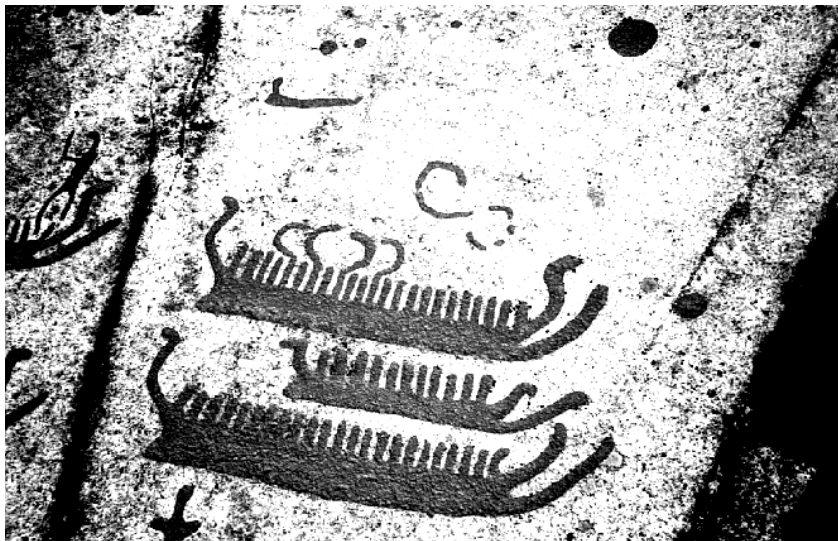


Abb. 3

Nahezu sämtliche Besprechungen lehnen sich ja an offiziell akzeptierten Historien an. Solche Zeit- tafeln, immer wieder gerne genommen, beschreiben genau, wann der Mensch in der Steinzeit, der Kupfer-, der Bronze- und der Eisenzeit lebte. Gegensätzliche Szenarien sind bis heute nur selten ernsthaft in Erwägung gezogen worden. Wieso eigentlich begannen unsere prähistorischen Metall- urgen mit einer gar nicht mal so einfachen Legierung? Bronze besteht ja zu neun Teilen aus Kupfer und zu einem Teil aus Zinn. Der Verhüttungsprozess ist nicht so einfach wie es scheint. Der Bron- zeguss war sicher eine hohe Kunst. Verstand der Metallurg sein Handwerk nicht, stand er recht bald vor einem ansehnlichen Schrotthaufen. Es fällt nicht leicht sich vorzustellen, warum es Jahr- hunde dauerte, bis unsere Altvordenen auf die Idee kamen, das viel brauchbarere Eisen zu verarbeiten

(Anm. d. Red.: Zumal das einfacher ist, als die Bronzeherstellung).. Das in vielen Gegenden zu findende Meteoriteneisen hätte ohne weiteres auch mit einfachen Feuerschmelzen verflüssigt werden können. Formen herzustellen, war dem prähistorischen Menschen auch nicht unbekannt, soll doch die Töpferei bereits den Steinzeitlern bekannt gewesen sein. Möglicherweise gar haben Hersteller von im Ofen gebrannter Tonware (Eisenstäube befinden sich ja in Tonerde) das Schmelzen und Bearbeiten von Metall erfunden.

Wenn wir also an dieser Stelle das Bearbeiten von Granitgestein an das Vorhandensein eiserner Werkzeuge knüpfen, gibt es durchaus interessante Theorien dazu. Theorien, die auch die Möglichkeit eines bedeutend älteren Entstehungsdatums dieser Kunstwerke diskutabel erscheinen lassen.

Die Amerikaner Dr. Richard Thompson und Michael Cremo (7) machen solche Gedanken durchaus salonfähig. In nur schwer zu widerlegender Argumentationskette werden auch hier die heißgeliebten Darwinschen Evolutionstheorien kritisch hinterfragt. Sie diskutieren durchaus veritable Spuren, Funde von Skeletten und Steinwerkzeugen, die vielfach in situ, in geologischen Schichten gefunden wurden, welche mindestens dem Pliozän, zum Teil sogar dem Eozän zugewiesen werden müssen (8). An der Meeresküste Argentiniens fanden sich Feuerstellen mit merkwürdig verglastem Boden. Zu der angeblich „zufällig“ entstandenen Konsistenz dieser Verglasungen wie z.B. vulkanische Tätigkeit oder Steppenbrand, präsentieren Thompson & Cremo unangenehme Analyseergebnisse, welche an hochmoderne Hochofenschlacke des Ruhrgebietes erinnern. Für unsere Diskussion wesentlich ist jedoch der Vergleich der beiden Amerikaner mit in Schweden gefundenen Verglasungen prähistorischer Eisenverhütter. Ziehen wir an dieser Stelle im Kontext unserer Besprechung das sich aufdrängende Fazit.

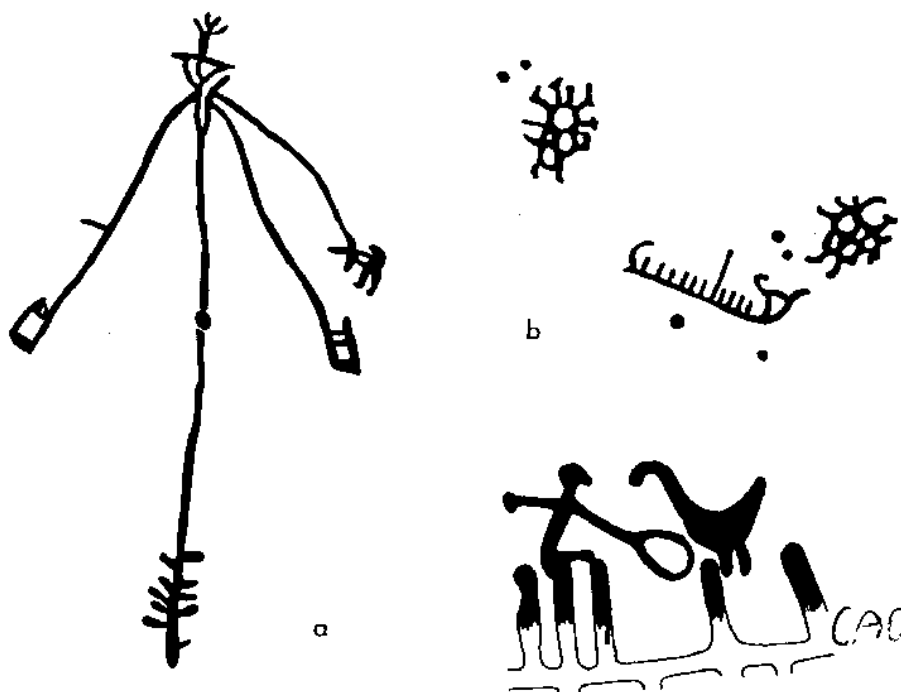


Abb. 4: Links ein „Maibaum“

Wer, wann und wo auch immer diese Bilder in Stein ritzte, war alles andere als archaisch, primitiv oder barbarisch. Identische „Maibäume“ in Schweden und Mexiko sprechen gegen isolierte „heidnische“ Tierreligionen. Global bekannte, metallurgische Kenntnisse der Prähistorie können nicht „primitiven“ Horden, welche vor ca. 25.000 Jahren nach Amerika einwanderten, zugeschrieben werden. Das „Licht der Hochzivilisation“ brannte schon lange vor Erscheinen der missionierenden Überbringer der „frohen Botschaft“. Auf unserem Planeten Erde gab es in der Vergangenheit genau das, was wir mit Hochzivilisation übersetzen. Wir müssen vielleicht umdenken. Wir sind



nicht die Krone der Schöpfung, nicht diejenigen, welche mehr wissen als alle, die jemals diesen Planeten bewohnten.

Hochkulturen, Hochzivilisationen sind offenbar gekommen und gegangen. Es traten Ereignisse ein, die exakt den ewigen Naturgesetzen vom Werden und Vergehen entsprechen. Globale Katastrophen, Erde im Aufruhr, Welten im Zusammenstoß, wie vom verfeimten Immanuel Velikovsky postuliert. So wie es der Gründer des antiken Griechenland, Solon, vom ägyptischen Priester in Sais erfahren haben will. „Ihr Griechen seid Kinder“, so die Aussage des Priesters. Der Philosoph Platon gibt der Nachwelt in seinem großen Werk, der Kritias, die Worte des Ägypters zum Bedenken wieder.

Immer wieder haben Sintfluten und Weltenbrände die Krone der Schöpfung vernichtet. Immer wieder begannen die Kinder Griechenlands, nach Art des Sisyphus erneut, den langwierigen Prozess von Anfang an. Kannten die Felsritzer Skandinaviens die von Platon überlieferte Erkenntnis? Sind ihre Motive aus dem Bedürfnis heraus entstanden, etwaigen späteren Menschengeschlechtern etwas über ihr Leben, ihre Kultur zu überliefern? Nachrichten in Stein zu verewigen, die ihren eigenen Untergang überdauerten? Sie wählten aus ihrer Sicht eine möglichst einfache Bilder- und Symbolsprache.

Werden wir unsere Ahnen je verstehen? Die Botschaft dieser Altvorderen? „Seht her, ihr Kronen der Schöpfung, es gab bereits eine frühgeschichtliche Technologie.“ - Spuren in Stein, die nie verwehen.

### **Literatur und Anmerkungen**

1. Nordsibirische Felsbilder an der Eismeerküste Prof. Miroslav Ksica und Olga Ksicova in SYNESIS Nr. 16/1996
2. Zu den besprochenen Traelleborgkriegern siehe „Sie waren doch da“, Preben Hansson, Bayreuth 1990, sowie: „Gedanken zur prähistorischen Hochkultur in Nordeuropa“, vom Verfasser dieser Arbeit in SYNESIS Nr. 16/1996.
3. Scandinavian Society of Prehistoric Art Informationen: Underslös, 5 - 45700 Tanumshede
4. Adorant - zu deutsch etwa: Zauberer oder Schamane
5. Vorgeschichtliche Felsbilder als Quellen der Religionsgeschichte Dr. Michael Sturm-Berger in ADORANTEN Ärsskrift 95, S. 37 - 43
6. Zitiert nach einem Reiseführer zu Felsritzungsplätzen, „Bilder vergangener Zeiten“ von John Coles und Lasse Bengtsson, welcher in schwedischen Museen käuflich zu erwerben ist.
7. „Verbotene Archäologie“, Thompson/Cremona, Essen 1994
8. Erdzeitalter und geologische Abschnitte (Anhang)  
Pliozän = 5 Millionen Jahre, Eozän = 55 Millionen Jahre  
Bildnachweis: Archiv des Verfassers

# Das Stabilitätsproblem der Cheops-Pyramide

Dieter Vogl, Marina di Massa (Italien)

In unmittelbarer Nähe von Al Q'ahirah (Kairo), der Hauptstadt Ägyptens, stehen, auf einem steinernen Plateau in den Ausläufern der Wüste Saharâ und somit am Westufer des Nils, die Pyramiden von Al J-zah (Gizeh) und Saqqara (Sakkara).

Neben den drei großen Pyramiden von Gizeh und der angeblich ältesten Pyramide von Sakkara, die von König Djoser (Zoser) erbaut worden sein soll, findet man noch rund achtzig weitere Pyramiden in Ägypten und Nubien. Alle diese Bauwerke sollen, nach schulwissenschaftlicher Lehrmeinung, ausnahmslos als Gräber für Pharaonen gedacht sein. Betrachtet man sich ihre Bauweise, dann fällt auf, daß vor allem alle späteren Pyramiden wesentlich kleiner und aus bautechnischer Sicht recht oberflächlich erbaut worden sind.

Neben der sogenannten *Roten Pyramide* von Dahschur, die in nördlicher Richtung neben der allseits bekannten *Knickpyramide* in liegt, sind lediglich die Pyramiden von Gizeh, die nach wissenschaftlicher Meinung der Ägyptologen von den Pharaonen Cheops, Chephren und Mykerinos erbaut worden sein sollen, aus mathematischer Sicht als „echte“ Pyramiden zu betrachten. Denn wie wir heute wissen, ist z.B. der Umfang der Basis der Cheops-Pyramide ganz exakt mit dem Umfang eines Kreises identisch, dessen Halbmesser (Radius) die Höhe der Pyramide ausmacht und somit den Böschungs- und Neigungswinkel bestimmt. Aus diesen und vielen anderen Gründen, müssen wir uns die Frage stellen: War dies Zufall oder war dies exakte Berechnung?

Notgedrungen, und aufgrund der noch offenen Fragen, müssen wir uns eingestehen, daß wir bis heute immer noch nicht wissen, welche Hände die Pyramiden von Gizeh wirklich errichteten haben, wie die rund 2,6 Millionen Gesteinsquader zu diesem Bauwerk gelangten, wie lediglich 100.000 Arbeiter in zwanzig Jahren die bis zu 200 Tonnen schweren Steine so exakt aufschichten konnten, daß sich am Ende eine makellose Pyramide ergab.

Für die große Pyramide besteht somit die Bezeichnung *Weltwunder* vollkommen zu recht, denn es grenzt tatsächlich an ein Wunder, wie dieser Gigant aus Stein errichtet wurde. Bedenkt man nämlich, daß diese Bauwerke mit äußerst primitiven Werkzeugen erbaut worden sein sollen und beispielsweise die Kantenführung, die ja ganz exakt den Scheitelpunkt der Pyramide treffen mußte, an-

geblich mit bloßem Auge kontrolliert wurde, dann wird deutlich, wie groß dieses Wunder wirklich war. Bedenkt man zudem, daß beispielsweise nur ein so geringfügiger Fehler von zwei Grad Abweichung am Schnittpunkt der Pyramide zu einer Disproportion von fünfzehn Metern geführt hätte, stellt sich die Frage, welches menschliche Auge in der Lage ist, eine derartige Abweichung auf einer Höhendistanz von 148 m festzustellen. Die Gefahr von etwaigen Fehlern war also durchaus gegeben, und diese Fehlerquellen müssen sogar sehr streng bewertet werden, weil sie nachträglich nicht mehr ausgemerzt werden konnten.

Wie kamen also die alten Ägypter zu jener unbedingt notwendigen Technik, die sowohl aus architektonischen als auch aus ergonomischen Gesichtspunkten den Bau der Pyramiden erst ermöglichte? Wir stehen vor einem ungelösten Rätsel dieser Erde, denn wie es die Stufenpyramide von Meidum und die Knickpyramide von Dahschur mit aller Deutlichkeit zeigen, haben die Ägypter eine echte, mathematisch einwandfreie Pyramide nur ganze viermal zustandegebracht. Bei der Meidum-Pyramide fiel beispielsweise die ganze Außenfassade - wegen des zu starken Neigungswinkels - ab, und bei der Knickpyramide von Dahschur wurde der Knick deshalb vorgenommen, weil dieses Desaster verhindert werden sollte. Sonderbarerweise sind die drei Pyramiden von Gizeh und die Rote Pyramide aus mathematischer Sicht vollkommen makellos. Wir müssen uns ernsthaft fragen, warum? Vor allem, wenn wir die wissenschaftlich postulierten Entstehungszeiten der Pyramiden als Fakt betrachten, daß alle Pyramiden vor- und nachher nicht mehr jener bautechnischen Norm entsprechen, die jene drei Pyramiden von Gizeh auszeichnen.

Um so rätselhafter wird der Bau der Cheops-Pyramide, wenn wir an den Standort der Pyramide denken. Nicht nur, daß das Bauwerk ganz exakt auf die vier Himmelsrichtungen ausgerichtet wurde, als besondere Schwierigkeit wählten die Baumeister auch noch einen Standort aus, dessen Untergrund aus Tiefengestein besteht und von daher nicht nur dem enormen Gewicht der Pyramide besonders gut standhält, sondern - und hier beginnen auch die wahren Schwierigkeiten - in erster Linie sehr schwer zu planieren war, weil das Handwerkszeug der alten Ägypter nicht besonders gut geeig-

net gewesen sein dürfte, einen Felskern aus Tiefengestein abzutragen und zu nivellieren. Eine Nivellierung der Pyramidenbasis muß jedoch als unbedingt notwendig vorausgesetzt werden, denn ohne ein ganz exaktes Fundament, wäre niemand, weder gestern noch heute, in der Lage gewesen, die seitlichen Kanten im Scheitelpunkt der Pyramide zusammenlaufen zu lassen. Auch hier müssen wir uns die Fragen stellen: Mit welchen Mitteln haben die alten Ägypter diesen Felskern so tiefgreifend manipuliert, daß er als Fundament für die Pyramide dienen konnte? Mit welchen Mitteln wurden die riesigen Auflageflächen so lotrecht planiert, damit die folgenden Steine präzise, und zwar sowohl horizontal als auch vertikal perfekt, aufliegen konnten?

Wenn also beispielsweise der Berliner Diplommathematiker Michael Haase<sup>1</sup> allen Ernstes behauptet, daß „den damaligen Baumeistern ein massiver Felskern, den es zu umbauen galt, sehr recht“ kam, dann dürfte er sich hier ganz gewaltig irren, denn die Baumeister sind wohl kaum in der Lage gewesen, mit herkömmlichem Werkzeug und vor allem in kürzester Zeit, diesen Felskern so exakt auf Fundamentsniveau abzubauen, daß eine passable und exakt planierte Grundlage für ein Bauwerk entsteht, dessen errechnetes Gesamtgewicht  $6,5 \times 10^6$  Tonnen umfaßt und alleine durch dieses enorme Gewicht gigantische Kräfte freisetzt, die keinerlei Fehler in der statischen Berechnung dulden.

Auch seine Behauptung, daß es sich bei der Cheops-Pyramide um keine echte mathematische Pyramide handele, weil sie einen Felskern hat, ist nicht ganz richtig, denn sobald in ein Bauwerk natürliche Formationen und landschaftliche Strukturen einbezogen werden, vor allem dann, wenn sie einen statischen Zweck erfüllen, sind diese zweifelsohne der Gesamtmasse des Gebäudes zuzurechnen. Und daß der Felskern einen statischen Zweck erfüllt, dürfte wohl wirklich außer Frage stehen. Denn indem der Felskern nachweislich etwa zwei Drittel der Grundfläche ausmacht, trägt gerade diese voluminöse Gesteinsmasse ganz erheblich zur Stabilität der großen Pyramide von Gizeh bei. Da der integrierte Felskern außerdem ein paar Meter über die Grundfläche der Pyramidenbasis hinausragt, wurde ein Absacken des späteren Pyramidenmantels, so wie es beispielsweise bei der Knickpyramide von Dahschur geschehen ist, verhindert.

Der Felskern ist aber auch aus anderen Gründen für das gesamte Bauwerk erheblich wichtig. Indem der Neigungswinkel der Pyramidenfassade leicht nach innen gewölbt wurde, wird der Druck auf den Felskern, und der Schwerpunkt exakt auf den



Die unterste Lage der Cheopspyramide läßt den bearbeiteten Felskern erkennen (Foto: GLG-Archiv)

Mittelpunkt der Pyramidenbasis, also auf den Mittelpunkt des Felskerns, verlagert. Eine architektonische Meisterleistung, die nicht auf Erfahrungen basieren kann, denn für den Pyramidenbau hatten die alten Ägypter immer nur einen Versuch. Die Lösung der Probleme konnte nur in mathematischem Bereich liegen, und so stellt sich wieder einmal die Frage: Wer ist der Urheber jenes unbedingt notwendigen Formelkatalogs, der zur statischen Berechnung der Pyramiden von Gizeh verwendet wurde?

Fragwürdig ist auch eine andere Aussage von Haase. So behauptet er, daß für den Bau der Pyramide die Grundfläche nicht nivelliert werden mußte, weil *ein vorhandener Felskern in das Grabmal integriert* wurde. Auch dieses Argument greift nicht, denn wer die Gesteinsformationen aus dieser Gegend kennt, wird feststellen können, daß sie alles andere als geeignet sind, ohne vorhergehende Bearbeitung in eine Pyramide integriert zu werden.

Es steht dabei außer Frage, daß das Fundament der Cheops-Pyramide von einem Felskern gebildet wird, aber es steht ebenso außer Frage, daß dieser Felskern genau so planiert werden mußte, wenn er als Basis für die Pyramide dienen sollte.

Nimmt man nun die regional vorhandenen Ge-

<sup>1</sup> Michael Haase: „Bemerkungen zum Bau der Cheops-Pyramide“, in: Scientific Ancient Skies, Nr. 2/95)

# Pyramiden

steinsformation zum Anlaß einer Berechnung, dann müßte dieser Felskern eine Höhe zwischen 15 m und 30 m gehabt haben. Denn alle Felshebungen haben in diesem Landstrich diese durchschnittlichen Höhen. Es ist nun vollkommen unvorstellbar, daß eine derartige Gesteinsformation mit den damaligen Werkzeugen auf einen verbleibenden Stumpf von nur zwei bis drei Steinlagen der Pyramidenmasse *abgeerntet* wurde, um dann darauf die Pyramide zu errichten. Viel mehr muß es als Gegebenheit betrachtet werden, daß der Großteil des Felskerns erhalten blieb und lediglich stufenweise abgetragen und so bearbeitet wurde, daß er den Wünschen seiner Baumeister entsprach. Für diese These spricht u.a., daß die Innenkonstruktion verhältnismäßig einfach strukturiert ist. Verblüffend ist bei dieser Einfachheit nur, daß sich alle Maße nach dem Scheitelpunkt und der exakten Mitte der Pyramide ausrichten. Mit heutigen Maßstäben verglichen, wäre dies nur mit modernster Vermesungstechnik möglich.

Ein größerer Felskern würde natürlich fundamentale Veränderungen nach sich ziehen, denn wenn gute zwei Drittel der Pyramidengrundfläche und ein gutes Drittel der Pyramidenhöhe von diesem terrasierten Felskern gebildet werden, verringert sich nicht nur die Bauzeit erheblich, auch das notwendigen Materialaufkommen würde sich ganz entschieden verringern, weil sich ja die Pyramide nach oben verjüngt und dadurch der nötige Materialfluß ohnehin proportional abnimmt.

Sicher, dieses Postulat ist Spekulation und wird auch so lange Spekulation bleiben, solange die Cheops-Pyramide nicht exakt auf der Grundlage eines theoretischen Felskerns und dessen tatsächlichen Volumens untersucht wird. Daß diese Untersuchung, alleine zum weiteren Erhalt der Pyramide, irgendwann erfolgen muß, ist unabwendbar, und so stellt sich die Frage, warum die exakte Erforschung der Pyramide weiterhin von den Ägyptologen und zuständigen Stellen hinausgezögert wird.

Daß durch dieses Hinauszögern allen möglichen Spekulationen Tür und Tor geöffnet und vorwiegend für jene These der Boden geebnet wird, die davon ausgeht, die Pyramiden von Gizeh seien von einer außerirdischen Intelligenz geplant oder sogar selbst errichtet worden, ist selbstverständlich. Und es ist nahezu zwangsläufig, daß man dadurch allerlei Mysteriöses und Geheimnisvolles in diese gigantischen Bauwerke hineininterpretiert. Ob diese Annahmen letztlich stimmen oder falsch sind, kann - wie schon gesagt - nur eine exakte Erforschung



Die drei Gizeh-Pyramiden (Foto: GLG-Archiv)

dieser Bauwerke ergeben. Solange dies nicht geschieht, müssen wir damit leben, daß von allen Seiten auf jene Fragen Antworten gesucht werden, die bislang nur unzureichend von der Wissenschaft beantwortet wurden. Egal ob der Felskern der Pyramide nun groß oder klein war, egal ob er in vielen oder wenigen Stufen als Pyramidenbasis verwendet wurde, es bleibt immer und immer wieder die eine Frage übrig: *Mit welchen Mitteln wurde von den alten Ägyptern dieser Felskern bearbeitet, welche Technik wurde für diese Arbeit verwendet und insbesondere, wer lieferte den Ägyptern letztlich diese Technik?*

Wir können uns drehen und wenden wie wir wollen: Da es nach wissenschaftlicher Ansicht zur angenommenen Bauzeit der Großen Pyramide keine Hochkultur gab, die in der Lage gewesen wäre, die notwendige Technik für den Bau der Pyramide zu liefern, bleibt zwangsläufig nur der Rückschluß, daß hier möglicherweise keine irdischen Baumeister am Werk waren, denn bei aller Diskussion, eines steht fest: mit den primitiven Mitteln der Vorzeit hätte diese Arbeit auf gar keinen Fall durchgeführt werden können. Und ob wir es wahrhaben wollen oder nicht, klare Antworten auf die vielen ungelösten Fragen, die im Zusammenhang mit diesen Bauwerken stehen, wird es wohl unter diesen Voraussetzungen niemals geben. □

# Die Pyramiden von Gizeh wurden nicht von Altägyptern erbaut

© 1997 Gernot L. Geise; veröffentlicht in *EFODON-SYNESIS* Nr. 20/1997

Wir müssen von allen liebgewonnenen Thesen, Hypothesen, Hilfsrekonstruktionen mit ihren Unterthesen Abstand nehmen, die im Laufe der Zeit von der Ägyptologie, der Archäologie und den Historikern über die Pyramiden von Gizeh (Al J-zah) und ihre Errichtung jemals aufgestellt wurden.

Der Grund: ***Es kann unmöglich so gewesen sein!***

Alle Thesen gehen von einer Errichtung der Pyramiden durch Altägypter aus. Ausnahmen sind „exotische“ Thesen, die Pyramiden seien hunderttausende Jahre alt oder von irgendwelchen Geisterwesen oder Atlantern errichtet worden, doch sie sind nicht belegt und meist recht nebulös oder „gechannelt“. Und doch sollten wir bei der zukünftigen Forschung zumindest die Möglichkeit im Auge behalten, dass hierin vielleicht mehr Wahrheit steckt als in den gelehrten Thesen.

Fangen wir an mit den Unmöglichkeiten:

## ***Der Bau: schwebende Steine!***

Herodot behauptete noch, ägyptische Priester hätten ihm gesagt, der Bau der Großen Pyramide habe zwanzig Jahre gedauert. Diese Behauptung ist niemals bewiesen oder widerlegt worden, doch alle Ägyptologen haben sie bereitwillig übernommen. Georges Goyon (1) zitiert Ahmed-al Maqrizi (etwa 1360-1442) aus seiner „Topographischen und historischen Beschreibung Ägyptens“ (2), das ich hier wiedergeben möchte: „...Die Arbeiter hatten mit (magischen) Schriftzeichen bedeckte Blätter bei sich, und sobald ein Stein zurechtgeschnitten und behauen war, legte man eines dieser Blätter darauf, dem man einen Schlag versetzte, und dieser Schlag genügte, um ihn eine Entfernung von 100 Sahnes (200 Pfeilschussweiten = 26000 m) zurücklegen zu lassen, und man fuhr damit fort, bis der Stein auf dem Pyramidenplateau ankam.“ (3) Doch auch Goyon lässt dieses Zitat unkommentiert stehen und wendet sich sofort den vorstellbareren, aber falschen Baumethoden zu, um mit ihnen ein ganzes Buch zu füllen. Erst im Schlusswort meint er: „Die von den arabischen Autoren berichtete Methode, die Steine durch Zaubersprüche schweben zu lassen, ist natürlich nicht ernstzunehmen.“ (4)

Peter Tompkins (5) erwähnt einen Rabbi Benjamin ben Jonah aus Navarra aus dem 12. Jahrhundert, der geschrieben haben soll: „Die Pyramiden, die hier zu sehen sind, wurden mit Hilfe von Zauberei erbaut.“ Als Zauberei wurde und wird jedoch immer ein Vorgang bezeichnet, den man sich aufgrund der eigenen Lebensumstände und Erfahrungen nicht erklären kann.

Diese Überlieferungen werden geflissentlich ignoriert oder nicht ernst genommen, und so hat man sich im Laufe der Jahrhunderte die abenteuerlichsten Methoden ausgedacht, die man sich vorstellen konnte, wie die Pyramiden gebaut worden sein könnten. Das artete teilweise in haarsträubenden Berechnungen aus, wonach hunderttausende Arbeiter, die - je nach Betrachter, mal in Fronarbeit, manchmal freiwillig - Jahrzehnte schufteten, um über die unmöglichsten Hilfskonstruktionen die tonnenschweren Steinquader hinaufzuziehen (6).

Nur die naheliegendste Methode, die auch noch überliefert worden ist, wird ignoriert. Warum zieht man eigentlich nicht wenigstens versuchsweise in Erwägung, dass die tonnenschweren Steinquader schwerelos transportiert worden sein könnten, wie es die uralten Legenden erzählen? Nur, weil man es sich heute nicht mehr vorstellen kann, dass so etwas möglich sein soll? Doch es ist möglich! Ich möchte jetzt zwar nicht die Behauptung aufstellen, dass die Steinquader zum Bau der ägyptischen Pyramiden tatsächlich ausschließlich so transportiert wurden. Es geht nur darum: es ist tatsächlich möglich, tonnenschwere Steinquader schwerelos zu transportieren!

Der schwedische Arzt Dr. Jarl beobachtete vor rund fünfzig Jahren in Tibet den Transport schwerer Baumaterialien auf der alleinigen Grundlage von Resonanz. Mönche wollten eine Mauer vor dem Eingang einer Höhle errichten, die hinter einem Felsvorsprung an einer steilen Felswand in 250 Metern Höhe lag. Zu dem Vorsprung gab es keinen Zugang. Die zur Verwendung kommenden Steinblöcke waren jeweils ein Meter lang und 1,50 Meter hoch.

250 Meter vom Fuß der Felswand entfernt wurde auf ebenem Boden eine „Schale“ in Position gebracht. Hier hinein wurden die von Yaks herbeigeschleppten Steine gelegt.

63 Meter von der Schale entfernt hatten sich Mönchsmusiker in einem Viertelkreis aufgestellt. Die Musiker, die Schale und die Felswand befanden sich in gerader Linie zueinander. Man benutzte die in tibetanischer Sakralmusik üblichen Instrumente, und auf ein Signal hin begannen die Musiker, ihre Trommeln zu schlagen und in ihre Hörner zu blasen. Die Priester sangen ihre Mantren, und nach vier Minuten begann der Felsblock in der Schale sich sachte hin und her zu wiegen. Dann hob er sich vom Boden ab und schwebte in einer parabolischen Kurve hinauf. Nach weiteren drei Minuten landete er sanft auf dem Felsvorsprung. Auf diese Weise konnten die Mönche etwa fünf Bausteine pro Stunde transportieren.

Dr. Jarl ließ das Geschehen von zwei verschiedenen Kameras gleichzeitig filmen. Später zeigte er diese Filme der britischen wissenschaftlichen Gesellschaft, die ihm erklärte, die Filme seien als „top secret“ einzustufen und müssten für mindestens fünfzig Jahre (bis 1990) weggesperrt werden (7).

Ob die Erbauer der Pyramiden Schall, Ultraschall oder andere Techniken benutzten, um die schweren Steine schweben zu lassen, mag dahingestellt bleiben. Nur: es ist völlig falsch, die Tatsache in den Bereich der Märchen abzuschieben, dass man Steine schweben lassen kann.

Wem ist es schon bekannt, dass bereits in unseren sechziger Jahren Professor Prudhomme vom Pasteur-Institut in Paris mit schwachen Ultraschallwellen Korkkügelchen heben konnte? (8)

Und schon 1958 gelang es dem amerikanischen Physiker Hooper, einen Ferritring teilweise schwerelos werden zu lassen, indem er ihn in einem Magnetfeld mit mehr als 15.000 Umdrehungen pro Minute rotieren ließ (9).

Sicher sind das nicht die Techniken, die von den Erbauern der Pyramiden angewendet wurden (diese müssen ausgereift gewesen sein), doch sie zeigen, dass es durchaus selbst uns möglich ist, die Schwerkraft teilweise recht einfach aufzuheben.

### **Der japanische „Nachbau“**

Im Jahre 1978 versuchten japanische Wissenschaftler, zu „beweisen“, wie die Pyramiden errichtet worden sind, anhand einer zwanzig Meter hohe Pyramide, die sie errichten wollten. Die ägyptische Regierung gestattete einen Nachbau südöstlich der Mykerinos-Pyramide auf dem Gizeh-Plateau, unter der Bedingung, dass die Pyramide nach der



Fertigstellung wieder abgerissen und der alte Zustand wieder hergestellt werden würde. Die Japaner wollten beim Bau die gleichen Techniken anwenden, wie sie den ägyptischen Baumeistern von unseren Wissenschaftlern zugestanden werden.

Das erste Problem ergab sich mit dem Transport der Steinblöcke, die aus dem gleichen Steinbruch, etwa fünfzehn Kilometer am Ostufer des Nils, genauso angeliefert werden sollten wie die Originalsteine der Großen Pyramide. Es war unmöglich, die (nur) etwa eine Tonne schweren Steinblöcke mit einer Barke über den Nil zu befördern. Dies gelang letztendlich erst mit Hilfe eines Dampfers.

Als nächstes versuchten Gruppen zu jeweils hundert Arbeitern erfolglos, die Steine über den Sand zu ziehen. Die Steinblöcke bewegten sich keinen Zentimeter. Schließlich wurden die Blöcke mithilfe moderner Baufahrzeuge an die Baustelle befördert. Auch dort gelang es keiner Arbeitsgruppe, einen Steinblock höher als dreißig Zentimeter anzuheben, so dass zum Bau ein Kran und Hubschrauber eingesetzt werden mussten.

Der ganze Bauvorgang wurde gefilmt, danach wurde die Minipyramide wieder abgerissen. Die Erkenntnis aus dem Experiment bestand darin, dass alle bisher angenommenen Theorien für den Bau der Pyramiden in hohem Maß unzutreffend sind (10).

### **„Die Mini-Pyramide von Gizeh“**

Im Juni 1995 flimmerte der Bericht „Die Mini-Pyramide von Gizeh“ über die Bildschirme (11). In diesem Film wurde gezeigt, wie eine amerikanische Gruppe von Archäologen versuchte, nachzuweisen, wie es möglich wäre, mit den (angenommenen) alten Techniken eine, wenn wiederum auch nur einige Meter hohe, Pyramide nachzubauen.

Irgendwie kam ich mir durch diesen Bericht ziemlich veralbert vor. Denn in dieser Sendung wurde weder „vielleicht“ noch „... könnte gewesen sein“ verwendet. Nein, all die alten, bekannten Vorurteile, die z. T. bereits definitiv mehrfach widerlegt sind, hatte man hier wieder ausgegraben und als harte Tatsachen hingestellt: die Cheopspyramide wurde selbstverständlich erbaut von Pharao Cheops; die gefälschten Hieroglyphen in der Großen Pyramide wurden mal wieder als echte hingestellt; die Pyramiden waren mal wieder Grabmäler; und es endete auch nicht damit, dass die tonnenschweren Steinquadern selbstverständlich mit Kupferwerkzeugen gebrochen und bearbeitet worden sein sollen, da die Ägypter „natürlich“ kein Eisen gekannt haben durften.

Alle drei Minuten ein Steinquader (wie für den Bau des Originals berechnet), das schafften die Amerikaner allerdings nicht, obwohl ihre Steinquadern nur einen Bruchteil der Originalsteine wogen. Sie waren schon froh, an einem Tag eine Handvoll Steine an den Bauplatz befördern zu können. Dafür behaupteten sie, dass alle Steinblöcke der Pyramiden (!) „natürlich“ unmittelbar neben ihrem Standort herausgebrochen worden seien. Man sähe ja heute noch einige Spuren dieser Abbrucharbeiten. So ersparten die amerikanischen Akteure sich eine Erklärung für den nicht machbaren Schiffstransport, und konnten sich die Blamage eines missglückten Steintransports mithilfe von nachgebauten Schiffen ersparen...

Der Bau dieser Kleinpyramide wurde nur auf zwei Seiten vollendet - der gesteckte Zeitrahmen war zu kurz für eine Vollendung. Es sah alles so ganz einfach aus, wenigstens so, wie es im Film gezeigt wurde. Dass nur mit relativ kleinen Steinquadern gearbeitet wurde - das Pyramidion, auf zwei Balken liegend, trugen einige Arbeiter schließlich auf ihren Schultern hinauf, weil sie die Geduld verloren: die wissenschaftliche Methode mit Seilchen und Fetten zur Reibungsminderung hatte nicht so funktioniert, wie es sollte -, dass auch die vorgefertigten Steine nicht etwa in der „alten“ Art hergestellt waren (nur die ersten, um zu demonstrieren, dass es angeblich geht), dass weder ein Zeitrahmen noch der vorgegebene Materialrahmen auch nur annähernd eingehalten werden konnte, das



wurde dann paradoxerweise als Beleg dafür genommen, dass die Pyramiden selbstverständlich so und nicht anders gebaut worden sein können. Dabei war dieser Film der eindeutige Beweis dafür, dass es eben nicht so gewesen sein kann.

Nichts gegen praktische Versuche, doch warum wird nicht objektiv über das alte Ägypten berichtet?

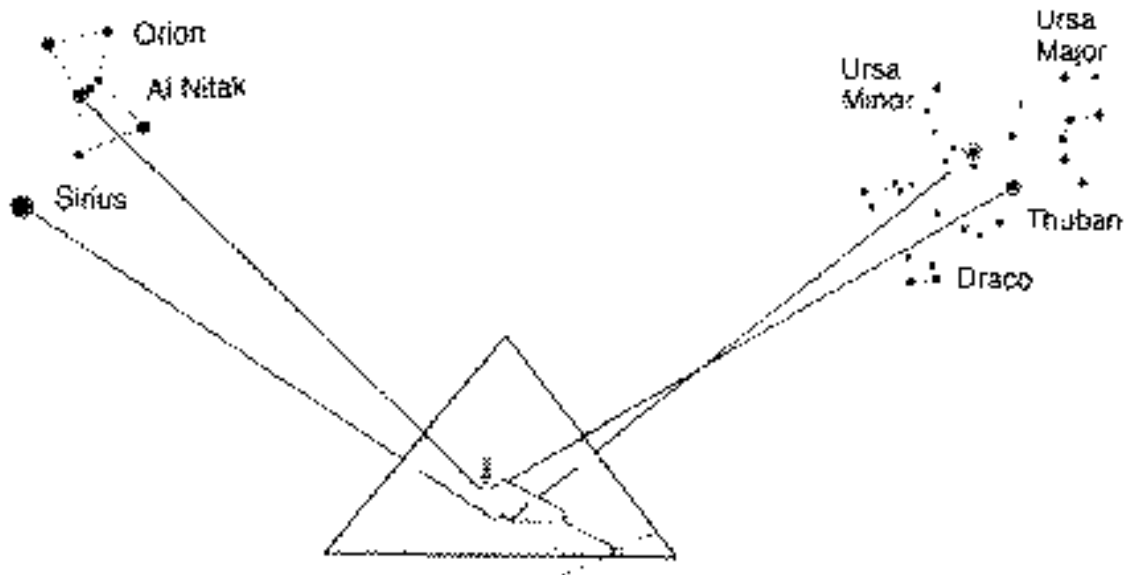
## **Warum sind alle bisherigen Spekulationen um den Pyramidenbau Unsinn?**

Alle bisherigen Spekulationen, Hypothesen und Theorien basieren mehr oder weniger auf den Aussagen unserer Ägyptologen. Überlieferungen - wie Herodot - werden nur teilweise berücksichtigt, dort, wo sie in die vorgefertigte Meinung passen. Wobei selbst die Überlieferungen, die von Herodot geschildert wurden, bereits so alt gewesen sein müssen, dass sie mit der Wahrheit kaum noch etwas gemeinsam gehabt haben dürften. Doch sobald die Überlegungen in das anscheinend Phantastische abdriften (Schwerelosigkeit), werden sie von den „Fachleuten“ als unrealistisch bezeichnet, wohl, weil keine Aufzeichnungen vom Bau der Monumente mehr vorhanden sind.

Da wird ein Pharao - der mit großer Wahrscheinlichkeit niemals gelebt hat - bemüht, er soll den Bau initiiert haben, nur weil ein erfolgsgeiler Fälscher in den zwanziger Jahren eine Kartusche auf eine Wand einer der „Entlastungskammern“ gemalt hat, aus der mit Fantasie ein Zusammenhang zu einem Khufu herausgelesen werden kann. Wobei einem Ägyptologen dies sofort als Fälschung hätte auffallen müssen, weil die „Orthografie“ aus einer ganz anderen Zeitepoche als der vorgegebenen stammt. Nein, erst rund dreißig Jahre später bemerkte man es, doch da hatte „Cheops“ als Pyramidenerbauer bereits seinen festen Platz in den Lehrbüchern eingenommen.

Da werden (immer noch und immer wieder aufs Neue) haarsträubende Berechnungen angestellt, wie viel hunderttausend Menschen wohl beschäftigt waren, wo und mit was sie gepflegt werden mussten. Dass von solchen postulierten Geister-Menschenheeren niemals auch nur kläglichste Reste oder Abfallprodukte gefunden wurden - die ja, zumindest fragmenthaft, vorhanden sein müssten, auch von ihren (zerbrochenen) Werkzeugen -, das wird geflissentlich ignoriert. Da denkt man sich abenteuerliche Rampenkonstruktionen aus, auf denen die Steinquader auf Holzstämmen - die es nachgewiesenermaßen niemals in der benötigten Menge am Nil gab - über schräge Ebenen hochgezerrt wurden, deren Volumen allein die mehrfache Menge an Baumaterial verschlungen hätte, wie sie für die eigentliche Pyramide benötigt wurde. Und wo sind die Geisterrampen geblieben? Sie sind nicht nachweisbar, weder die ehemaligen Rampen noch das dazu benötigte immense Baumaterial, das anschließend ja irgendwo entsorgt werden musste. Doch nirgendwo in der Umgebung finden sich Geländestrukturen, die aus dem ehemaligen Rampenbaumaterial bestehen könnten.

---



*Oben: Rekonstruktion der Ausrichtung der vier Schächte in der Großen Pyramide vor rund 4000 Jahren auf verschiedene Sterne, errechnet von Robert Bauval und Adrian Gilbert.*



*Das Sternbild des Orion (NASA)*

Man hat also einen ungemein arbeits- und materialaufwendiges Szenarium konstruiert, um einem wohl etwas größenwahnsinnigen König ein Grabmal zuzugestehen, in dem angebliche Luftschächte irgendwann vor viertausend Jahren jenem Verblichenen einen kurzen Blick auf den just aufgegangenen Sirius ermöglichten...

### ***Luftschächte zur Sternenbeobachtung?***

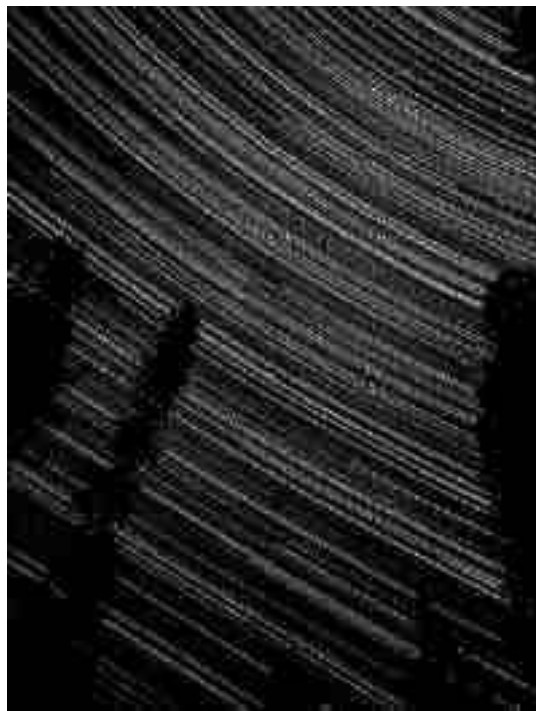
Da gibt es Forscher, die sich unglaublich viel Mühe machen und Messungen und hochkomplizierte Berechnungen anstellen, wann die Pyramiden erbaut worden sein sollen (12). Robert Bauval und Adrian Gilbert setzten Computer ein, um mit Astronomieprogrammen rückrechnen zu können, wann welcher Stern über den sogenannten Luftschächten der Großen Pyramide aufgegangen sein soll. Und - wen wundert's? - sie erreichen Datierungen, die in etwa mit der schulwissenschaftlichen Lehrmeinung übereinstimmen. Man möchte vor Ehrfurcht erschauern, welche Sterne vor welcher Zeit an welchem Ort des Himmels standen. Doch hat diese Theorie, so arbeitsintensiv sie auch war, mit der Praxis leider nicht viel gemeinsam. Es bestreitet ja niemand, dass zur vorgegebenen Zeit in Ägypten Ägypter lebten. Aber doch nicht im

Zusammenhang mit dem Bau der Pyramiden!

Bauval & Gilbert kommen durch ihre ungemein arbeitsintensiven Forschungen und Berechnungen zu dem Ergebnis, die drei Gizeh-Pyramiden seien um das Jahr 2450 vC erbaut worden. Sie begründen diese Aussage mit der Anlage der „Luftschächte“, die zu jenem Zeitpunkt auf Gürtelsterne des Orion ausgerichtet gewesen seien.

Hierbei sind die beiden Forscher akribisch vorgegangen, im Gegensatz zu anderen, die ohne Berechnungen die Behauptungen aufstellten, die „Luftschächte“ oder andere Bauteilen würden auf irgendeinen Stern (oder knapp daneben) zeigen. Zeigen sie knapp daneben, so wird dann argumentiert, aber vor -zigtausend Jahren hätten sie auf einen anderen Stern gezeigt. Nun wird allgemein die Meinung vertreten: wenn man nur genügend rechnet (die Vertreter dieser These überlassen die Berechnungen dann anderen) und die Präzession (die Taumbewegung der Erde um ihre Pole) zu Hilfe nimmt, dann ließe es sich schon errechnen, zu welcher Zeit jener „Luftschacht“ (o.ä.) auf ebendiesen Stern und nicht auf einen anderen ausgerichtet war. Und schon hat man den Bautermin errechnet, so einfach ist das.

Wenn es doch nur so einfach wäre! Wer sagt uns eigentlich, dass es einst der Sinn der Anlage der „Luftschächte“ war, auf diesen oder jenen Stern ausgerichtet zu sein? Meiner Meinung nach ist das eine der dümmlichsten Erklärungen, die man sich ausdenken kann. Richten wir heutzutage unsere Luftschächte etwa nach Sternen aus? Aber selbstverständlich! So werden wenigstens die Archäologen in 2000 Jahren argumentieren, wenn sie nicht bis dahin etwas intelligenter als unsere heutigen geworden sind. Denn auf irgendeinen Stern passt alles und passte alles, zu allen Zeiten, und Sterne gibt es und gab es (sichtbar) tausende - auch solche auffälligen wie Sirius oder Orion. Außerdem: Wer ist in der Lage, zu beweisen, dass unsere Erde jahrtausendlang in gleicher Art wie heute rotierte, mit dem Nord- und Südpol dort, wo sie heute sind (13)? Es gab - auch in jüngster Geschichtezeit - umwälzende Katastrophen (14), und nur eine einzige reicht bereits aus, dass jene „Luftschächte“ auf ganz andere Sterne zeigen.



*Darauf hätten auch die Vertreter der These von der Ausrichtung der „Luftschächte“ auf einen Stern kommen können: Da die Erde sich dreht, stehen die Sterne für uns nun mal nicht still, sondern bewegen sich, wie diese Langzeitaufnahme zeigt (NASA).*

---

Das sind jedoch Einwände, die bei den heutigen Berechnungen des Bautermins der Pyramiden überhaupt nicht berücksichtigt werden - auch Bauval & Gilbert denken nicht einmal ansatzweise an diese Möglichkeit. Warum eigentlich? Vielleicht, weil es über die Globalkatastrophen keine überlieferten Aufzeichnungen gibt? Stimmt nicht, die gibt es doch! Völker aller Erdteile tradieren, teilweise in Sagen verpackt, ihre Erinnerungen an diese Katastrophen. Doch sie werden nicht ernstgenommen und in den Bereich der Märchen abgeschoben. Weil die Überlieferer leider vergaßen, ein genaues Datum mitzuliefern, wann es passiert ist. Warum nimmt man sie nicht ernst, wenn sie doch die unterschiedlichsten Völker, völlig unabhängig voneinander, vorweisen?

---



*Boot des Cheops, das man in den fünfziger Jahren an der Ostseite der großen Pyramide ausgegraben hat. Es ist etwa 32 Meter lang, besteht aus verschiedenen Schilf- und Holzsorten und ist völlig ohne Metall zusammengefügt (Goyon)*

---

Doch das ist alles nur Vernebelungstaktik, Augen verschließen vor dem Offensichtlichen: Wie in aller Welt soll man in der Praxis durch ein hundert Meter langen „Luftschacht“ mit einem Durchmesser von 20 x 20 cm überhaupt einen Stern sehen können, und wenn er noch so gut ausgerichtet wäre?

Das ist wohl nur theoretisch möglich, denn: Es kann die volle Sonnenscheibe hineinscheinen und man wird vielleicht, mit viel Glück, gerade ein winziges Lichtpünktchen erkennen können! Die Ägyptologen argumentieren dann jedoch, das sei nur sinnbildlich gemeint, weil die Seele des Pharao diesen Weg aus der Pyramide genommen habe - durch den ehemals beidseitig verschlossenen „Luftschacht“?



*Grubenbruch in den Mokattam-Bergen, in denen die Blöcke der Pyramiden gebrochen sein sollen (Vogl).*

---

Doch bleiben wir bei den Berechnungen von Bauval & Gilbert, wonach der Oriongürtel und Sirius und noch einige Sterne mehr vor 4000 Jahren über Ägypten präsent gewesen seien. Ich möchte nicht bezweifeln, dass es so war - abgesehen davon, dass die schulwissenschaftliche Chronologie - also die errechneten geschichtlichen Zeiträume - nicht stimmen kann. Gehen wir ruhig von einem Szenarium aus, in dem die begehrten und angeblich vergötterten Sterne dort oben am Himmel standen. Und jetzt sollen die Ägypter beim Bau ihrer Pyramiden die sogenannten Luftschächte nach solchen Sternen ausgerichtet haben. Da frage ich mich sofort:

*Hat eigentlich niemand dieser Theoretiker jemals selbst zum Himmel hinaufgeschaut?*

Wahrscheinlich nur bei klarem Himmel und für ein paar Minuten. Denn sonst hätten sie bemerken müssen, dass sich unsere Erde dreht, und dass sie sich nicht darum kümmert, ob sich die Sterne mitdrehen oder nicht! Man baue also einen Schacht und richte ihn aus, und so wird - zum gegebenen Zeitpunkt - der - angeblich - angepeilte Stern auch wirklich darin erscheinen, für einen kurzen Augenblick. Denn unmittelbar danach ist er wieder aus der Schachtmündung verschwunden. Und für einen solch kurzen Augenblick, der sich sowieso nur an ein paar Tagen im Jahr beobachten lassen würde, soll ein derart gigantischer Arbeitsaufwand getrieben worden sein? Vollkommen ohne sonstigen Nutzen? Nein, mit der größten Fantasie, eine solche Beschränktheit den Baumeistern der Pyramiden zu unterstellen, das wäre eine Beleidigung für ihre Bau-Kenntnisse und würde



ihnen völlig widersprechen. Die sogenannten Luftschächte können aufgrund des fehlenden praktischen Nutzens zwangsläufig überhaupt nichts mit Sternenbeobachtung zu tun gehabt haben, und auch eine „symbolische“ Ausrichtung auf bestimmte Sterne ist blanker Unsinn, weil diese Ausrichtung nur für Sekunden zutrifft. Eine Art der Sternenbeobachtung wäre gerade noch vorstellbar mit der sogenannten Großen Galerie, zum Zeitpunkt des Baues, als sie noch oben geöffnet war. Doch auch diese Überlegung muss rein theoretischer Natur bleiben, denn die Anlage der Großen Galerie spricht völlig gegen eine solche Nutzung. Die Erbauer der Pyramiden waren keine unpraktisch denkenden Leute, sonst hätten sie diese Meisterwerke nicht erschaffen können. Wenn sie eine Möglichkeit zur Sternenbeobachtung hätten konstruieren wollen, dann hätten sie eine praktische Vorrichtung erbaut, und keine enge, schiefe Rampe.

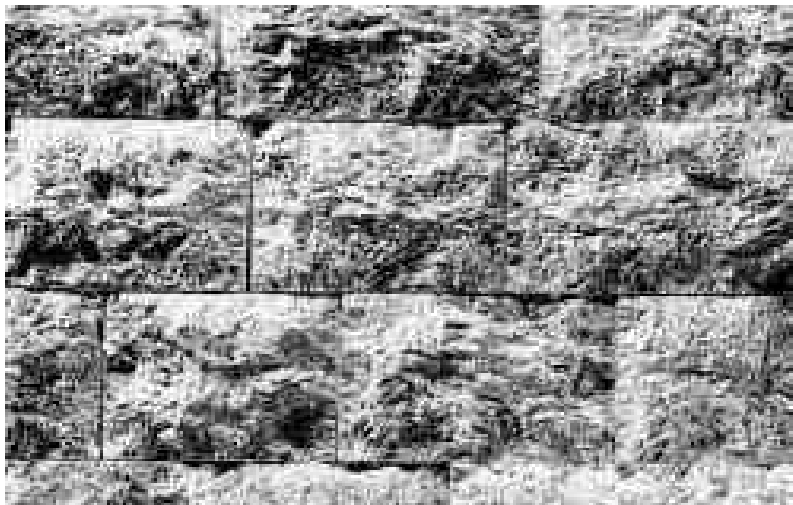
Auch die angewendete Technik der Pyramidenbaumeister ist bisher nur zu einem verschwindend kleinen Teil bekannt. Wäre sie enträtselt, dann wüsste man - vielleicht -, wie die Pyramiden gebaut worden sind und müsste sich keine haarsträubenden Hilfskonstruktionen einfallen lassen.

### **Wieso merkt eigentlich niemand, welch ein Unsinn auf diesem Gebiet produziert wird?!**

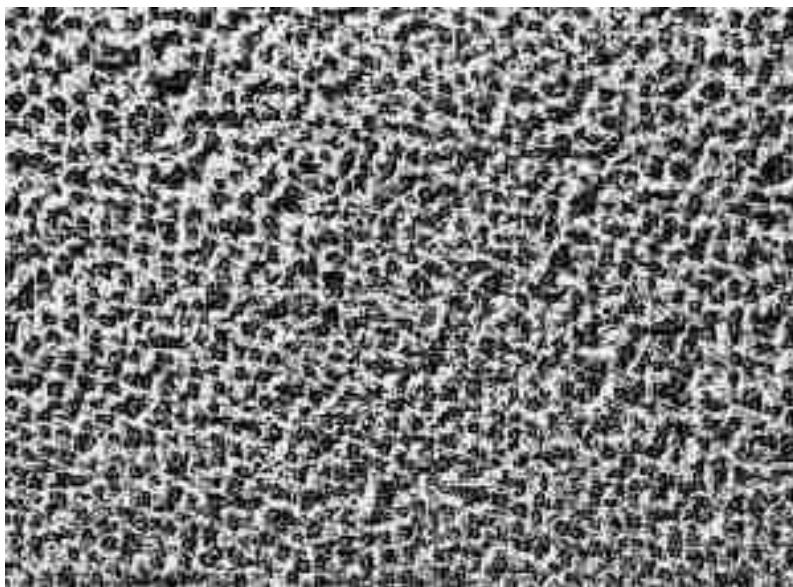
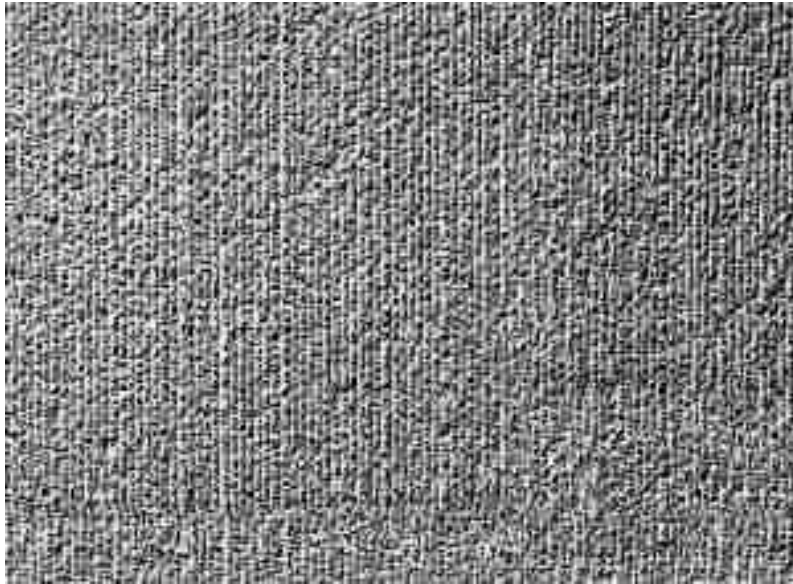
Die Ägyptologie unterstellt den alten Ägyptern immer noch, dass sie - technologisch gesehen - höchstens Kupferwerkzeuge kannten, obwohl es durchaus hochwertige Stahlgeräte aus jener Zeit gibt (15). Eine eventuell vorhanden gewesene Technik in unserem heutigen Sinn sei jedoch völlig undenkbar.

Tatsache ist aber, dass die monumentalen Pyramidenbauten vorhanden sind. Sie stehen da, also müssen sie gebaut worden sein.

Nur: sie konnten niemals mit den steinzeitlichen Methoden der alten Ägypter errichtet worden sein. Das ist völlig unmöglich. Da kann man sich drehen und wenden und Rechenkunststücke anstellen, wie man will: die alten Ägypter konnten definitiv keine Pyramiden bauen! Es ist ganz logisch: wenn wir mit unserer heutigen, relativ hochstehenden Technik nicht in der Lage sind, eine Pyramide nachzubauen, dann war es mit primitiveren Mitteln erst recht nicht möglich.



*Dieses Bild zeigt, wie genau bzw. ungenau man heute Steine mit modernsten Laser-Sägen zuschneiden kann. Im Vergleich zu der Verfüguung der Pyramidenblöcke wirkt diese Technik fast stümperhaft (Vogl)*



*Diese beiden Bilder zeigen zwei Möglichkeiten der sogenannten Stockhammerbearbeitung. Viele Pyramidensteine zeigen deutliche Merkmale, die auf eine Stockhammerbearbeitung hindeuten. Ein Fachmann weiß jedoch, dass zur Stockhammerbearbeitung ein Presslufthammer und ein Pressluftgerät nötig ist (Vogl)*

---

Wir können heute zwar vergleichbare Steinquader aus vergleichbaren Steinbrüchen brechen, jedoch benötigen wir unsere Krantechnik, um sie herauszuholen und sie auf entsprechende Schwerlastwagen zu heben. Möglicherweise könnte man diesen Arbeitsvorgang der ägyptischen Technik noch zugestehen, mit komplizierten Hebelkränen aus Holz, wobei sich jedoch die Frage stellen würde, nach wie viel von diesen tonnenschweren Steinblöcken so ein Kran wohl kaputt wäre.

Wie die Steinblöcke dann über den Nil gekommen sein sollen, bleibt ein Geheimnis der Ägyptologen. Mit den von ihnen ausgegrabenen und rekonstruierten Booten jener Zeit war es jedenfalls völlig ausgeschlossen, auch nur einen einzigen Quader zu transportieren, geschweige denn hunderttausende.

Wie die Steinblöcke zu den Pyramiden aufgeschichtet worden sein sollen, dass Toleranzgrenzen unterschritten wurden, wie sie mit unserer Hochtechnologie nicht erreicht werden, bleibt ein weiteres, bisher ungelüftetes Geheimnis. Favorisiert wird immer noch die Rampen-Theorie. Doch eine derartige Rampe benötigt - wie gesagt - das mehrfache



Volumen der endgültigen Pyramide als Füllmaterial. Wo soll das Material hergekommen sein und wohin ist es nach dem Bau verschwunden? Es sind keinerlei Reste auffindbar! Rampenreste, die man ägyptologischerseits als Überreste deklarieren wollte, stammen von den in viel späterer Zeit gebauten Taltempeln und Aufwegen, die mit den eigentlichen Pyramiden überhaupt nichts zu tun haben.

Hierzu hat Dieter Vogl als kompetenter Naturstein-Fachmann die Theorien von Dr. H. A. Nieper nachgeprüft (16), die bisher nicht beachtet wurden, vielleicht, weil sie zu spekulativ erscheinen?

Dr. Nieper hat in verschiedenen Aufsätzen die Meinung vertreten, die Steine zum Bau der Gizeh-Pyramiden seien mit Geräten abgebaut worden, die mit Vakuum-Feldenergie arbeiten würden. Nieper hat hiermit nicht nur eine neue Theorie zu den schon vorhandenen gesellt, sondern vor Ort recherchiert.

Er vergleicht die Bearbeitungsspuren an den Steinblöcken der Gizeh-Pyramiden mit Schmelz-Sinterwellen, wie sie beim Bearbeiten von Steinen entstehen, die mithilfe eines von dem japanischen Physiker Prof. Shinichi Seike bereits 1978 entwickelten Seike-Solenoid geschnitten werden. Das ist ein Trennschneider zum Schneiden von Gestein mittels eines Tachyonenstrahls, also mit Vakuumfeldenergie. Ein solcherart geschnittenes Gestein verdampft ohne Rückstände.

Vogl hat die Theorien von Dr. Nieper an Ort und Stelle nachgeprüft und bestätigt. Demnach dürften alle „gängigen“ Theorien der Steinbearbeitung mittels steinzeitlicher Methoden endlich auf den Müll gehören. Doch es geht noch weiter. Oben sehen wir die Abbildung eines sogenannten Grubenloches in den Mokattam-Bergen, wo nach wissenschaftlicher Lehrmeinung die größten Blöcke der Pyramidensteine gebrochen sein sollen. Wie die tonnenschweren Steine aus dem Grubenbruch nach oben geschafft worden sein sollen, darüber schweigen sich die Archäologen jedoch aus. Mit den damaligen Mitteln und Werkzeugen war dies jedenfalls völlig unmöglich.

Demnach gibt es nur eine einzige stichhaltige Alternative: die Pyramiden sind zwangsläufig von Baumeistern erstellt worden, die eine Hochtechnologie beherrschten, gegen die unsere heutige gerade in den Kinderschuhen steckt. Als sich im alten Ägypten einige Nomadenvölker zusammenraufte und ihr erstes Reich gründeten, müssen die Pyramiden bereits in ihrer vollen Pracht vorhanden gewesen sein. Spätere Pharaonen nutzten sie, als Zeichen ihrer Macht, zu kultischen Zwecken oder für was auch immer. Aber vom Bau hatten sie keine Ahnung. Das zeigen die vielen, jämmerlich primitiven Nachbauten, die größtenteils bereits zerfallen sind, oftmals schon beim Bau.



*Steinverfugung im Inneren der Großen Pyramide (Eickhoff)*

---

Es ist mitnichten damit getan, wenn man weiß, wie etwas funktioniert, dass man es dann auch bauen kann! Ein Beispiel aus unseren Tagen möge dies veranschaulichen:

Jeder weiß heute, wie ein Fernsehgerät funktioniert, dass in einem Holzkasten eine Bildröhre befindlich ist, eine Menge Transistoren und Drähte. Doch wer kann, selbst, wenn er alle Einzelteile (beispielsweise als Bausatz) zusammen hat, daraus ein funktionierendes Gerät bauen? Dieses Beispiel lässt sich auch auf einfachere Dinge ausweiten: wer kann schon aus einem Stück Leder ein paar Schuhe herstellen? (Wer kann überhaupt noch selbst ein Stück Leder herstellen?)

Was ich damit sagen will: selbst wenn die alten Ägypter die Pyramiden fix und fertig als Anschauungsobjekte vor Augen stehen hatten, waren sie niemals dazu in der Lage, sie nachzubauen, auch dann nicht, wenn man ihnen detaillierte Baupläne mitgeliefert hätte! Und so sind uns auch nicht allzu viele Nachbau-Versuche in dieser Größenordnung bekannt, man verlegte sich bald auf den Bau von Palästen und Tempeln. Das war wenigstens machbar, ohne dass sie gleich wieder zusammenfielen - und außerdem kostengünstiger.

So sehr die Schulwissenschaft an ihren Thesen auch kleben bleibt, wir kommen angesichts der offensichtlichen Tatsachen nicht darum herum, eine Hochtechnologie für den Bau der Pyramiden vorauszusetzen. Wann das war, woher diese Technologie kam, wer sie beherrschte, das sind Fragen, die zunächst sekundär bleiben müssen, denn es scheinen sich alle diesbezüglichen Hinweise auf den ersten Blick in Nichts aufgelöst zu haben. Doch bei genauem Hinschauen kann man konstatieren:

Es spricht absolut nichts dagegen, dass die Pyramiden zehntausende oder möglicherweise sogar hunderttausende von Jahren alt sein können! Im Gegenteil sprechen einige Fakten sogar definitiv dafür: Die mit Hochtechnologie geschnittenen Steine waren an den Schnittstellen massiv verglast, bedingt durch die Einwirkungen des Plasmastrahls. Und diese Verglasung ist bis auf Reste wegerodiert. Um Verglasungen soweit erodieren zu lassen, sind jedoch extrem lange Zeiträume nötig. Bei der Sphinx-Figur tendiert man ja inzwischen auch zu der Vermutung, dass sie möglicherweise mindestens zehntausend Jahre alt sei, aufgrund der Wasser-Erosionsschäden an ihren Flanken. Beim Sphinx kommt noch hinzu, dass das bearbeitete Steinmaterial nicht verkarstet ist - ein völlig ungewöhnlicher Vorgang! Aus diesem Grund zerbröseln die Figuren auch langsam aber sicher unter den heutigen aggressiven Umweltbedingungen. Vergleichbare Steinbauten (Burgen, Kirchen o.ä.) weisen eine Verkarstung an der Steinoberfläche auf, die das Material widerstandsfähig gegen Umwelteinflüsse macht. Eine Verkarstung kann sich nicht bilden, wenn das verwendete Steinmaterial mit chemischen Substanzen imprägniert wurde (nach heutigen technischen Verfahren). Eine Steinimprägnierung hält jedoch nur eine gewisse Zeit. Nun zurück zum Sphinx: Wenn die Riesenfigur von den Baumeistern der Gizeh-Pyramiden errichtet worden ist, könnte es durchaus sein, dass sie - die technischen Möglichkeiten hatten sie ja - die Steine imprägniert hatten.

Um nicht irgendwelche Außerirdischen für die Errichtung der Pyramiden bemühen zu müssen, kann durchaus eine frühe menschliche Hochkultur angenommen werden. Die verfügbaren Zeiträume für die Entwicklung solcher Kulturen reichen völlig aus, nachdem Cremo & Thompson nachgewiesen haben, dass der „moderne Mensch“ bereits Jahrmillionen älter ist als uns die Schulwissenschaft glauben machen möchte.

Die Pyramiden von Gizeh zeigen mir folgendes Bild:

Die Baumeister der Pyramiden - wer auch immer sie waren, woher sie ihr Wissen auch hatten und woher sie auch kamen - besaßen eine hochstehende Technik, die weit höher

stand als unsere heutige. Das ist ein zwangsläufiger Fakt, denn die Pyramiden beweisen es: wir können mit unserer heutigen Technik (noch) keine nachbauen.

Pharao Cheops (so es ihn gegeben hat) hätte jedoch wahrscheinlich schallend gelacht, wenn man ihm damals mitgeteilt hätte, zukünftige Archäologen hätten seine Tempelchen rings um die Pyramide als Zeichen dafür gedeutet, er hätte das Riesenbauwerk errichtet ...

## Quellen

Bauval, Robert & Gilbert, Adrian: „Das Geheimnis des Orion“, München 1994.

Charroux, Robert: „Phantastische Vergangenheit. Die unbekannte Geschichte der Menschen seit hunderttausend Jahren“, München 1969.

Goyon, Georges: „Die Cheopspyramide. Geheimnis und Geschichte“, Herrsching.

Illig, Heribert/Löhner, Franz: „Der Bau der Cheops-Pyramide. Seilrollen auf der Pyramidenflanke - oder wie die Pharaonen wirklich bauten“, Gräfelfing 1993.

Kin, L.: „Gott & Co. Nach wessen Pfeife tanzen wir?“, Wiesbaden 1994.

Munt, Hartwig: „Cheops-Pyramide: Bautechnik entschlüsselt und rekonstruiert“, in: EFODON SYNESIS Nr. 9/1995.

Munt, Hartwig: „Die Cheops-Pyramide. Herodot hatte doch recht!“, EFODON-DOKUMENTATION DO-28.

Munt, Hartwig: „König Narmer und der Sphinx von Gise“, EFODON-DOKUMENTATION DO-13.

Munt, Hartwig: „Zum Bau der Cheops-Pyramide - Herodot hatte doch Recht -“, in: EFODON SYNESIS Nr. 2/1994.

Naudiet, Armin: „Noahs Erben“, EFODON-DOKUMENTATION DO-11.

Tompkins, Peter: „Cheops - Die Geheimnisse der großen Pyramiden“, Klagenfurt 1973.

Toth, Max: „Das Geheimnis der Pyramid Power“, Goldmann, 1988.

Vogl, Dieter: „Das Pyramidenmaterial von Gizeh, gesehen mit den Augen eines Cavatori“, in: EFODON SYNESIS Nr. 19/1997.

## Anmerkungen

1 Georges Goyon, „Die Cheopspyramide“, Herrsching.

2 „Mémoires publiés par les membres de la Mission archéologique française au Caire“, Le Caire 17,1; S. 323.

3 Georges Goyon, „Die Cheopspyramide“, S. 39.

4 ebd., S.216.

5 Peter Tompkins, „Die Geheimnisse der großen Pyramiden“, S. 37.

6 Gute Gedanken zum Bau der Pyramiden, die jedoch rein theoretisch bleiben müssen, haben sich gemacht: Heribert Illig/Franz Löhner: „Der Bau der Cheops-Pyramide“, a.a.O.; Hartwig Munt: „Cheops-Pyramide: Bautechnik entschlüsselt und rekonstruiert“, in: EFODON SYNESIS Nr. 9/1995); ders.: „Die Cheops-Pyramide. Herodot hatte doch recht!“, a.a.O.

7 L. Kin, S. 102, 135.

8 Robert Charroux, „Phantastische Vergangenheit“, S. 80.

9 ebd.

10 Toth, S. 76 f.

11 ausgestrahlt vom Bayerischen Fernsehen Bayern 3

12 Robert Bauval & Adrian Gilbert: „Das Geheimnis des Orion“, München 1994.

13 Es gilt inzwischen als wissenschaftlich belegt, dass einst die Wüste Sahara ein Pol der Erde gewesen sei. Ein anderer ehemaliger Polpunkt ist die norddeutsche Tiefebene, die sich durch die Eismassen des ehemaligen Polpunktes gesenkt hat. In den Geschichtsbüchern nennt man das „Eiszeit“. An jeder Pol-Vereisung herrscht jedoch „Eiszeit“!

14 Hierzu vgl. beispielsweise die Arbeiten von Armin Naudiet: „Noahs Erben“, EFODON-DOKUMENTATION DO-11; ders.: „Das Geheimnis der Präzession“, in: EFODON-SYNESIS Nr. 9/1995; oder die Werke von Immanuel Velikovsky. Hier stellvertretend: „Welten im

Zusammenstoß".

15 vgl. Gernot L. Geise: „Eisengeräte im alten Ägypten - ja oder nein?“, in: EFODON SYNESIS Nr. 2/1994.

16 Vgl. Dieter Vogl: „Das Pyramidenmaterial von Gizeh, gesehen mit den Augen eines Cavatori“, in: EFODON SYNESIS Nr. 19/1997.

---

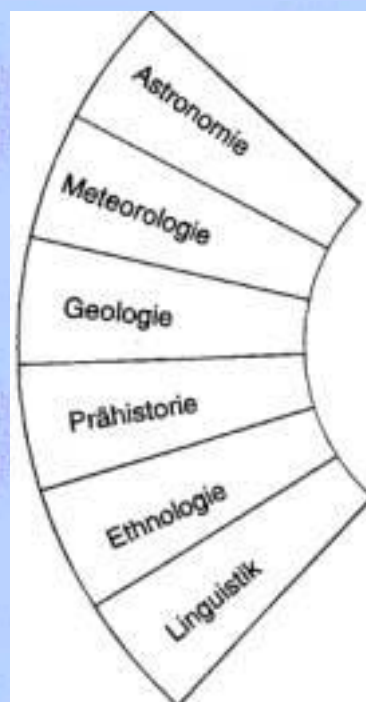
---



# Die Einheit aller Wissenschaften und ihre praktische Anwendbarkeit

© 1997 Horst Friedrich; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 20/1997

Ganz entgegen der heutigen Denkweise haben die alten Hochkulturen das, was wir heute etwa Geometrie, Musik, Astronomie, Architektur etc. nennen und gewohnt sind, als getrennte Wissenschaften, Künste oder Technologien anzusehen, als Teile einer einzigen, umfassenden, „heiligen Wissenschaft“ betrachtet. Noch ganz im Sinne dieser Tradition hat man immer wieder - spätestens seit dem berühmten Ramón Lull (1) - versucht, die verschiedenen Wissensgebiete in einem „Rad des Wissens“ anzuordnen.

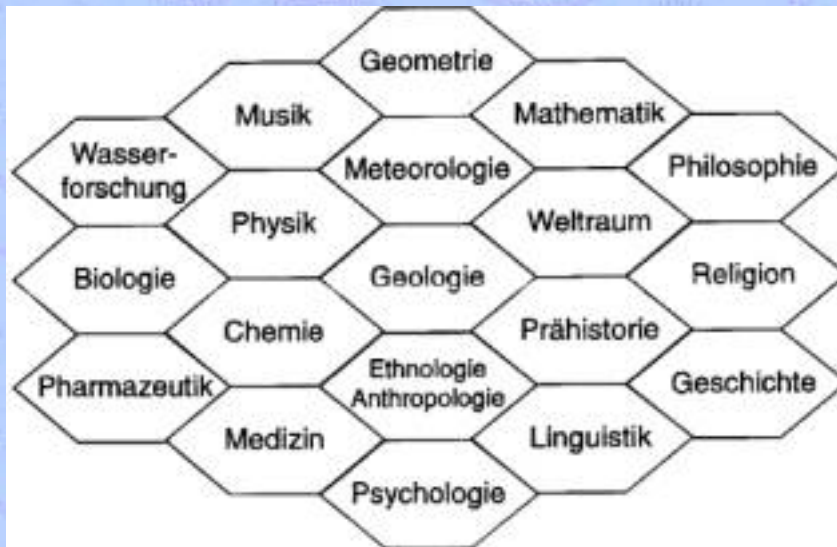


Wie der obige Ausschnitt aus einer solchen versuchsweisen Anordnung zeigt, ist die Rad-Form aber wenig geeignet, die auch heute noch vereinzelt beschworene Einheit aller Wissenschaft überzeugend zu demonstrieren. Es ist in einem solchen Rad nämlich jedes Wissensgebiet nur mit zwei anderen in Berührung und Überlappung zu bringen. Und das genügt nicht! So berührt und überlappt sich beispielsweise die Linguistik auch mit der Prähistorie oder die Geologie auch mit der Astronomie. Man denke an die kosmisch verursachten Kataklysmen! Geeigneter erscheint das schon eine wabenförmige Anordnung, bei der Berührung respektive Überlappung immerhin schon mit sechs anderen Wissensgebieten möglich ist.

Aber auch eine solche Anordnung - oben ein beliebig änder- und erweiterbares Beispiel - wirkt teilweise willkürlich und bleibt letztlich unbefriedigend. Auch die sechsfache Berührungs- und Überlappungsmöglichkeit genügt nämlich noch immer nicht! Entdecken wir nämlich beispielsweise prähistorische oder geschichtliche oder

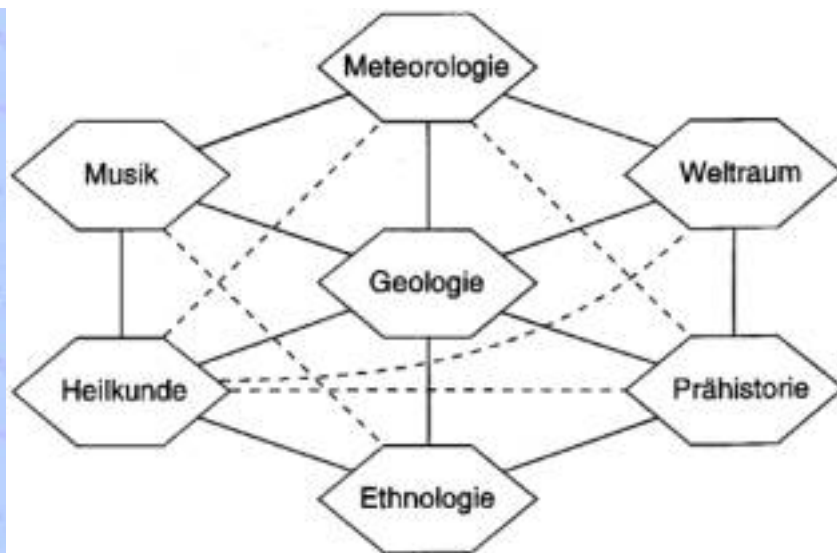
religionsgeschichtliche Zyklen, so haben wir schon die Berührung mit den Rhythmen der Musik, kosmischen Perioden oder den rhythmischen Schüttelvorgängen der homöopathischen Pharmazie. Und dergleichen zahllose Beispiele mehr!

Immerhin wird aber bereits aus obiger Skizze klar, wie groß auch bei dieser wabenförmigen Anordnung der Wissensgebiete noch immer die Gefahr ist, dass ganze potentielle Forschungsgebiete unentdeckt bleiben, gewissermaßen zwischen die Ritzen fallen. Dem könnte es durch ein Auseinanderziehen der wabenförmigen Anordnung abgeholfen werden, wie nachstehend skizziert, so dass von jeder „Wabe“ aus Verbindungen zu beliebig vielen anderen Wissensgebieten möglich werden.



Kepler, der sich mit der Erforschung kosmischer Harmonien in unserem Sonnensystem beschäftigte, hätte in dieser Skizze natürlich auch noch eine Verbindung zwischen den Waben „Musik“ und „Weltraum“ eingezeichnet. Und für diejenigen, die sich die Erdmenschheit nur als Ablegereiner schon längst intergalaktisch verbreiteten Weltraum-Rasse vorstellen können, wäre eine Verbindung zwischen den Waben „Ethnologie“ und „Weltraum“ erforderlich. Im übrigen mag der geneigte Leser sich vielleicht über die Verbindung zwischen den Waben „Musik“ und „Meteorologie“ wundern: aber angeblich soll man mittels tibetischer Klangschalen heraufziehende Unwetter beeinflussen können. Hier wie allenthalben besteht noch ein ungeheurer Bedarf an zuverlässiger, scheuklappenfreier Forschungsarbeit! Insbesondere auf den sogenannten grenzwissenschaftlichen Gebieten. Ebendiese sind es nämlich, auf die es für die Evolution unserer Wissenschaft ankommt! Der Leser möge sich selbst, anhand obiger Waben-Skizzen, überzeugen, dass die Anzahl der Grenzbereiche sehr viel größer ist, als die der „Waben“, die mit unseren konventionellen Wissensgebieten beschriftet sind.





Das „Schubfächer“-Denken unserer Schulwissenschaft mag einerseits in gewissem Umfang durchaus seine Berechtigung haben. Aber es stellt zugleich die allergrößte Gefahr für den Fortschritt unserer Wissenschaften dar. Die Realität hat gewiss keine wabenförmige Struktur, sie ist interdisziplinär! (2)

Zur praktischen Anwendbarkeit: Solche Waben-Arrangements müssen auf den jeweils vorliegenden praktischen Fall zugeschnitten sein, um maximal Hilfestellung geben zu können! Die Anordnung der „Waben“ wird jeweils anders sein müssen. Nur dann werden sie uns die Augen für bisher übersehene Problemlösungs-Möglichkeiten öffnen!

### Anmerkungen

(1) Katalanischer Philosoph, Wissenschaftler, Alchemist und christlicher Missionar (in Nordafrika), einer der Väter der abendländischen Wissenschaft, lebte 1235-1315. Näheres in Karl Christoph Schmieder: „Geschichte der Alchemie“, Ulm 1959 (originalgetreuer Nachdruck der Ausgabe 1832), S. 166 - 182. Wird oft unter seinem latinisierten Namen Raimundus Lullus zitiert.

(2) Dieser Beitrag wurde in fast identischer Form bereits in der Zeitschrift „Wissenschaft ohne Grenzen“, Nr. 1/1996, veröffentlicht. Hierzu vgl. auch: Horst Friedrich: „Einer Neuen Wissenschaft den Weg bahnen!“, EFODON-Edition MESON ME-9, Hohenpeißenberg 1997.



# Die „großen Geheimnisse“ dieser Welt

Kurt Schildmann, Bonn

Sie werden atemberaubend besprochen, besungen, angebetet von populärwissenschaftlichen Autoren, früher von Balladensängern, Barden, Druiden (von Priestern und Gurus ganz zu schweigen). Das Wort KULT bedeutet heute *Dienst an eine geheimnisvolle Macht* (gar an einen Helden, an einen Gott). Die Enträtselung gesängestimulierender Geheimnisse kann natürlich weithin für Sänger und ihre Adepten als Ärgernis empfunden werden, wie ja auch die Entdeckung kostengünstigerer und wirksamerer Verfahren in Wirtschaft und Industrie von Inhabern ‚bewährter Verfahrensweisen‘ erst einmal angefeindet wird. Das gilt auch für die Kirche von Rom, die ja Kopernikus, Kepler und Galilei jahrhundertlang indizierte. Alles sehr verständlich; es läuft ab nach den Gesetzen der Massenträgheit. Trotzdem sorgt der heftig abgelehnte Funke des forschenden Geistes doch zuweilen für Erwärmung, für Auflockerung.

Unstrittig steht die Erde unter dem gewaltigen Einfluß der Sonne. Dem Seefahrer dient - nebenbei gesagt - sie und das Firmament, mittels der erkannten Gesetzmäßigkeiten des Positionswechsels, zur Orientierung auf den Ozeanen, bereits vorgeschichtlich. Für die nordischen Völker ist das Wiederaufsteigen der Sonne im Jahresablauf die Voraussetzung für den Beginn mit Arbeiten, die das Überleben sichern. Nicht so am Äquator der Erde, wo das Wachstum geradezu unzyklisch ist.

Ein Pendant für die Axiomatik *Sonne in nordischer Landwirtschaft und Seefahrt* ist die Wanderung, Verschleppung und Abwandlung der Bezeichnung für Sonne vom Norden (Europa) nach Südosten und Süden. Das heißt: mit den Nordländern wanderten auch ihre Sonnenbezeichnungen. A-su-el und a-su-en (Reduktionsstufen a-sul/a-sun) sind die ältesten Formen im Norden. Doch erst um 1930 brachte mein Lehrer und Freund, Vittore Pisani, das besonders archaische ur-italische Wort *aurelius* ins Spiel. Es bedeutet *der Sonnenhafte*, und erklärt sich (mit dem häufigen lateinischen -r- aus -s-) aus \*auselios bzw. noch älterem \*a-sw-el-iy-os. Das anlautende a- ist protogammatisch und verweist auf *Weltriese*, das -sw-el findet sich im Altirischen mit der Bedeutung *Auge*, somit ist die Sonne das *Auge des Weltriesen*, der, wie in einem der Grimmschen Märchen, sein Haupt oder seinen Hut zyklisch verschiebt, wodurch es mal kalt, mal heiß wird. Zu diesem Weltriesen und zu der aus ihm resultierenden kosmologischen Sprach-

schöpfung könnte ich eine Enzyklopädie anliefern. Muß allerdings auf eigene Kosten entstehen.

Das ur-griechische *s>welios* (‚Sonne‘) zeigt an, daß das anlautende kosmologische a- interniert wurde. Zumeist wurde dieses a- eingespart [vgl. attisch *h•lios* (‚Sonne‘) von \*hwelios/swelios]. Indo-Europäisch (= IE) *sew-*, *su-* bedeutet *brennen*. Die Reduktionsstufe *sulos* (‚Sonne‘) wird durch das nicht nur homonyme Wort \*sul- (zu deutsch: Säule) belastet, vielmehr erklärt und bestätigt, denn griechisch *hži•* (von \*sžl• für ‚Wald‘) bedeutete ganz ursprünglich *Brennholz*.

Besonders sparsam ist lateinisch *sol*, gen. *solis* (‚Sonne‘), von *swel-*. Im Iranischen findet sich *hvar-*, *hvan-vant* (‚sonnig‘) und *hur-* (x,it-). Dazu gab es dort, bewiesen durch das Urartäische, \**hvaliya*, ein Gegenstück zum schwundstufigen Sanskrit *sžryah* (‚Sonne‘), neben Sanskrit *svar*.

Die hier bereits im Griechischen und Iranischen zu beobachtende Lautverschiebung von s- zu h- (sie gilt auch für die dazwischenliegende Sprache der Armenier, die sich als Nachkömmlinge der Urartäer verstehen, was sie nur kulturell sind) beweist, daß nordische Oberschichtler auf Völker stießen, die lautlich/artikulatorisch anders disponiert sind. Einheitlich veranlagt auf dieser Ebene (s- zu -h-Wandel vor und zwischen Vokalen) sind also die einheimischen „Unterschichten“, auf die die Ur-Griechen in Hellas und Anatolien stießen, die Ur-Armenier in Ost-Kleinasien, und die Ur-Iraner in Iran. Die Ur-Sumerer, die ja SW-iranische Dialekte sprachen, brachten es, wie später die Perser insgesamt, zu neuen Lautverschiebungen. Iranisches v-, -v- wurde b-, -b- und -rd- wurde zu -l-. Doch im Westen von Iran wurde zudem noch das y (= j) zu  $\bar{\text{y}}$ , und dann wiederum zu -d; zuletzt teilweise -t-.

Folglich wurde iranisches *hvar-* (‚Sonne‘) zu *hbar* im Ur-Sumerischen. Das h- ließ man fallen; was blieb ist, redupliziert, *bar-bar* (‚Sonnengott‘). Nichts ist deutlicher als die Parallelen: Sumerisch *bar* von \**hbahar* = Neupersisch *hvahar* (‚Schwester‘; IE *swesor*; lateinisch *soror*, vgl. lateinisch *sol-* von *swel-* ‚Sonne‘), sumerisch *bar* (‚Frühling‘) von *bahar* = neupersisch *bahar* (‚Frühling‘), IE *wes-r*; oder Tiefland-sumerisch *bui* (‚weh‘), pan-IE *wai*, lateinisch *vae*, englisch *woe* (im Hochland-Sumerischen wird das iranische a beibehalten, im Tiefland hingegen meist in u verwandelt, wie im Persischen und im Hebräischen das lange  $\text{v}$  zu o oder zu u wird).

Nur Denk- und Lernfaulheit, die zum Himmel stinkt, keift an gegen die titanischen Leistungen der

# Geheimnisse

Sprachforscher Rask, Grimm, Bopp, Schleicher, Brugmann, Hirt und vieler mehr. Die Epigonen allerdings sind vom Studium dieser Leistungen zu meist so erschöpft, daß sie neue Horizonte nicht wahrnehmen können und wollen.

Das oben erwähnte persische *hur* (-id, = \*x,ita-, 'glänzend') kam schon vor 4000 Jahren als *Hor* (,Sonnengott') nach Ägypten. Man denke an *Horus*, Sohn des Osiris, an den ziemlich chaotischen Sonnenkult im Alten Ägypten.

Daß das *Falkenaue* die *Sonne* ist, schlug um in die Bezeichnung des Falken im Kaukasus und Vorderasien, mit der Wurzel *hur*-.

Wie weiter schon oben erwähnt, bedingte die Wanderung iranischer Oberschichten nach Westen neue Lautverschiebungen, y (= j) wurde  $\bar{}$  (wie j in Journal). Beachte das rezentere sumerische *dun* (,jung') mit d- für  $\bar{}$ . Eine ältere Variante, mit dem gleichen Schriftzeichen notiert, ist *,un* (,jung'); Vorform ist proto-indo-iranisch *yun-*; vgl. lateinisch *iunior* = IE *yun-yos-* (,jünger'), Komparativ. Vermerkt sei, daß dieser Lautwandel nicht ungewöhnlich ist, vgl. Schleswig-Holstein: *unge-unge* für *Junge-Junge* (oft eine mahnende Drohung). Im Französischen stark ausgeprägt *Jeanne - Johanna*, sprich  $\bar{ann}$ . Ein Urugayer nennt sich *Urugua*  $\bar{o}$ .

Wie das griechische *\*hFelios* (,Sonne') andeutet, gab es auch im Iranischen ein *hvarya-* bzw. *hvalya-* (,Sonne'). Bei Anwendung des gerade genannten Wandels -y/- $\bar{}$ -, darüber hinaus - $\bar{}$ /d-, bekommen wir den urartäischen Hauptgott *\*hvalia* bzw. *Haldi*, zu verstehen als *,Sonne'*. Zu Recht geht man davon aus, daß das Urartische zwar mit dem Hurritischen sehr verwandt ist, aber nicht aus ihm erwuchs. Das viel ältere Hurritische (= Mitanni, mit dem Mitanni-Reich korrespondierte Echnaton, siehe Amarna-Texte) bezog seine Schwurgötter von einer indischen Oberschicht, zusammen mit dem Pferd und hippologischem Vokabular. Nach der herrschenden Chronologie waren die Hurriter von 1800 bis 1300 in NW-Mesopotamien ansässig. Zuletzt übernahmen die Hethiter diese indische Pferdeterminologie.

Schon allein die iranisch strukturierten Bezeichnungen der Sonne vom östlichen Kleinasien über Sumer bis nach Ägypten machen eine kulturelle Positionsbestimmung für diesen Raum unabweisbar. Die Völker dieses Raumes hatten, wenn auch zu verschiedenen Zeiten, eine Oberschicht iranischer Herkunft, wobei ein Unterschied zwischen Sumerern und Iranern nicht zutreffend ist. Die Sprache der ältesten ägyptischen Texte, die Pyramiden-Texte, sind voller Lexeme und Morpheme aus Sumer und Iran, Sanskritismen einbezo-

gen. Schon vor zwanzig Jahren legte ich eine Kartei dazu an, in die hineinzusehen Prof. Edel, Bonn, Bearbeiter der Pyramidentexte, allerdings keine Zeit fand. Schließlich ist auch die Ägyptologie heute so überdimensional gewachsen, daß man dafür Verständnis aufbringen muß.

Verständlicher Weise war diese Oberschicht weniger von Indien als vom benachbarten Iran ausmarschiert. Die Denksysteme, die dabei verbreitet wurden, waren auch durch Austausch mit Indien übernational. Zu Recht wird gesagt, daß ein Altperser aus der Zeit von Kyros und Darius, sofern er das Elite-Persisch beherrschte, mit wenig Mühe auch Sanskrit verstand. Das Avestische (NW-Iranisch) wurde ja erst schriftlich fixiert, als die Sprache durch starke Umlautbildung und kombinatorischen Lautwandel gewissermaßen ,verfremdet' worden war.

Damit ist auch das Rätsel der Chaldäer gelöst. Man nannte die Chaldi-Anbeter vom Van-See (die Urartäer) wissenschaftlich eine zeitlang *Chalder* oder gar *Chaldäer*; eine semitische Horde, die um 1000 v.C., auch *Chaldäer* genannt, in Südmesopotamien einfiel, usurpierte 60 Jahre den Thron in Babylon, bis die Perser dem ein Ende setzten. Das Begriffsdurcheinander stiftete die Heilige Schrift mit dem *Ur in Chaldäa* von Abraham. *Ein Chaldäa hat es nie gegeben*. Die sumerische und akkadische Kultur allerdings übernahmen die eben genannten *,Chaldäer'*; sie - die Kultur - wurde nach der Zeit der Übernahme irrtümlich unter dem Namen *,Chaldäisch'* in der Antike bekannt. Da die Semiten zahllose Götter hatten, könnte unter diesen noch ein *Chaldi/Haldi* existiert haben, der mit dem *Haldi/Chaldi* der Urartäer nur etymologisch verwandt ist, denn die Urartäer sprachen keinesfalls eine ,semitische' Sprache.

,Semitisch' in Gänsefüßchen. Denn die ,Wurzeln' des semitischen Vokabulars sind massenweise iranischer oder sumerischer Herkunft. Eine geniale Methode der Wurzelentfaltung bei den Semiten macht die semitischen Dialekte unendlich wortreich. Hier ein Beispiel: IE *su-*, *sew-* heißt *zeugen, gebären, lieben*. IE *sew-* ist Sanskrit *sav-*, iranisch *hav-*; sumerisch *hab* und *ab* (mit häufigem Schwund von h-). Als *hab-* übernahmen die Semiten dieses Wort vom Ur-Sumerischen. Da sie in ihrer Grammatik fast nur mit dreikonsonantigen Wurzeln arbeiten können, verdoppelten sie das -b von *hab* = *habb*. Jetzt geht's los: Gott *Jahwe/Jehova/Elohim* fand endlich ein Medium, sich der Mensch-



# Geheimnisse

Nutzen ist. Noch nach der Islamisierung Persiens konnte Firdosis in ziemlich reinem Persisch verfaßtes Schahnameh/Königsbuch sich der größten Beliebtheit erfreuen. Über *Hafis* und *Saadi* tritt das Persisch dann als eine mit dem Arabischen gemischte Sprache in Erscheinung.

Doch kommen wir nun noch zum angeblich reinsemitischen Sonnenwort *schamasch* (= akkadisch) oder *schams* (= arabisch): vorschrifts-mäßig erscheint es als triliterales Wort. Das empfanden schon die Eblaleute als notwendig, angeblich um die tausend Jahre vor dem nicht einwandfrei attestierten David. Diese westsemitischen Ebla-Leute - großartige Händler, westlich von Damaskus fand man ihren Tell<sup>1</sup> vor etwa dreißig Jahren - beschernten der Geschichtsforschung ein Archiv, enthaltend auch lexikalische Listen Sumerisch/Eblaisch. Auch Hebräisch ist westsemitisch... In Ebla hieß die Sonne *shipisch*. Zu den Lautwandel-Regeln, die ich bisher oben angab, gehört noch ein Phänomen, das für das alte Kleinasien und Mesopotamien, dort vor allem für Sumer, Gültigkeit hat: es ist die Assimilation von Zahnlauten vor -i, und z.T. auch vor -u. In den USA grassiert dieser Wandel etwa in der Phrase *what'choo want* = *was wünschen Sie*, oder neuerdings heißt der Channel-Tunnel auch der *Chunnel*. Während die Westgriechen noch fast rein IE *ekhonti* (,sie haben, sie halten') sagten, hieß es bei den Ostgriechen und in Athen *ekhousi*. Das -ti wurde über -tsi zu -si. Für die Hethiter gilt das gleiche: -ti wurde zu -tsi, geschrieben, deutschfreundlicherweise, als -zi. Durch das dem -i- verwandte -e- wurden im Griechischen sogar die IE *velar* anlautenden Silben  $g^{We}$ ,  $k^{We}$ ,  $g^{Whe}$ ,  $k^{Whe}$  über Zwischenstufen zu *de*, *te*, bzw. zu *the-* [vgl. *theino* (,ich schlage, töte') von IE  $g^{Whe}n-y-o$ ].

Am strengsten wirkte dieses Phänomen im Ur-Sumerischen. Hier gelten die Reihen -ti/tsi/si, ti-/tsi-/si-, bzw. letztlich auch ,i, und für \*di- über \*d̄i- letztlich zi- oder ,i-. Die sumerische Schrift eignet sich nicht für genaue Lautwiedergabe. Die Schreiber wählten zwischen ungefähr geeigneten Silben und vermehrten so die möglichen Schreibweisen bis zum Zusammenbruch der Keilschrift. Iranisches *tu-* und *du-* wurde (siehe *tunnel/tyunnnel/chunnel* oben) über *t,u/tsu-* zu ,u- oder *su-*, andernteils *du-* über *d̄u-* zu ,u- oder *su* [IE \**tu*, \**du*' ist griechisch *sy* (= *su*) wie im Sumerischen].

Nun zurück zum alt-west-semitischen Ebla ,ipi, (,Sonne'). Das ,i- stammt hier von \*di, das p stammt von b, und dies wiederum von v laut Sumer, und das -, stammt von -̄, und dies wiederum von -y-

(wie in Sumer), und dies wiederum von Indo-Iranisch = y (lies j), siehe oben. Damit haben wir Arisch und Sanskrit *diviya/divya-*, in Sanskrit bedeutend *himmlisch*, *göttlich*, und *diva-* (,Tag') im Kompositum *div̄-kara-* bedeutet *Tagmacher* = *Sonne*.

Zu  $y = \bar{}$  sei noch vermerkt, daß im Spät-Iranischen *yavan* (,jung') zu *d̄avan* mutierte, und natürlich IE *yew* (,Gerste') über indo-iranisch *yava* zu persisch *d̄ou*. Das war auch teilweise im Griechischen wirksam [vgl. *dzeFa/zea* (,Gerste'), sumerisch ,e von \**u*, \**aua*]. Die Gemeinsamkeiten in der Lautgeschichte für Griechisch, Armenisch und Iranisch sind bekannt und häufig studiert. Nun tritt das Sumerische als Vierter in diesem Bund auf. Für sumerische Lautgeschichte sind die bisherigen Hobby-Forscher und sich philologisch gebärdende Gelehrte nicht vorbereitet. Für dieses sind gute Kenntnisse der Gesamtheit der IE-Lautgeschichtsforschung vonnöten. Auch die für Sanskrit gültigen Konjugationsparadigmata lassen sich herausfiltern. Der a-Aorist des Sanskrit [z.B. in *a-karat* (,er machte')] tritt regelmäßig auf in sumerisch *agar*, *a-gar* (,er machte').

Über all dies könnte ich ganze Bände schreiben, allerdings nur auf eigene Kosten, denn der globale Wettbewerb, lies: Kampf ums Überleben, hat uns bereits eingeholt. Die in Sterilität dahinschlummernde sogenannte historische Sprachwissenschaft hat sowieso einen Stellenabbau verdient. Was einmal geschah, daß der Norden den Südländern die Sonnenbewegungen verdeutlichte, wiederholt sich heute im Bereich Elektronik. Ähnlich wiederholen sich die Implikationen, nämlich die seltsame Verarbeitung der Forschungsergebnisse durch südliche Neo-Fundamentalisten, und so auch im Fernen Osten (China).



<sup>1</sup> Tell (Tall, Tepe), arabische Bezeichnung für alte Besiedlungshügel (Meyers Lexikon 1993)

# Waren an der bayerischen Stammesbildung manichäisch-buddhistische Elemente beteiligt?

© 1997 Horst Friedrich; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 20/1997

Anderorts (1) hat der Verfasser die Querverbindungen zwischen dem - nachkeltischen! - Altbaiern weit im Westen und dem weit im Osten gelegenen kaukasischen und innerasiatischen Raum hervorgehoben. Hans Guggemos (2) hat, bildlich gesprochen, in das gleiche Horn gestoßen. Damit wir endlich anfangen, der offiziell propagierten (3), schulwissenschaftlichen Darstellung der bayerischen Ethnogenese und der Christianisierung der Baiern jenes Misstrauen entgegenzubringen, das sie verdient.

Dass später in den Baiern aufgegangene - damals noch am Kaukasus und Schwarzem Meer sitzende - Volksteile höchstwahrscheinlich aus dem Iran das sassanidische Rittertum und das nestorianische Christentum übernommen hatten, was schon erwähnt worden (4). Ein mindestens ebenso interessanter Kandidat, unter kaukasischen und innerasiatischen Proto-Altbaiern missioniert zu haben, ist der Manichäismus.

Dieser war eine von dem persisch-parthischen Propheten Mani (216-276) verkündete synkretistische (5) Religion, die Elemente von Gnostizismus (6), Zoroastrismus (7), Christentum und Buddhismus enthielt. Der Manichäismus wurde von den christlichen Kirchen stets brutal mit Feuer und Schwert verfolgt, konnte aber nie ganz ausgerottet werden. Auch die im mittelalterlichen Südfrankreich mächtig anschwellige Katharer-Bewegung, die man als christlich-manichäische Sekte betrachten kann (8), wurde ja bekanntlich von der römischen Papst-Kirche in einem ausgesprochenen Vernichtungskreuzzug „ausradiert“. Für die katholische Kirche war stets Manichäismus = Erz- oder Mega-Häresie.

Dieser Manichäismus missionierte nun etwa zur gleichen Zeit und in den gleichen Gegenden (Kaukasus, Innerasien), wie die Nestorianer. Was durchaus zu weiteren synkretistischen Sektenbildungen und Verwirrung unter den potentiellen Missionierungs-„Opfern“ beigetragen haben mag (9). Es ist also eine sehr reale Möglichkeit, dass es unter den proto-bayerischen Volksteilen, die dann bei der bayerischen Stammesbildung um 500 (konventioneller Chronologie) zusammenfanden, ein ins Gewicht fallendes manichäisches Element gegeben haben könnte!

Hier kommt nun ein weiteres „Objekt“ ins Blickfeld, nämlich der Gral! Es spricht viel dafür, dass die ständig ihre Form wechselnde Grals-Vorstellung aus dem Manichäismus - letztlich vielleicht sogar aus dem Buddhismus (10) - stammt.

Als größtes Grals-Epos gilt bekanntlich Wolfram von Eschenbachs „Parzival“, nachempfunden und vertont im „Parsifal“, Richard Wagners „Bühnenweihfestspiel“. Rudolf Meyer (11) spricht ohne große Umschweife von „Wolframs Manichäertum“. Zum Themenkomplex Manichäer-Gral-Baiern muss nun auffallen, dass das bayerische Herrscher-geschlecht der Wittelsbacher (1180-1918) im 19. Jahrhundert, nachdem Bayern Königreich geworden war, erneut geradezu von einer Grals-Besessenheit gepackt wurde (12). Nachdem schon ein Vorfahre, Kaiser Ludwig der Bayer, der Überlieferung nach in Ettal eine Gralskirche erbaut haben soll (13).

Das Stammschloss der Wittelsbacher, Scheyern, soll von den Skiren seinen Namen haben, jenem proto-baierischen Volksstamm, der einst am Schwarzen Meer saß. Es wurde sogar spekuliert, ob die Wittelsbacher einst das alte Königsgeschlecht der frühmittelalterlichen Skiren gewesen sein könnten. Sollte es bei den Wittelsbachern - die doch stets so treue Paladine der Papst-Kirche waren (14) - eine geheime Grals-Überlieferung geben, die sich vom iranischen Aserbeidschan (15) über die Skiren bis zu Ludwigs II. „Gralsburg“ Neuschwanstein zieht? Schließlich ist es bekannt, dass die Wiederbelebung der Grals-Tradition durch Richard Wagner im 19. Jahrhundert einzig und allein König Ludwig II. zu verdanken ist (16). Hattensich vielleicht die Manichäer, als sie bei den Skiren missionierten, besonders auf den Adel - vor allem das Königsgeschlecht - konzentriert? So wurde es ja oft gemacht.

Parallel zu den Manichäern und Nestorianern missionierte jedoch vor allem in Innerasien noch eine dritte, nahezu unwiderstehlich dynamische Religion: der Mahayana-Buddhismus (17)! Oben wurde schon erwähnt, dass die manichäische Grals-Vorstellung letztlich aus dem (Mahayana-) Buddhismus stammen könnte.

In jenen Jahrhunderten, um die es hier geht, stellte Innerasien einen fast unglaublichen ethno-linguistischen Schmelztiegel dar (18). Viele der Völkerschaften dort stellten schon je für sich mehrsprachige, multi-ethnische und multi-kulturelle Konglomerate dar. Ähnlich wird es auf dem Gebiet der Religion ausgesehen haben.

Es ist also mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass jene innerasiatischen Völker-Hunnen, Awaren, quasi-keltische Tocharer etc. -, von denen später Volkssplitter in den Baiern aufgingen, teilweise auch dem mahayana-buddhistischen Glauben anhängen. Freilich wird es heute fast aussichtslos sein, in den altbaierischen Traditionen nach von der Zeit verwehten Spuren - etwa Kenntnis des Karma-Gesetzes oder der Reinkarnationslehre (19) - zu suchen!

In der hier geschilderten Sicht der Dinge könnte also Altbaiern, vor der Missionierung durch die letztlich - dank des „weltlichen Armes“ - siegreiche Rom-Kirche, möglicherweise einen multi-religiösen Schmelztiegel dargestellt haben, in dem das aryanische und nestorianische Christentum, die irische Culdeer-Kirche und der

Manichäismus, nebst Resten von Mahayana-Buddhismus, mehr oder minder einträchtig nebeneinander existierten.

### **Anmerkungen**

- (1) „Noch immer rätselhaft: Die Entstehung der Baiern“, Wessobrunn 1995.
  - (2) „Adechs und die Huosi - Fragen zur offiziell propagierten bayerischen Frühgeschichte“, EFODON DOKUMENTATION Nr. 30, 2. Auflage, Hohenpeißenberg 1996.
  - (3) Befremdlicherweise gibt es ein der Bayer. Staatskanzlei angegliedertes „Haus der Bayerischen Geschichte“. Heißt das, dass der Ministerpräsident Bayerns bestimmt, wie die Ethnogenese der Baiern verlief?
  - (4) Friedrich: op.cit., S. 63 und passim.
  - (5) Von Synkretismus spricht man, wenn unterschiedliche philosophisch-religiöse Lehren zu einem neuen Glaubenssystem verschmolzen werden.
  - (6) Bereits seinerseits eine synkretistische, in verschiedene Strömungen und Sekten aufgespaltene religiös-philosophische Richtung am Übergang von der Spät-Antike zum Frühmittelalter (von Gnosis = das nur den näher darin Eingeweihten vorbehaltene Wissen um göttliche Geheimnisse).
  - (7) Die dualistische altpersische Religion Zarathustras (um -600), die sich noch in den heutigen Parsen Indiens erhalten hat.
  - (8) Hierzu etwa Rudolf Meyer: „Zum Raum wird hier die Zeit“ (Stuttgart 1980), S. 366 - 368 „Manichäische Einflüsse“ und Gerhard v. d. Borne: „Der Gral in Europa“, Kap. „Parzival und der Manichäismus“ (S. 242 - 280).
  - (9) Diese Verwirrung scheint sich auf die heutigen Historiker übertragen zu haben hinsichtlich der Frage, ob gewisse turko-mongolische Volksstämme Innerasiens Nestorianer oder Manichäer waren.
  - (10) Hierzu Lama Anagarika Govinda: „Grundlagen tibetischer Mystik“ Zürich/Stuttgart 1966), Kap. „Mani, das Juwel des Geistes, als ‚Stein der Weisen‘ und ‚Prima Materia‘“ (S. 59 - 64). Sonderbar, dass dieses tibetisch-buddhistische „Juwel“ den gleichen Namen hat wie Mani, der Prophet des Manichäismus! Zugleich scheint die Grals-Tradition aber auch einen westlichen, keltischen oder vorkeltischen (Megalith-Kultur!) Ausstrahlungspunkt zu haben; vgl. hierzu Horst Friedrich: „Le Graal et l'Enigme de ses Origines Européennes“, in: MEDITERRANEA, No. 19, 1985, Carcassonne.
  - (11) op.cit., S. 368.
  - (12) Bekannteste Beispiele Schloss Hohenschwangau bei Füssen und vor allem das nahebei gelegene Neuschwanstein.
  - (13) Hans Gerhard Evers: „Ludwig II. von Bayern“, München 1986, S. 203.
  - (14) Ludwig II. war allerdings ein ausgesprochener Gegner des in seiner Regierungszeit verkündeten Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes.
  - (15) Hierzu v. d. Borne: op.cit., Kapitel „Das Feuerheiligtum Takht-i-Suleiman als ein geschichtlicher Keim des Gralstempels“.
  - (16) Hierzu Evers: op.cit., Kapitel „Theaterfürst“ (S. 95 - 118 und passim).
  - (17) Hierzu etwa Edward Conze: „Eine kurze Geschichte des Buddhismus“, Frankfurt a. Main 1984, Übersicht S. 74 und passim.
  - (18) Einen guten Einblick gibt Ethel G. Stewart: „The Dene and Na-Dene Indian Migration 1233 A.D. - Escape from Genghis Khan to America“, Columbus/Georgia (USA) 1991. Obwohl hauptsächlich das Hochmittelalter behandelt wird, gibt es doch immer wieder Rückblicke auf die hier besprochene Zeit.
  - (19) Die Reinkarnationslehre beinhaltet die Vorstellung, dass das eigentliche Wesen des Menschen, weil unkörperlich und unsterblich, den Tod des Körpers jeweils überlebt und sich nach einer Zeit in einem neuen Körper manifestiert. Karma steht für das Ursache-Wirkungs-Gesetz, wonach die Folgen unserer Handlungen das Schicksal nachfolgender Inkarnationen bestimmen. Der Buddhist oder Yogi versucht, dem Zwang zur körperlichen Wiedergeburt - durch sein Verhalten im gegenwärtigen Leben - zu entrinnen.
- 
-



# Musik – Königin aller Künste

© 1997 K. Laura Bräuer; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 20/1997

Sie waren neun Musen. Sie hießen nach ihrer Königin. Musik war ihr erster Ausdruck. Und die Neun war die Zahl der Vollendung.

Eine lange und gelehrte Abhandlung über den Begriff „Musik“ steht in allen Lexika mit vielen Literaturhinweisen auf andere Lexika. „Musik“ war der Oberbegriff aller Künste der griechischen Mythologie. In Griechenland wurden die Tonarten nach ihrer Wirkung benannt und eingesetzt. Das Lexikon bringt als Erklärung für ihre Namen soziologische, medizinische und kosmologische Hintergründe. Erst viel später wurden sie geändert nach Land- bzw. Volkszugehörigkeit. Wobei noch immer offen ist, warum man in diesen oder jenen Landstrichen gerade die eine oder andere Tonart bevorzugte. Sogar den Satz: „...der Ursprung kommt aus dem kultischen Tanz und religiösen Zauberglauben“ fand ich dort. Ob derjenige, der das geschrieben hatte, noch selbst etwas wusste, fühlte oder entdeckte?

In Indien waren die Gesetze streng: sie verlangten von den Musikern, dass nur ganz bestimmte Tonarten und Melodienbewegungen in den dazugehörigen Monaten erklingen durften. Bei Zuwiderhandlung würden irreparable Störungen in der Atmosphäre entstehen und das Wetter, dieser Garant von Wachstum und Ernte, negativ beeinflusst. Jedes (musikalische) Eingreifen in kosmische Abfolgen konnte katastrophale Folgen haben.

Die Barden, ein Studienzweig der gelehrten Druiden, waren wohlbewandert in der Kunst der Musik. Wurde doch auf diesem Wege dem Volk Geistigkeit nahe gebracht, die Brücke zum Universum geschlagen. Hans Haid („Kult und Mythen in den Alpen“) bringt ein wunderschönes und sehr trauriges Lied, in welchem menschliche Charakterschwäche die natürliche Ausgewogenheit von Natur und Lebewesen zerstört.

Feststeht, dass Musik Wirkung hat: messbare, fühlbare, sichtbare. Beispielsweise hat man Beobachtungen an Pflanzen gemacht, denen man durch das klingende Wort Energie zukommen ließ, und jene dann darauf reagierten. Energieübertragung? Das machte mich bald stutzig. Eine Energieübertragung ist immer ein schöpferischer Akt, er bewirkt etwas. Auch in der Bibel steht das geheimnisvolle: „... und nichts wurde ohne das Wort“. Ohne das ausgesprochene Wort? Wenn wir einmal annehmen, dass die Schöpfung, von der unsere Erde mit all seinen Lebewesen auch ein Teil ist, in sich harmonisch aufgebaut bzw. angelegt ist, und wenn wir weiter annehmen, dass die in Schwingung versetzten Energien, sprich Töne, in dieser Harmonie weiterführende Auswirkungen haben, dann liegt es nahe, dies eine Macht zu nennen, die fähig ist, innerhalb der Schöpfung etwas zu tun, etwas zu verändern.

Nun bin ich tatsächlich der Überzeugung, dass die Schöpfung, als sie ins Leben gerufen wurde, vollkommen harmonisch war. Änderungen waren weder am Platz noch notwendig. Goldenes Zeitalter. Jedoch war wohl das Herausfallen aus der Harmonie mit Hilfe des menschlichen Verstandes ebenfalls vorprogrammiert. Nach dem „Essen vom Baum der Erkenntnis“ entstanden wohl auch die ersten unharmonischen Fehlhandlungen der dazu ausersehenen Menschen. Ganz gleich, auf welchem Planeten auch immer. Die Neugier auf die Auswirkung der eigenen Verstandeshandlungen beherrscht ja noch heute unser Denken. Das Wissen-Wollen entstand als Gegenstück zum intuitiven Wissen. Trotzdem hatten die damaligen Menschen viel Respekt vor jenen, die noch das Wissen fühlten. Es wurde geradezu als rettend empfunden, von Menschen zu wissen, deren Aussagen nicht nur durch Verstand geprägt waren. Man nannte sie *Weise*, *Seher*. Und vertraute ihnen mehr als sich selbst.

Ein solcher Weiser musste es wohl gewesen sein, der, von der wachsenden Veränderung erschreckt, darauf sann, wie die ursprüngliche Harmonie wieder herzustellen sei. Seine Fühligkeit brachte ihn (oder sie) auf die Fähigkeit des Menschen, in seiner Kehle und mit seinem Atem Töne zu erzeugen. Die Vögel mochten es ihm vorgemacht haben. Ob der erste Tanz und das erste Lied parallel „erfunden“ wurden? Jedenfalls ergänzten sich diese beiden Formen der Bewegung hervorragend,

und da sie eine *Notwendigkeit* - im wahrsten Sinne des Wortes - waren, so setzte sich dieses Tun weltweit durch. Nichts ist dem Menschen näher, ursprünglicher und zugleich wichtiger, als zu tanzen und zu singen. In diesem Tun fühlt er sich eins mit seiner ihn umgebenden Wirklichkeit und ist zugleich zu einer Wichtigkeit emporgehoben, deren Sinn er zwar nicht mit dem Verstand begreifen kann, die er aber nichtsdestotrotz mit starkem Gefühl empfindet.

Nun erhebt sich aber sofort die Frage nach der *richtigen* Musik; war da jede Form von Klang, Rhythmus und Zusammenstellung heilbringend? Waren das Grollen des Donners, der sturmgepeitschten Wogen des Meeres, das Tosen des Wasserfalles und das Dröhnen eines Erdbebens oder Orkanes die rettenden Laute? Das waren Töne, die Angst erzeugten. Noch ganz unabhängig von der direkten Auswirkung erzeugten sie zusätzlich noch Angst. Woran lag das? Wir wissen heute wieder, dass es u.a. die tiefen Frequenzen sind, die tiefen Schwingungen, die zerstörerisch sind. Man hat Berichte, wo tiefe, laute Glockentöne Erschöpfung, Schmerzen und sogar Tod hervorrufen. Das tiefe Brummen von Motoren entzieht den Menschen mehr Energie, als es fehlender Schlaf tut. Patricia Joudry (1) beschreibt in ihren Büchern sehr eindringlich, wie die Zerstörung unseres Hörsystems immer weiter fortschreitet und wie man diesem Geschehen möglicherweise Einhalt gebieten kann. Dazu kommt noch eine Beobachtung von mir: Seit Festlegung des „Kammer-A“ auf 435 Doppelschwingungen im 19. Jahrhundert und seine weitere Steigerung, im Jahre 1939, auf 440 Doppelschwingungen, eine Erhöhung der Frequenz also, mehrt sich die Anzahl der Menschen, die die Begabung der Fühligkeit wieder in sich entdecken. Es erscheint mir, als ob die Vorherrschaft des Wissen-Wollens (Wissenschaft) zugunsten des Wissen-Könnens (Weckung vorhandenen Wissens im eigenen Körper) abnimmt in dem Maße, als die Folgen unserer „Verstandesarbeit“ deutlich und grausam hervortreten. Das wäre auch gewissermaßen logisch, denn die Schöpfung ist nicht auf Zerstörung angelegt, sondern auf Bewegung. Und mögen auch heutzutage die „Weissagungen“ noch so tragisch sein, als Widerspiegelung unserer Entwicklung, die nähere und weitere Zukunft ist nicht unbeeinflussbar! Wenn es uns gelingt, uns von zerstörenden Tönen und ihren Wellen zu befreien, und heilende Töne und Wellen selbst in Bewegung zu setzen, indem wir jene Töne singen, die uns als „heilend“ bereits bekannt gemacht worden sind, wenn wir bewusst und mitverantwortlich in das eingreifen, was da anscheinend so hoffnungslos den Bach hinuntergeht, ja, dann haben wir uns als würdig erwiesen, Mensch zu sein.



„Kinderreigen auf der Frühlingswiese“, Gemälde von Hans Thoma (aus: „Der junge Musikant“, München 1950)

Dass diese Töne, die heilen können, bereits in uralter Zeit bekannt waren und benutzt wurden, und dass dies auch in anderen Planeten-Zivilisationen möglicherweise versucht worden war, dringt halb

verschlüsselt aus Mythen und Sagen zu uns. Das klingende Weltall; der Gesang der Sphären; der ewige Lobpreis der Engel vor Gott; sind dies wohl nur unbegründete Fantasien? Was ist denn „Musikalität“ im Menschen? Es gibt so unendlich viele wunderschöne Formulierungen über dieses Phänomen in allen Kulturen der alten und neuen Zeit, wer wollte da noch bezweifeln, dass diese Gabe wichtig sei! Gerade auch ihre Unterdrückung, Verfälschung, Nutzbarmachung und Verwendung zu eigennützigen Zwecken beweist, dass ihre Macht riesig ist.

Um es noch einmal genau zu sagen: Es geht nicht darum, in Tönen zu schwelgen, die uns gerade so durch unser Gefühlssystem rollen. Es geht auch nicht darum, sich unbeherrscht von Zwängen befreien zu wollen, ohne Richtung und Verständnis. Wir sollen unsere Verzweiflung nicht herum-schreien in sogenannten Urlauten. *Wir sollten gezielt und sorgfältig, unter Einschaltung unseres Verstandes, die Mittel und Wege beschreiten, die uns bekannt gemacht wurden.*



„Das Konzert“, Gemälde des „Meisters der weiblichen Halbfiguren“ (aus: „Der junge Musikant“, München 1950)

Da gibt es die Arbeit von Wilhelm Mitschke (2), der sein ganzes Leben lang nach den Urformen bekannter und immer gesungener Lieder geforscht hat und sie in einem Buch zusammenstellte. Da gibt es die Arbeit der o.g. Patricia Joudry, da gibt es die versteckten Hinweise in den ganz offiziellen Lexika. Da gibt es die selbständigen Ableitungen von Hinweisen, die uns in vielen „gechannellen“ Büchern geboten werden. Und da gibt es unser eigenes, ganz inneres Gefühl, welches uns Wege weist. War es nicht immer wieder das *Lied* eines Vögleins in unseren Märchen, welches dem Helden den Weg wies? Öffnete nicht das richtige *Wort* Tür und Tor? Wir selber sind Resonanzkörper, wir selber sind klingendes Instrument, wir selber haben die Aufgabe, mit diesem mächtigen Material sinnvoll und im Einklang mit der gesamten Schöpfung zu arbeiten. Macht dies etwa keine Freude? Bringt es uns vielleicht kein Glück? Ja sogar Glückseligkeit? Ist „Glücklichsein“ denn nicht das heimliche Ziel aller unserer Bemühungen? Hier liegt das Feld offen. Haben wir ruhig den Mut zur Arbeit mit dieser ganz und gar herrlichen Tätigkeit, mit dieser göttlichen Kraft. Wir können es ja in Demut tun. Ich sehe es als den rettenden Weg an.

Sie sind mir bis hierher gefolgt. Ist Ihnen aufgefallen, dass ich so viele Fragezeichen gesetzt habe? Dass ich Ihnen die Arbeit überlasse, je nach Ihrem Interessesgrad in den entsprechenden Büchern selbst nachzulesen, was ich dort gefunden habe? Dass ich Ihnen kein Patentrezept anbiete, sondern Sie eher auffordere, selbst nachzudenken und Ihre Fantasie spielen zu lassen. Ich könnte Ihnen sagen, dass die Dolmen von Roses (3) ein idealer Platz wären, um die Laute A-E-I-O-U in einer kleinen Gemeinschaft von fünf oder sieben Leuten zu singen, weil das vor langer Zeit schon einmal dort versucht wurde. Jetzt vielleicht mit besserem Erfolg. Ich könnte Sie auch auf die Forschungen eines Viktor Schaubergers hinweisen, der an Vögeln und Fischen die Kreisbewegung und ihre Wirkung beobachtet hat. Vielleicht kennen Sie selbst schon Literatur, die sich mit der Himmelsmacht Musik und ihrer Bewegung auseinandersetzt. Ich habe ein wunderbares Vorbild:

Sokrates. Er regte die lernwillige Jugend an, ihre Probleme selbst zu beantworten, indem er sie mit seinen Fragen lenkte. Er war der erste bekannte Pädagoge, der alles und jedes hinterfragte und hin-

terfragen ließ. Wenn der Ernst und die Ehrerbietung vor den noch unerklärten Wundern dazu führt, diese einordnen zu können, ihren Platz kennen zu lernen, ihren Sinn zu respektieren, dann dürfte dies zu einer guten Symbiose von Wissen-Wollen und Wissen-Können führen. Der „Umweg“ über den Verstand, der uns fast alles gekostet hätte, mündet vielleicht doch noch in ein höheres Menschsein, in ein „gotterhobenes“ Leben.

### **Anmerkungen**

1 Patricia Joudry: „Hören wie Pan“, Südergellersen 1987; „Gesundheit aus dem Walkman“, Südergellersen 1984

2 *Anm. d. Red.*: Diese herausragende Arbeit wird im Rahmen unserer EFODON-Edition MESON erscheinen.

3 Vgl. meinen Beitrag in SYNESIS Nr. 19/1997: „Die Dolmen bei Roses - eine besondere Aufgabe?“

# Amun Re in Nordeuropa

## Apollon-Tempel im Norden Jütlands?

© 1997 Heinz Günther Birk; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 20/1997

Wer war nicht schon während seiner Schulzeit von griechischer Mythologie fasziniert? Welchem Griechenlandtouristen läuft nicht beim Anblick der gewaltigen Akropolis nahe der Hauptstadt Athen ein Schauer über den Rücken? Wer etwas über Zeus, Apollon, Athene und den ganzen phantastischen Götterhimmel liest oder hört, assoziiert dies ganz natürlich mit Griechenland. Ähnlich ergeht es denen, die den Namen Amun Re hören. Na klar, hier kann ja nur das geheimnisvolle Land der Pharaonen am Nil mit seinen gewaltigen Pyramiden gemeint sein. Germanische Göttersagen, wie die um Wotan, Odin oder Frigga können nur deshalb so geheimnisvolle, scheinbare Gemeinsamkeiten mit mediterranen Kulturen zeigen, weil die Barbaren (so Tacitus in seiner „Germania“) diese Überlieferungen in ihrer Ignoranz einfach mitbrachten. Daraufhin sollen die „dummen Wilden“ gar Naturphänomene wie Erdbeben, Vulkanausbrüche und Gewitter mit den griechischen und ägyptischen Gottheiten verwechselt haben. Sie waren eben noch unkultiviert, heidnisch und ohne jede Zivilisation. Doch stimmt dieses von der Schulwissenschaft aufgestellte und noch heute gültige Dogma wirklich?

Erste Zweifel hat der Verfasser ja bereits in SYNESIS Nr. 16/1996 postuliert (1). Die exakte Lage der vier Trelleborgs auf einer Linie, welche darüber hinaus das weltberühmte Orakel im griechischen Delphi sowie die ägyptische Oase Siwa durchschneidet, ist ja nur schwerlich mit dem Begriff „Zufall“ (gibt es den Zufall überhaupt?) zu erklären. Auf meinen wiederholten Reisen durch Skandinavien stolperte ich immer wieder über höchst verdächtige Gemeinsamkeiten zwischen den Hellristnings bronzzeitlicher (gemäß offizieller Archäologie) Künstler und griechisch/ägyptischen Sagen und Mythen.

Wie bereits der dänische Privatflieger und Hobbyarchäologe Preben Hansson (2) in seinem, wie ich finde, überaus wertvollen Werk nachweist, scheint irgendetwas an „allgemein akzeptierten Theorien“ nicht zu stimmen. Um hier ein wenig Licht ins Dunkel zu bringen, wollen wir nun den allzu oft als Märchenonkel diffamierten Griechen Herodot bemühen.

Dieser berichtet in seinen Historien unter anderem auch über das weltberühmte Orakel von Delphi. Nehmen wir den prominenten Athener, alternativ zu modernen Gelehrten, wörtlich, kommen wir im folgenden zu überraschenden Resultaten. So berichtet er, dass lange vor seiner Zeit, genauer: in der Urzeit, der Sohn des Göttervaters Zeus, der Gott Apollon, persönlich das Orakel von Delphi betrieb. Dies tat der Blitze schleudernde Apollon jedoch nicht ganzjährig. In der Zeit zwischen November und Februar blieb das Orakel stumm. Dies geschah deshalb, so lässt uns Herodot wissen, weil sich Apollon mit seinem Donnerwagen zu den Völkern der Nordwinde begab. Was er dort tat, erfahren wir allerdings nicht. Was könnte es jedoch anders sein, als Donnern und Orakeln. Wie bitte? Ein Apollon-Orakel bei den Völkern der Nordwinde? In Skandinavien gar? Ein ägyptisches Siwa-Orakel in Dänemark? Folgen wir zunächst einmal Preben Hansson.

Dieser weist darauf hin, dass die heute gebräuchlichen Namen für die dänischen Trelleborg von Missionaren stammten, die den „armen Heiden“ die „frohe“ Botschaft überbrachten. Die auf der Hauptinsel Seeland befindliche Trelleborg heißt zu deutsch „Sklavenburg“. Die nördlichste und größte, am jütländischen Limbergfjord gelegene hingegen heißt Aggersborg (Acker des Herrn). Lediglich die an der Ostküste Jütlands, in der Nähe der Stadt Hobro gelegene Trelleborg Fyrkat behielt ihren ursprünglichen Namen. Fyrkat, zu deutsch: „feurige Katze“, hat, ebenso wie die ursprünglichen Namen der drei anderen Trelleborg, etwas mit Licht, besser noch: mit einem Lichtheiligtum, zu tun. Beschränken wir uns hier auf zwei der Burgen - und zwar auf die Aggersborg, sowie auf die Burg auf der Kattegatinsel Eskeholm.

Erste Hinweise auf ein Apollon-Heiligtum gibt ein Historiker (auch von Hansson beschrieben), welcher im 11. Jahrhundert in Bremen als Lehrer tätig war. Dieser Adam von Bremen tradierte die älteste heute bekannte Überlieferung, in welcher der ursprüngliche Name der Aggersborg mit „Lumneta“ angegeben wird. Dies tat er, wie er selber schreibt, mit äußerster Vorsicht, um bei den bischöflichen Eminenzen nicht Zweifel in bezug auf seine Frömmigkeit aufkommen zu lassen. So schreibt er: *„Im übrigen habe ich viel verschwiegen und vor allem das aufgeschrieben, was im allgemeinen für die Nachwelt wissenswert und für die Kirche von Hamburg nützlich ist.“*

Dies scheint jedoch dem guten Adam nicht völlig gelungen zu sein, spricht Hansson doch von reichhaltigen Radierungen in dessen Manuskripten. Selbst heutige Historiker und Archäologen scheint man getäuscht zu haben. So verschwanden auf mysteriöse Weise alte Flurkarten, die das von Adam von Bremen bezeichnete Oldenburg eindeutig mit der nahe Schleswig gelegenen alten Wikingerstadt Haitabu identifizieren. Indem man also entweder vom ostfriesischen Oldenburg bzw. vom nahe der Insel Fehmarn gelegenen holsteinischen Oldenburg ausging, war es nicht möglich, die von Adam von Bremen beschriebenen geheimnisvollen Heiligtümer in sieben bzw. vier Tagesreisen „von Oldenburg entfernt“ zu finden. Preben Hansson gelang es jedoch in Zusammenarbeit mit Historikern und Heimatkundlern des Landesmuseums von Schleswig, das richtige Oldenburg zu identifizieren und gleichzeitig die Übereinstimmung von Aggersborg und Eskeholm mit den Darstellungen des Adam nachzuweisen. Auch muss dieser Adam von Bremen bereits vor der Bekehrung der Heiden dort gewesen sein. So berichtet er weiter:

*„Der berühmteste der Barbaren war zu seiner Zeit der Dänenkönig Suein... Als ich zur Zeit des Erzbischofs nach Bremen kam, hörte ich von des Königs Weisheit und beschloß bald, mich zu ihm zu begeben. Ich wurde auch, wie alle, sehr freundlich von ihm aufgenommen. Aus seinem Munde habe ich viel Stoff zu diesem kleinen Buch gehört. Er besaß Bücherwissen und Gelehrsamkeit und war äußerst zuvorkommend gegenüber Fremden...“*

Diese Freundlichkeit des Dänenkönigs wurde ihm und seinem Volk in späterer Zeit mit blutiger Münze heimgezahlt, wie sich an der Unmenge gefundener, grausam zugerichteter Frauen- und Kinderleichen erkennen lässt - alles im Namen von Jesus Christus. Auch seine Beschreibung der heutigen Kattegatinsel Eskeholm, die Adam als „Holm“ bezeichnete, ist mehr als wichtig für uns: *„Es gibt viele Inseln in dieser Meeresbucht; sie werden fast alle von den Dänen und den Schweden beherrscht... (Es folgen Beschreibungen diverser Kattegatinseln.) ...und die siebente, die welche nahe dabei liegt...“* An dieser Stelle folgt die von Hansson beschriebene Radierung.

Nun kann für den Kenner dieser Inselwelt nur eine in Frage kommen. Sie trägt den Namen Reersö, offenbar den eines der heidnischen Götter; vergleichbar mit Re oder Re-Amun, dem „Zeus“ der Ägypter. Reersö bedeutet nichts anderes als „die Insel des Re“. Aber was suchen die Götter der Griechen an dieser völlig ungewöhnlichen Stelle an der Mündung des baltischen Meeres? Ein Heiligtum des Zeus oder Amun-Re verlangt natürlich auch nach griechischen Priestern - und diese gab es dort tatsächlich, selbst Häfen und Schiffe besaßen sie, um in ihre Heimat zu kommen. Adam von Bremen fährt fort:

*„Als achte Insel nennt man jene, die ganz nahe bei Schonen und Götaland liegt und Holm heißt - der meistbesuchteste Hafen in Dänemark und ein sicherer Ankerplatz für die Schiffe, die üblicherweise zu den Barbaren („Barbaren“ hörte sich in frommen Ohren schon immer gut an) und nach Griechenland ab fahren.“*

Doch Adam berichtet noch mehr - Dinge, die an das Orakel von Delphi oder an jenes im ägyptischen Siwa erinnern:

*„Diejenigen, die am zentralsten wohnen (das Volk auf Eskeholm) und von allen die mächtigsten sind, sind die Retharien. Ihre Hauptstadt ist Rethre, ein Sitz der Götzenverehrung („Götze“ gefiel den Frommen sicher auch gut). Dort ist ein großes Heiligtum für die Götzen erbaut worden, von denen Redigast der Oberste ist. Sein Denkmal wurde aus Gold gefertigt und sein Lager ist mit Purpur bereitet. Diese Stadt hat neun Tore und ist von allen Seiten von tiefem Wasser umgeben. Der Zugang erfolgt über eine Holzbrücke, zu welcher nur diejenigen Zutritt haben, welche opfern oder Orakel-Rat suchen.“* Leider gab der Verfasser dieser Zeilen die Öffnungszeiten des Rethre-Orakels nicht bekannt.

Ähnlich wie bei Rethre oder Holm klingen Adams Beschreibungen über Lumneta (Aggersborg) am Limbergfjord. Dort gibt es darüber hinaus noch eine geheimnisvolle Sage. Hierzu muss man wissen, dass Aggersborg nahe einer Furt liegt, an der der Fjord seit Alters her überquert wird. Eines schönen Tages zog ein mächtiger Häuptling samt seinem Gefolge dorthin, um seinen Vater, der nördlich des Fjordes wohnte, zu besuchen. Nun geschah etwas Unerhörtes, das die tapferen Krieger, denen so schnell vor nichts graute, in die Flucht schlug. Nahe des Sonnenuntergangs war eine weitere riesige Sonne am Himmel zu sehen; das Schauspiel war begleitet von donnernden und furchtbare Geräuschen. Um den Zorn der Götter nicht zu provozieren, suchten sie also das Weite.

Wenn wir in diesem Zusammenhang von seefahrenden und orakelnden Griechen sprechen, muss man sicher fragen, wie lange diese schon hier mit Schiffen operierten. Haben deshalb Priester und Wissende in Skandinavien in großer Zahl Schiffe in den Fels gemeißelt und riesenhafte Götter mit ihren scheinbar dort hinterlassenen Fußabdrücken abgebildet? Selbst gigantische Stiere, die ja in Nordeuropa niemals vorkamen, können nicht aus einem „Spleen“ dieser Künstler heraus entstanden sein. Die Frage nach der wahren Datierung dieser Hellristnings ergibt sich auch aus der Tatsache, dass man im Osfjord (dem Wasserweg nach Oslo), in der Nähe von Fredrikstad, solche Kunstwerke unter Wasser fand. Wenn man diesen Völkern nicht eine Taucherausrüstung zugesteht, könnte hier nur geritzt worden sein, als der Meeresspiegel noch entsprechend niedriger lag. Wann mag das gewesen sein? Vor der biblischen Sintflut vielleicht?



Dass diese götterverehrenden Griechen vielleicht sehr viel früher hier waren, impliziert der als letzter König vor der Flut apostrophierte Prophet Henoch. In seinem gleichnamigen 1. Buch überliefert er einen merkwürdigen Reisebericht. Als ihn der Engel auf seiner Himmelfahrt mitnahm, sah er recht Ungewöhnliches. Wir erfahren erstaunliche Beschreibungen über die von ihm besuchten Länder. In einem von ihnen ging die Sonne im Sommer niemals unter. Dies ist weder in unseren Breiten, noch in Ägypten der Fall. Es liegt auf der Hand, dass hier nur der Norden Skandinaviens gemeint sein kann. Noch merkwürdiger mutet Henochs Abstecher mit seinem himmlischen Reiseführer ins Land der Winterdunkelheit an. Auch dieses kann er nur jenseits des Polarkreises erblickt haben. Wo also war Henoch? Wo stand der von ihm beschriebene Thron des Heiligen?

In SYNESIS Nr. 9/1995 diskutierte Dr. Friedrich die Entstehung von Ober- und Unterägypten aus diffusionistischer Sicht. Dabei sieht er die Besiedlung Unterägyptens aus Richtung der iberischen Halbinsel her, über eine zu früheren Zeiten noch existierende Landenge zwischen Spanien und Marokko, einsetzen. Angesichts der Throne des Re, heiliger Orakel des Redigast, sowie heiliger, mit Traelleborgkreuzen und Schiffen geschmückter Orte in Schweden und Norwegen könnten seine vorsichtig andiskutierten Thesen überraschend aktuell werden. Wenn er die Entstehung der ägyptischen Hochkultur einer Transfusion aus weiter Ferne zuschreibt, muss man vielleicht wirklich zum hohen Norden blicken.

Übrigens, verlängert man diese von Südost nach Nordwest verlaufende Traelleborglinie in Richtung Nordwest über Dänemark hinaus, kommt die unwirtliche, nur an einem schmalen Küstenstreifen bewohnbare Insel Grönland in Sicht. Warum trägt diese Insel eigentlich den Namen Grönland? Er bedeutet schlicht und einfach „Grünland“. Die Frage ist, wann es hier einmal grün war. Vielleicht vor vielen tausend Jahren, als der Heilige auf seinem Thron das von Henoch beschriebene Land der Winterdunkelheit beherrschte? Warum zogen die Menschen dann immer weiter südlich? Gab es am Ende keinen langsamen Vereisungsprozess, sondern Katastrophen, von wem oder durch was auch immer verursacht? Vielleicht könnte man unter den gigantischen Eismassen Grönlands veritable Überreste einer längst vergangenen und vergessenen Hochkultur finden - das Land, das durch nordische Sagen und Mythen als Thule, Asgaard oder Avalon geistert? Möglicherweise ein Land, in dem sich dereinst die Story der Pendragon-Saga oder die Geschichte der germanischen Edda abspielte? Sollte es uns irgendwann tatsächlich gelingen, die Scheuklappen von den Augen zu nehmen, könnten Asen, Vanen, Riesen und Götter Gestalt annehmen.

*„Wer sucht, der suche bis er findet. Und wenn er gefunden hat, wird er erschüttert sein. Und wenn er erschüttert ist, wird er staunen. Und dann wird er über das All herrschen!“*

(Die Worte des Retters im Thomas-Evangelium; gefunden im ägyptischen Nag Hammadi)

### **Literatur und Anmerkungen**

- (1) „Gedanken zur prähistorischen Hochkultur in Nordeuropa“, SYNESIS Nr. 16/1996
- (2) „Sie kamen von den Sternen“, Preben Hansson, erw. Neuauflage, Frankfurt/Berlin 1994

EFODON  
 ISSN 0945-0566  
 Nr. 19  
 Juli 2017  
 48 Seiten  
 11,90 €

# Synesis

EFODON e.V.

Europäische Gesellschaft für Interdisziplinäre Technologie und Kognitionale der Wissenschaft



- Die Bedeutung von...  
Mater der...  
...  
...
- Die...  
...  
...  
...
- Die...  
...  
...  
...
- Die...  
...  
...  
...
- Die...  
...  
...  
...
- Die...  
...  
...  
...
- Die...  
...  
...  
...
- Die...  
...  
...  
...
- Die...  
...  
...  
...
- Die...  
...  
...  
...

# Das Pyramidenmaterial von Gizeh gesehen mit den Augen eines Cavatori

Dieter Vogl, Marina di Massa (Italien)

Als selbständiger Programmierer muß man immer am Ball bleiben. Die Konkurrenz schläft bekanntlich nicht. Gottseidank ist sie in meinem Spezialgebiet, der Naturstein-Branche, noch nicht sehr aktiv und so kann man noch manchen Auftrag an Land ziehen, der einen Wandervogel wie mich schon einmal in die entferntesten Länder führt.

Diesmal war ein alteingesessenes Steinbruchunternehmen in Ägypten das Ziel. Der ganze Betrieb sollte auf Elektronische Datenverarbeitung umgerüstet werden. Keine schwere Aufgabe für einen Programmierer mit den adäquaten „Tools“. Die entsprechenden Werkzeuge und die vorkalkulierte Arbeitszeit von sechs Monaten versprochen außerdem, daß ich genügend Zeit haben würde, um Land und Leute kennenzulernen. Insofern war diese Reise eigentlich ein bezahlter Bildungsurlaub.

Kurz vor meiner Abreise legte mir ein Freund einen Artikel aus der Fachzeitschrift NATURSTEIN ans Herz. Ich sollte ihn einmal lesen und dann, so weit mir dies möglich war, an Ort und Stelle auf seine inhaltliche Richtigkeit hin überprüfen. Mein Freund konnte sich nämlich nicht vorstellen, daß die gemachten Angaben in diesem Artikel, der von einem Dr. Nieper aus Hannover verfaßt war, richtig sein können.

Noch im Flugzeug begann ich, insbesondere um mich von meiner Flugangst abzulenken, besagten Artikel zu lesen. Der Verfasser stellte darin die These auf, daß der Pyramidenbau mit „Vakuumfeldenergie“ durchgeführt worden wäre<sup>1</sup>. Das heißt, er behauptet, daß „mit Anwendung von Gravitations-Konversions-Technik“ die Gesteinsblöcke transportiert wurden, weil „eine konventionelle Mechanik zum Transport und zur Aufbringung der Blöcke“ seiner Meinung nach ausscheidet. Ferner ist er der Ansicht, daß die verwendeten Blöcke „mit Plasma-(Tachyonen oder Super-Laser) -Trennschneider gewonnen und bearbeitet worden“ seien. Als Beweis für seine These führte er Schmelzphänomene an, die an den Oberflächen der verwendeten Gesteins-



Die Cheopspyramide (Foto: Geise)

blöcke deutlich sichtbar sind.

Obwohl ich schon viele Bücher zum Thema, vor allem auch spekulative aus der Präastronautik-Szene, gelesen hatte - so etwas hatte ich noch nie gehört. Auch der Ancient Astronaut Society (der Dachorganisation der Paläo-SETI-Forschung) scheint dieser

Aspekt bislang entgangen zu sein. Wobei dies kein Wunder ist, denn diese Fachzeitschriften kann man nicht am Kiosk kaufen, und wer aus der Szene ist schon Fachmann für Natursteinabbau oder gar Plasma-Physik, und wer verbindet schon beides miteinander? Weltweit sind das nur eine Handvoll von wirklichen Spezialisten. Ich wollte jedenfalls der Sache auf den Grund gehen!

Wochen später - meine Arbeit machte trotz einiger Anfangsschwierigkeiten (wir mußten ja alle Befehle ins Arabische übersetzen) große Fortschritte - war endlich der ersehnte, längst überfällige und insbesondere für jeden Ägyptenreisenden obligatorische Pyramidenbesuch in Gizeh fällig. Aus technischen Gründen hatte die gesamte Belegschaft - ich eingeschlossen - drei Tage frei. Fari, ein ägyptischer Computer-Freak, der in Stuttgart studiert hatte und neben seinem guten technischen Fachwissen ausnahmslos gut Deutsch sprach, und mit dem ich mich im Laufe der Zeit anfreundete, stellte sich mir als ortskundiger Führer zur Verfügung. Auch hier erwies er sich als ausgesprochen wohl informiert. Kein Wunder, hatte er doch jahrelang in den Semesterferien sein mageres Studentensalär als Touristenführer aufgebessert. Ein Umstand, der mir jetzt zugute kam. Für mich war dieser Drei-Tage-Ausflug jedenfalls eine einmalige Gelegenheit, die Aussagen von Herrn Dr. Nieper auf ihre Richtigkeit hin zu überprüfen. In der Hauptsache wollte ich der Frage nachgehen, ob die Pyramiden tatsächlich mit modernster Technik errichtet wurden. Und Fari führte mich schnell und

<sup>1</sup> Anm. d. Red.: Dieser Artikel von Dr. Nieper erschien auch in „raum&zeit“ Nr. 50, 9. Jahrgang, März/April 1991.

zielsicher an jene Stellen, die Dr. Nieper in seinem Bericht beschrieben hatte.

Als ich endlich nach einer unendlich lang erscheinenden Busfahrt und voller Erwartung vor diesen kolossalen Kathedralen prähistorischer Baukunst stand, wurde mir schlagartig bewußt, daß hier mit den wissenschaftlichen Erklärungsversuchen etwas nicht stimmen konnte. Denn was ich mit den Augen des Programmierers mit 15jähriger Naturstein-Erfahrung sah, ließ mich zur festen Überzeugung kommen, daß bei der Errichtung dieser gigantischen Bauwerke eine Macht am Werk war, die - wie es Dr. Nieper in seinem Artikel nennt - nur *from outer space* kommen konnte. Ich begann Dr. Niepers Artikel im Angesicht des Weltwunders ernst zu nehmen und nahm mir vor, seine Aussagen systematisch und vor allem objektiv nachzuprüfen. Leider erwies sich dies als nicht ganz so einfach. Denn ohne passendes Werkzeug ist dem von Dr. Nieper beschriebenen Schmelzphänomen nicht so leicht auf die Spur zu kommen. Hier ging ich ein klein wenig blauäugig an die ganze Angelegenheit heran. Denn auch das passende Werkzeug hätte mir nichts genützt, weil ich dann immer noch nicht die dazugehörige Grabungserlaubnis gehabt hätte. Und ohne diese legt kein Fremder Hand an die Pyramide. Heute - so ließ ich mir von Fari berichten - werden schon jene sehr streng bestraft, die nur ihr Monogramm oder eine sonstige Botschaft in die Steine der Pyramiden ritzen. Verständlich, werden doch durch die Touristen Jahr für Jahr eine Vielzahl von historischen Gegenständen gestohlen oder durch hirnlosen Vandalismus zerstört.

### Erste Ortsbegehung

Am ersten Tag meiner Ortsbegehung befaßte ich mich insbesondere mit Dr. Niepers Aussage, daß die Mykerinos-Pyramide, obwohl sie kleiner als die anderen ist, technisch vollkommen gleichartig zu betrachten ist. Seiner Ansicht nach ist nämlich nicht nur die Cheops-Pyramide von fremden Händen errichtet worden, sondern auch die des Pharaos Chefren und die des Mykerinos. Denn auch sie, so behauptet er, weist eine Vielzahl von Spuren auf, die keinesfalls von Menschenhand stammen können. Ich war skeptisch!

Mein anfänglicher Pessimismus wandelte sich aber sehr schnell in Zustimmung. Denn tatsächlich sind an vielen Sandsteinblöcken der Mykerinos-Pyramide noch heute Spuren zu finden, die - vor allem in den etwa 1,8 mm großen Trennzonen der Blöcke - eindeutig auf Schmelz- und Sinterspuren hindeuten. Selbst die allerorts vorhandenen Verwitterungen können dies an vielen Stellen nicht verbergen. Die vorhanden Spuren belegen jedenfalls signifikant, daß hier eindeutig mit großer Hitze auf die betreffenden Steinquader eingewirkt wurde.

## Pyramidenbau

Um den endgültigen Beweis für diese Behauptung antreten zu können, müßten - wie es auch schon Dr. Nieper in seinem Artikel fordert - genauere Untersuchungen gemacht werden. Vor allem wäre es notwendig, daß die ägyptische Regierung endlich grünes Licht gibt, damit Naturstein-Fachleute, meinerwegen unter der Regie von Ägyptologen, Bohrkerne von den besagten Stellen machen dürfen. Nur so wäre letztlich zweifelsfrei zu verifizieren, mit welcher Technik die Pyramiden letztendlich erstellt wurden. Seit Jahren wird hierzu die Zustimmung permanent verweigert.

Was nun die identische Bauweise betrifft, die nach Dr. Nieper zwischen der kleinsten und der größten Pyramide bestehen soll, so ist zu vermuten, daß er mit dieser Behauptung ebenfalls recht hat. Eine endgültige Bestätigung, die für oder gegen dieses Postulat spricht, wird man meiner Ansicht nach allerdings erst dann erhalten, wenn man genauere Untersuchungen vom Naturstein-Fachmann zuläßt, denn nur der Fachmann kann wirklich authentisch nachvollziehen, welche Technik der Steinbearbeitung letztlich beim Bau der Pyramiden verwendet wurde. Warum sich auch hier die ägyptische Regierung gegen eine exakte Untersuchung sträubt, bleibt unverständlich.

### Zweite Ortsbegehung

Am zweiten Tag meines Aufenthaltes in Gizeh beschäftigte ich mich überwiegend mit der Felsplattform, auf der die Chefren-Pyramide steht. Und auch hier kann ich die Angaben von Dr. Nieper nur bestätigen. Unverständlich, daß Archäologen und Ägyptologen bisher nicht erkannten, daß der Standort der Pyramide „praktisch völlig aus gewachsenem Gestein besteht“ und daß er regelrecht aus der Gesteinsformation herausgeschnitten wurde. Aufgrund dieser örtlichen Gegebenheit müssen modernste Techniken Anwendung gefunden haben. Das muß als Fakt hingenommen werden, denn mit der wissenschaftlich postulierten Technik zur Nivellierung von Flächen mittels Wassergräben - und eine ebene Planierung des Untergrundes war vor Baubeginn unbedingt notwendig - kann im gewachsenen Tiefengestein „kein Blumentopf gewonnen“ werden. Selbst mit unserer heutigen Technik, wie mir später nach meiner Rückkehr aus Ägypten durch Naturstein-Fachleute mehrfach bestätigt wurde, wäre dies nur schwer möglich. Moderne Erdbauunternehmen würden eine derartig komplizierte Ausschachtungstechnik niemals im gewachsenem Gestein durchführen. Sie würden - wenn überhaupt - eine derartige Arbeit nur im Hangabbauverfahren

anpacken. Dr. Nieper ist der gleichen Ansicht. Er schreibt diesbezüglich:

*„Auf der restlichen Nordseite und fast auf der gesamten Westseite ist der Fels des Hügels zu einer großen Exkavation (Ausschachtung) eingeschnitten worden, zwischen 2 und 7 m hoch. Wie Käse mit einem Tranchiermesser. Die Exkavation in den Hügel erfolgte mit großzügiger Weiträumigkeit, Distanz zum Pyramidenfuß etwa 60 m. Es ist völlig unmöglich, daß diese Exkavation mit den Mitteln manueller Steinbruchtechnik ausgeführt wurde. Auch mit heute bekannten Techniken wäre diese Exkavation in dieser Form kaum herstellbar, es sei denn mit großen Kreissägen oder Seilsägen. Eine Erdbaufirma würde heute eine solche Exkavation als Hang abbauen...“*

Das Ungewöhnliche ist nun an dieser Ausschachtung, daß genau ihre Wände so exakte Schnittflächen aufweisen, daß die Behauptung Dr. Niepers, diese Arbeit wäre mit einem Plasmatremschneider durchgeführt worden, den Nagel auf den Kopf trifft. Denn es finden sich nämlich auch an den Wänden der Exkavation unerklärliche Strukturen, die in ihrer vorhandenen Konstitution am ehesten an jene Wellen erinnern, die bei einem Schmelzvorgang entstehen.

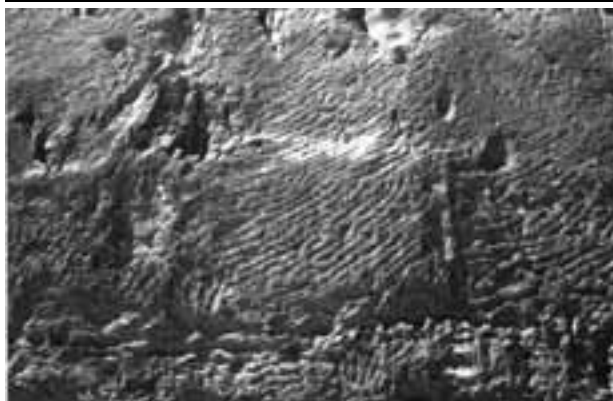
Ebenso atypisch für eine manuelle Abbautechnik ist der verifizierbare Sachverhalt, daß eine große Zahl jener Blöcke, mit denen die Chefren-Pyramide erbaut wurde, ebenfalls diese sonderbaren Schnittmuster aufweisen. Einige von ihnen, wie auch schon Dr. Nieper feststellen konnte, greifen sogar lückenlos von einem Block zum nächsten über. Alles in allem wird durch diesen unnatürlichen, und mit der Hand niemals zu bewerkstellenden, Verlauf der Schmelzmuster tatsächlich der Eindruck erweckt, als hätte hier durch Hitzeeinwirkung eine spätere Nachbehandlung stattgefunden, um damit auf mehreren Blöcken gleichzeitig eine gerade Schnittfläche zu erhalten. Keine Maschine in unserer Zeit ist dazu in der Lage!

Was aber noch viel wichtiger ist: Wo kam der Abraumschutt dieser Ausschachtung hin? Gab es vielleicht gar keinen Schutt, weil der Hügel so sauber abgetragen wurde, daß die Blöcke, zumindest teilweise, für den Bau der großen Pyramide Verwendung fanden? Möglich wäre es, denn wir können heute mit Sicherheit sagen, daß der Grubenbruch, der ganz in der Nähe der Pyramiden zu finden ist und der später als Friedhof umfunktioniert wurde, ganz sicher das Material für die Chefren-Pyramide geliefert hat.

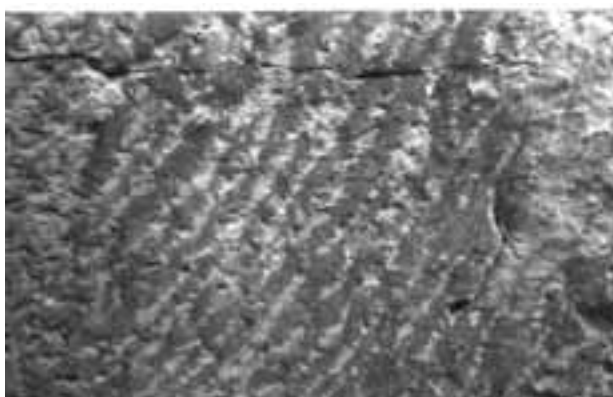
### Dritte Ortsbegehung

Vom Forschergeist getrieben, wollte ich nun auch noch jene Punkte an der Exkavationswand in

## Pyramidenbau



Könnte das eine Schmelz-Sinterung in Wellen nach Einwirkung eines Plasma-Trennschneiders sein?



Nahaufnahme der vermutlichen Sinterwellen. Die Kruste des Sandsteins als Folge offensichtlicher Sinterung ist etwa zwei Zentimeter tief.



Ein Ausbruch eines Segments, wo der Trennschneider nicht in der Ebene blieb.

Augenschein nehmen, die Dr. Nieper als hochinteressant bezeichnet. Und in der Tat - ich wurde auch hier in meinen Erwartungen nicht enttäuscht.

Wie es Dr. Nieper in seinem Artikel beschreibt, befinden *„sich vor der höchsten Seite der Exkavationswand hinter der Chefren-Pyramide [...] 100 quadratische Stümpfe von gut 3 x 3 m mit schnurgeraden Einschnitten von gleichbleibenden 50 cm Breite auf allen Seiten der Blöcke. Die hier überall zu vermutenden Sinterkrusten, sowohl auf der glatten*

*Oberfläche der Stümpfe als auch entlang der Einschnitte, sind hier nicht 18 mm, sondern etwa 5 bis 7 cm stark. Wurde hier mit wesentlich stärkeren Trennschneidern gearbeitet? Wurden 50 cm breite Furchen ausgedampft und dann der Block mit einem großen horizontalen Trennschneider abgeerntet? Baustoffgewinnung praktischerweise auch am Ort? Auch hier müssten unbedingt Bohrkern gewonnen und auf Sinterspuren untersucht werden."*

## Zurück ins tägliche Leben

Schweren Herzens mußte ich Gizeh den Rücken kehren, wohl wissend, daß ich diesen Ort in naher Zukunft nicht mehr so schnell in Augenschein nehmen konnte. Trotzdem war ich am Ende meiner dreitägigen Ortsbegehung geradezu euphorisch. Hatte sich doch - zumindest in meinen Augen - bewahrheitet, daß an den Thesen der Präastronautik doch nicht alles reine Spinnerei ist. Daß dadurch auch mein Weltbild bestätigt wurde, war eine erfreuliche Randerscheinung.

Am Ende dieses kleinen Abstechers in die Vergangenheit der Menschheit bin ich zur Ansicht gekommen, daß die bautechnische Erstellung der Pyramiden nur dann nachvollziehbar erklärt werden kann, wenn wir wissen, mit welcher Technologie diese Bauwerke letztlich errichtet wurden. Denn - und hier sind sich alle Fachleute aus der Naturstein-Branche ausnahmsweise vollkommen einig - mit den technischen Möglichkeiten ihrer Zeit wurde keine dieser drei Pyramiden in Gizeh erbaut. Hierfür sind alle mathematischen Berechnungen viel zu präzise. Mit Knotenschnüren und ähnlich primitiven Hilfsmitteln konnte dies nicht durchgeführt werden. Zumal in der Großen Pyramide ohne Zweifel von ihren Erbauern mathematische Aspekte verankert wurden, die teilweise erst in unserer Zeit entschlüsselt wurden.

Die Antwort auf die Frage, wer letzten Endes beim Bau der Pyramiden Hand angelegt hat, kann meines Erachtens kein Archäologe oder Ägyptologe alleine erbringen. Sie ist ausschließlich in Zusammenarbeit mit einem Naturstein-Fachmann möglich. Mit einem jener Menschen also, die tagtäglich mit den wahren Problemen der Steinverarbeitung und Steingewinnung konfrontiert sind und diese deshalb auch „aus dem ff“ kennen. Sie haben, zumindest im Zusammenhang mit der Erbauung der Pyramiden, jenes praktische Wissen, das weit über dem theoretischen der Ägyptologen steht. Die Ägyptologen müssen endlich mit jenen zusammenarbeiten, die wissen, mit welchem Werkzeug welches Gestein bearbeitet werden muß. Und die wissen, welche Bearbeitungsmöglichkeiten es gibt, mit denen Bauwerke wie die Pyramiden zu erstellen sind.

Leider wurden jedoch bislang die wirklichen

# Pyramidenbau

Natursteinfachleute in die wissenschaftlichen Überlegungen nicht einbezogen. Und so ist es zwangsläufig - wie es die gesamte Pyramiden-Literatur von Max Eyth bis Erich von Däniken ganz eindeutig beweist - daß eine ganze Reihe physikalischer und konstruktiver Probleme bislang nicht berücksichtigt wurden, die beim Bau derartig komplexer Bauwerke auftreten.

In den technischen Problemen liegen dann auch meiner Meinung nach die wahren Rätsel der Pyramiden, denn mit Faustkeilen aus Dolerit, Steinäxten, Kupfermeißeln, Alfalfagrassseilen, Baumrollen, schiefen Ebenen und Papyrusbooten, also mit den primitiven Mitteln der ausklingenden Steinzeit, konnten die „versklavten Nilbauern“ niemals diese gigantischen Bauwerke erstellt haben. Hier muß man einfach jenen recht geben, die alternative Möglichkeiten ins Auge fassen. Selbst dann, wenn diese Alternativen von der Wissenschaft deshalb nicht zugelassen werden, weil nicht sein kann, was aufgrund der wissenschaftlichen Lehrmeinung nicht sein darf.

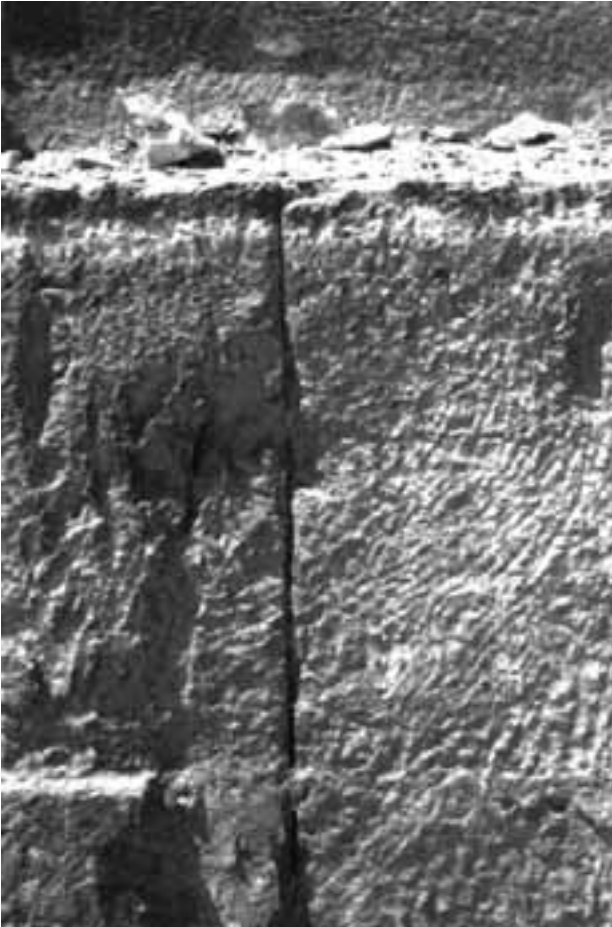
Selbst die Tatsache, daß die alten Ägypter das Eisen kannten und mit diesem viel leichter die Pyramiden erbauen konnten, stimmt nur im Ansatz. Denn neben den vielen Steinbrucharbeitern, Marmor- und Granitschleifern, Bau- und Transportarbeitern, hätte man dann auch noch ein ganzes Heer von Meißelschleifern beschäftigen müssen. Von jenen, die diese Eisenwerkzeuge in großen Mengen herstellen mußten, ganz zu schweigen. Will sagen: Die Zahl jener Kupfer- oder Eisenmeißel, die nötig sind, um 2,5 Millionen Gesteinsquader des Härtegrades 3 bis 7 zu bearbeiten, wollen nicht nur angefertigt werden, sondern müssen auch - damit sie täglich zum Einsatz kommen können - ständig aufs neue geschliffen werden.

Zudem, und dies stellt diese These vor allem infrage, findet sich in Ägypten nirgends eine prähistorische Vorform von Verhüttung, die diese Annahme auch nur ansatzweise bestätigen würde. Wo also sollten diese Meißel und die dazugehörigen Hämmer produziert worden sein? Warum gibt es von ihnen keine Überreste? Mit anderen Worten: wo ist der ganze Krempel geblieben, den tausende von Arbeitern während der Bauzeit zwangsläufig hinterlassen haben müssen?

## Arbeitstechnische und ergonomische Gesichtspunkte

So wurden beispielsweise von der Wissenschaft noch nie ergonomische und arbeitstechnische Abläufe in die bestehende Diskussion einge-

# Pyramidenbau



Auf diesem Bild erkennt man zwei Blöcke, die erst nach ihrer Verlegung fugenüberdeckend bearbeitet worden sind.

bracht. Sicher gab es den einen oder anderen Ansatz, aber zu Ende gedacht hat diese Ansätze bislang noch niemand. Warum auch, im scholastischen Denken der Wissenschaft haben andere Ansichten ohnehin keinen Platz. Vor allem dann nicht, wenn herkömmliche Lehrmeinungen durch einen neuen Denkansatz in Frage gestellt werden können.

Es wurde z.B. noch nie die Frage beantwortet, welche molekulare Eigenschaften, welche Dichte usw. die verwendeten Steine der Pyramide haben. Nach diesen Kriterien könnte der Fachmann aber ganz exakt berechnen, welchen Arbeits- und Zeitaufwand ein Steinmetz mit epochenüblichen Werkzeugen aufbringen muß, um de facto einen Gesteinsblock aus einem Grubenbruch zu schneiden, oder wieviel Zeit nötig ist, um einen Quadratmeter einer bestimmten Gesteinsoberfläche zu polieren.

In diesem Sinne fehlt in Sachen Pyramidenforschung u.a. ein Fachgutachten der Petrologie, das über den verwendeten Stein Auskunft gibt, vollkommen (die ägyptische Regierung läßt diesbezüglich niemanden an die Pyramiden heran). Und das, ob-

wohl die Wissenschaft von den Gesteinen für einen Steinmetz die wichtigste Erkenntnisquelle überhaupt ist. Betrachtet man sich z.B. die Pyramidenabdeckung, die aus sogenanntem Rosenquarz (heutiger Name PERFIDO ROSSO ANTICO) bestanden haben soll, dann wissen wir heute aufgrund der modernen Verfahrenstechniken der mineralogisch-petrologischen Institute, daß dieses Material den Härtegrad 7 hat. Eine exakte Bearbeitung - und diese war aus rein statischen Gründen ohne Frage beim Pyramidenmantel unbedingt nötig - war nur dann möglich, wenn man, dem Härtegrad des Gesteins zufolge, Werkzeug verwendet hat, das zumindest den gleichen Härtegrad wie das zu bearbeitende Material aufweist. Wir kommen dann in eine Kategorie von Metallegierungen, in der Materialien wie Wolfram, Titan, Vanadium oder WIDIA-Stahl angesiedelt sind. Da diese Materialien so gut wie nicht verrotten und auch den extremsten Beanspruchungen standhalten, stellt sich wieder einmal die Frage: Wo kam der ganze Plunder nach der Erstellung der Pyramiden hin? Warum finden wir heute nichts mehr davon?

Wobei, und dies muß man der Ehrlichkeit halber zugeben, natürlich zum Schleifen auch Diamant oder einfacher Sand benutzt werden kann. Bei Diamant wäre die Angelegenheit einfach, aber nach Aussagen der Wissenschaft kannten die alten Ägypter angeblich die besonderen Eigenschaften des Diamanten *nicht*. Zumindest finden sich in ganz Ägypten keine Spuren davon. Weder in Verbindung mit Arbeitsgeräten noch in Zusammenfügung mit Schmuck. Bleibt also dummerweise nur noch Sand übrig. Die Frage bei Sand ist nur, ob die von der Wissenschaft angenommene Bauzeit von 25 Jahren ausgereicht hätte, die ganze Pyramidenfassade zu polieren. Es sollte dabei nicht unerwähnt bleiben, daß die Kornstärke des in Ägypten vorkommenden Wüstensandes so gering ist, daß er - wenn überhaupt - nur zur abschließenden Feinpolitur von Hartgestein verwendet werden kann. Im groben Bereich ist er nachweislich *nicht* zu gebrauchen!

Und noch einige andere Aspekte muß man hierbei berücksichtigen: Wo ist die große Menge von Abraumschutt geblieben, der bei derartigen großen Gesteinsbewegungen zwangsläufig anfällt? Woher nahmen die alten Ägypter das notwendige Nivellierungswerkzeug? Woher hatten sie das Equipment, das zur Erhaltung von so hochwertigem Werkzeug notwendig ist'?

## Der Pyramidenbau aus handwerklicher Sicht

Betrachtet man sich unter den handwerklichen Voraussetzungen den Pyramidenbau, dann wird die Realität ebenso spannend wie die exotische Spekulation.



# Pyramidenbau

Am Ende meines Ägyptenaufenthaltes wieder in der Heimat angekommen, stellte ich mit meinem Bekannten, von dem ich die Zeitschrift hatte, nähere Nachforschungen an. Das von mir durchaus erwartete Ergebnis war, daß uns von mehreren befreundeten *Cavatori* (Steinbrucharbeiter), *Artegiani* (Steinmetze und Künstler) und *Marmisti* (Marmor-schneider) durchaus glaubhaft versichert wurde, daß wir heute nicht einmal ansatzweise mit den modernen Diamantspitzenbohrern, Diamantzackensägen, Laufkatzen, Raupenfahrzeugen und PS-starken Lastkraftwagen in der Lage wären, diese Bauwerke nachzubauen. Sie haben meine Meinung voll und ganz bestätigt. Zumal dabei hervorgehoben werden muß, daß sich die Abbauweise von Naturstein seit den Pyramiden nicht besonders geändert hat. Steinbruch bleibt Steinbruch und *Cavatori* bleibt *Cavatori* - so sagt man jedenfalls hier in Massa/Carrara, dem größten Natursteinumschlagplatz der Welt.

Ob Ägypter, Römersklaven oder moderne Steinbrucharbeiter - nur mit den Händen kann nach heutigen Maßstäben der Stein gebrochen werden. Und selbst wenn es heute schon eine ganze Reihe einsatzfähiger Maschinen gibt: für viele Steinbrüche sind sie ganz einfach untauglich.

Ob in den *Apuaner Alpen* Italiens oder in den *Mokattam-Bergen* Ägyptens, die angeblich den Stein für die Pyramiden geliefert haben sollen, keine Hand und keine Maschine sind bis heute in der Lage, einen 2400 Tonnen schweren Steinblock - wie de facto den Block von Baalbek - aus dem Bruch zu schneiden oder gar von dort wegzuschaffen. Händearbeit war hier also nicht im Spiel! Stellt sich die Frage: hat auch hier Dr. Nieper recht, wenn er vermutet, daß bei dieser Arbeit eine Gravitations-Konversions-Technik zum Einsatz kam? Ehrlich gesagt: wir wissen es nicht - doch vieles deutet darauf hin!

Die Cheops-, die Chefren- und die Mykerinos-Pyramide scheinen sogar die Behauptung Dr. Niepers zu beweisen, denn der verarbeitete Stein weist Bearbeitungsspuren auf, wie sie nachweislich nur beim Verdampfen von Gestein auftreten. Und zwar auch nur dann, wenn ein Tachyonenstrahl verwendet wurde, weil ansonsten keine bekannte Technik in der Lage ist, Gestein überhaupt zum Verdampfen zu bringen.

Die Ägypter konnten die Technik eines Plasmatrennschneiders nicht gekannt haben. Sie wurde - wie Dr. Nieper in seinem Artikel berichtet - erstmalig 1978 von Shinichi Seike, einem japanischen Professor für Physik, experimentell durchgeführt. Bemerkenswert ist dabei, daß beim bearbeiteten Stein unter der Einwirkung des Tachyonenstrahls

keine Hitzeschmelze eintritt, sondern eine regelrechte Verdampfung, bei der es keine Rückstände gibt. In den Mokattam-Brüchen findet sich beispielsweise keinerlei Abraumschutt, der in eine Zeit um 4000 v.Chr. eingegliedert werden kann. Abraumschutt, der aber dringend vorhanden sein müßte, weil nur durch ihn garantiert werden kann, daß größere Blöcke beim Abstechen vom Bruch, also beim Umkippen der Blöcke, nicht auseinanderbrechen. Mit welcher Technik wurden diese oftmals gigantischen Blöcke abgetrennt, umgekippt und transportiert - und dies alles, ohne die geringsten Spuren zu hinterlassen?

Der oftmals angesprochene Einwand, es gäbe in Ägypten genügend Abraumhalden, ist schon richtig - er hat allerdings einen Pferdefuß. Es wird dabei nämlich nicht bedacht, daß bei der Gewinnung eines einzigen Blockes in der Regel dreimal so viel Bruch entsteht, wie die Masse des Blockes selbst ausmacht. Ein Blick auf die Berge in Carrara überzeugt mich täglich davon. Weiß wie Schnee ergießt sich der Schutt über alle Berge, die zur Natursteingewinnung freigegeben wurden. Alleine die Cheops-Pyramide hat einen Rauminhalt von 2,6 Millionen Kubikmetern. Wo, bitte schön, liegt der 7,5 Millionen Kubikmeter große Schuttberg, der anfallen mußte, um diese große Pyramide erstellen zu können?

Dies und vieles andere läßt darauf schließen, daß beim Bau der Pyramiden keine menschliche Technik zur Anwendung kam, sondern eine Super-technik verwendet wurde, die möglicherweise tatsächlich darauf hinweist, daß Bauherren *from outer space* für die Erstellung dieser Bauwerke verantwortlich waren.

## Die Ansicht der Präastronautik

Die Anhänger der Präastronautik sind ohnehin längst davon überzeugt, daß hier jemand am Werk war, der sowohl über ein enormes technisches Wissen verfügte, als auch jemand, der über erhebliche logistische Mittel zur Durchführung eines derartig gigantischen Projektes disponieren konnte. Da es zur Zeit der Erbauung auf der Erde selbst - nach unserem Wissen - keine Kulturform gab, die diese bautechnischen Forderungen auch nur annähernd erfüllen konnte, bleibt nur noch die Alternative, daß eben eine Spezies *from outer space* ihre Hand im Spiel hatte.

Erich von Däniken vermutet in seinem Buch

2 Hochenergetischer Plasmastrahl.

# Pyramidenbau

„Aussaat und Kosmos“, daß alle Pyramiden dieser Welt die gleichen Chefkonstrukteure hatten, und in seinem Buch „Erinnerungen an die Zukunft“ stellt er folgerichtig fest, daß es um die Technik der Pyramidenbauer viele Rätsel und keine echte Lösung gibt. Walter Jörg Langbein konstatiert in seinem Buch „Astronautengötter“, daß sich im Zusammenhang mit der Erbauung und dem Sinn dieser Pyramiden Fragen über Fragen aufdrängen, und Johannes von Buttlar stellt in seinem Buch „Sie kommen von fremden Sternen“ nicht ganz unerwartet fest, daß - was die außerirdische Herkunft der Pyramidenbauer bestätigen würde - auch auf dem Mars pyramidale Gebilde gefunden wurden. Peter Krassa schreibt in seinem Buch „Gott kam von den Sternen“, daß den Pyramiden vor allem ganz besondere Kräfte innewohnen, und auch er läßt die Pyramiden von außerirdischen Wesen erbauen. Nur - und dies ist das große Dilemma der Präastronautik - es fehlt für diese einleuchtenden, jedoch bislang rein spekulativen, Postulate immer noch der unbedingt nötige Beweis. Aber immer befinden sich die Anhänger der Präastronautik-Hypothese in recht guter Gesellschaft, denn auch die renommierten Wissenschaften sind bis zum heutigen Tage nicht in der Lage gewesen, jene Fragen zu beantworten, die die Pyramiden als ungelöstes Rätsel umgeben.

## Mein Fazit

Es scheint, daß wir es als erwiesen betrachten müssen, daß mit der konventionellen Technik der damaligen Zeit die notwendige Bauleistung, die zur Errichtung der Pyramiden von Gizeh notwendig war, nicht erbracht werden konnte. Hier gibt es tatsächlich zu viele unbeantwortete Fragen. Wenn man noch dazu die kurze Bauphase von 25 Jahren in Betracht zieht, dann wird das ganze Bauvorhaben vollkommen unmöglich, denn es ist nicht entscheidend, wie viele Handwerker insgesamt für die gesamte Bauzeit zur Verfügung standen, sondern maßgebend ist einzig und alleine die Frage: wieviele Handwerker konnten zur gleichen Zeit, am gleichen Ort, am gleichen Werkstück arbeiten? Die Bauleistung wird also nicht von der Zahl der Arbeiter limitiert, sondern von deren gleichzeitigem Arbeitseinsatz. Daß die Koordination dieses Arbeitseinsatzes logistisch bis ins kleinste geplant sein mußte, damit ein reibungsloser Ablauf der Arbeiten garantiert wurde, versteht sich von selbst. Ohne moderne Kommunikationsmittel scheint aber auch dies nicht machbar zu sein. Hierfür liegen die Pro-

duktions- und Verarbeitungsstätten des verwendeten Materials zu weit auseinander.

Wie Dr. Nieper, so bin auch ich nach meinem Besuch vor Ort zur Überzeugung gekommen, daß es eine Mischung von Primitiv und Supertechnik war, die bei der Errichtung der Pyramiden angewendet wurden. Diese Melange von Super- und Primitivtechnik läßt vermuten, „daß die an der Grenze zwischen Steinzeit und Metallzeit lebende einheimische Bevölkerung von einer möglicherweise geringen Zahl von Individuen“ überlagert wurde, die selbst einer Superzivilisation angehörten, welche möglicherweise ihren Ursprung nicht auf unserem Planeten hat. Die Zukunft wird zeigen, ob sich diese Spekulation bewahrheitet. Es ist aber zu vermuten, daß - in Anbetracht der vorherrschenden Verhältnisse - die Wissenschaft diesen Zeitpunkt so lange als nur irgend möglich hinauszögert. Warum dies so ist, das wissen die Sterne!



## Zitierte Literatur

Dr. H. A. Nieper: „Pyramiden mit Vakuumfeldenergie?“, in: „Naturstein“, März 1992, Ebner Verlag Ulm (Seiten 112 bis 115)

Dr. H. A. Nieper: „Pyramiden-Bau mit Vakuum-Feldenergie?“, in: „raum&zeit“ Nr. 50, März/April 1991, Ehlers-Verlag Dietramszell (Seiten 72 bis 75)

## In sachlicher Beziehung stehende, aber nicht zitierte Literatur

I.C.E. (Hrsg.): „Technisches Handbuch“, Band 2, Rom 1982  
Friedrich Müller: „Gesteinskunde“ (Lehrbuch), Ulm 1984

## Abbildungen

aus: Nieper: „Pyramiden-Bau mit Vakuum-Feldenergie?“, in: „raum&zeit“ Nr. 50/1991

# Die Numerologie und ihre Geschichte

Sabine Lippert M.A., Augsburg

„Du wirst erkennen der unsterblichen Götter und der sterblichen Menschen Verbindung, die in allem erscheint und alles überwindet.“

(Aus den Goldenen Regeln des Pythagoras)

Der Zusammenhang von Allem mit Allem, der Mensch als Teil des Göttlichen (der Natur, des Kosmos), so wie es die „Weltanschauung“ des Mystikers, Philosophen und „Naturwissenschaftlers“ Pythagoras im 6. vorchristlichen Jahrhundert formulierte, bildet auch die essentielle Grundlage der Numerologie - jener uralten „Lehre“ von der symbolischen Bedeutung der Zahl (Zahlenmystik), über die Brücke verschiedener kultureller Strömungen in unsere Zeit getragen. Die gesamte kosmische „Ordnung“ (Kosmos selbst ist ja das griechische Wort für Ordnung) läßt sich in ihrer Vielfalt auf gewisse Zahlenverhältnisse zurückführen. Somit ist in der Tat, wie Pythagoras lehrt, „die Zahl das Wesen aller Dinge“.

In folgenden „Schlüsselzahlen“ spiegeln sich beispielsweise kosmische Vorgänge wider:

- " **Die 9 (Zahl der Vollendung):**  
Neun Monate Schwangerschaft;  
9 Planeten unseres Sonnensystems;  
Zusammenhang „neun“ zu „neu“ (im Lateinischen ebenso erkennbar bei „novem“ - „neun“ und „novum“ - „neu“);  
auch ist jede Zahl abzüglich ihrer Quersumme durch 9 teilbar, mit jeder Zahl multipliziert ergibt sie wieder als Quersumme 9. So drückt sich mathematisch ihre Vollendungsbedeutung aus.
- " **Die 12: Auch sie rundet Zyklen ab:**  
12 Monate ergeben einen Jahreskreis,  
12 Stunden einen Tag, so wie  
12 Tierkreiszeichen einen Kreis von 360<sup>0</sup> symbolisieren.  
In der biblischen Überlieferung kennt man 12 Apostel,  
in der keltischen Mythologie 12 Ritter der Tafelrunde.  
12 mal 2 sind 24 Stunden eines Tages und bilden auch auf der Uhr den Kreis.
- " **Die 7 (Zahl des Mystischen und Geheimnisvollen):**  
So erscheint sie in verschiedenen Märchen, etwa Schneewittchen und den 7 Zwergen hinter den 7 Bergen.  
Die Zahl ist eng mit dem Mond verknüpft, der seinerseits ein uraltes Symbol weiblicher Energien darstellt und durch seine Phasen des Zu- und Abnehmens den früheren Menschen als rätselhaftes Phänomen schien.  
7 Tage hat die Woche (=1 Mondphase).  
Alle 7 Jahre tritt der Mensch in ein neues Entwicklungsstadium ein.  
Es gibt 7 Farben im Spektrum,

7 ganze Töne,

7 Weltwunder etc.

Die „Geburtsstunde“ der Numerologie, wie auch ihrer verwandten „Disziplin“, der Astrologie, liegt im Dunkel archaischer Frühzeit. Beider Wiege stand zweifellos in den orientalischen Hochkulturen. Pythagoras ist nicht ihr „Erfinder“, sondern vermittelte und entwickelte Überliefertes weiter. Aus mystischer Erfahrung hervorgegangen gehorcht die Numerologie ebensowenig wie die Astrologie logischen und kausalen Schlußfolgerungen, vielmehr offenbart sie gleichnishaft tiefen Einblick in den großen Zusammenhang, der alles kosmische Geschehen (im Kleinen wie im Großen) umschließt (gemäß dem oben zitierten Kernsatz im pythagoreischen „Glaubensbekenntnis“).

Die Beschäftigung mit der Numerologie setzt **analoges** Denken voraus. Hier geht es nicht darum, daß eines das andere (kausal) bedingt, nach der Formel  $1 + 1 = 2$ . Vielmehr manifestiert sich die „Ganzheit“ auf einer sozusagen parallelen Ebene, in sozusagen **synchroner** Weise. Auf die Numerologie bezogen heißt dies, ein Mensch wird **nicht** etwa durch seine Zahlenenergien geprägt, sondern diese Zahlenwerte stellen nur **Symbole** für seinen Typus, seine Anlagen etc. dar.

Für pure Logiker mag dies schwer verdaulich sein. Wir erleben jedoch den Einbruch einer Zeit, in der das einseitig logisch-analytische Denken seine Vormacht allmählich wieder abtreten muß, zugunsten einer mehr „ganzheitlichen“ Weltanschauung. In früheren Kulturen drückte sich der Respekt des Menschen (als winzigem Bestandteil des Ganzen) den Naturmächten gegenüber in einer Vielzahl von Symbolen und Allegorien aus. Stets wurden Zusammenhänge erfahren zwischen kosmisch-universellem und irdischem Geschehen.

Wie anfangs angesprochen, gingen aus den Wurzeln der Numerologie verschiedene Systeme hervor; hier die beiden bedeutsamsten:

- " Das der 9 Grundzahlen = kosmischen „Grundschwingungen“ des Pythagoras<sup>1</sup>
- " Das der jüdischen Geheimlehre, der *Kabbala*, mit den 22 Heiligen Zahlen

Die 9 Grundschwingungen des Pythagoras stellen sogenannte *Archetypen* (Urbilder menschlicher Erfahrung<sup>2</sup>) dar, „Grundtypen“, wenn man es so will. An dieser Stelle eine Kurzcharakterisierung:

- " 1: Individualismus, Einzelkämpfertum, Originalität; passiv: Isolation, Exzentrik, Unsicherheit.
- " 2: Emotion, Anpassung, Du-Bezogenheit,

<sup>1</sup> Neun „Grundtypen“ kennt auch das Enneagramm.

<sup>2</sup> Den Archetypen und ihrer Bedeutung im menschlichen Unbewußten widmete sich in der Forschung intensiv C. G. Jung.

# Numerologie

Analyse; passiv: Schwäche, Hinterlist, Abhängigkeit...

- " 3: Kreativität, Erfolg, Ausdruck, Gegenteil: Größenwahn, Hochstapelei, Prahlucht/Komplexe...
- " 4: Materie, Erdverbundenheit, Solidität, auch: Gewalt, Sturheit, Faulheit, Intoleranz.
- " 5: Intelligenz, Flexibilität, Vielseitigkeit, Erfahrung, Genuß; oder: Sucht, amoralisches Treiben, Oberflächlichkeit; passiv: Angst vor Neuem, innere Aktivität...
- " 6: Zuneigung, Altruismus, Häuslichkeit, Ästhetik, Emotion - Wankelmut, Neid, Streit...
- " 7: Intellekt, Geist, Erkenntnis, Analyse - negativ: Introvertiertheit, Gefühlskälte, einseitige Theoretik, Dogmatismus...
- " 8: Macht, Autorität - Machtmißbrauch, Skrupellosigkeit; passive 8: mangelndes Selbstvertrauen, Schwäche...
- " 9: Idealismus, Humanismus, Begeisterung, Glaube, Integrität - Gegenteil: Fanatismus, Perfektionismus, Illusion, Rücksichtslosigkeit...

Wie man bemerkt, weisen alle neun Ausdrucksebenen einen positiven wie negativen Pol auf. Jede Eigenschaft oder Handlung kann sich somit in positiver oder negativer bzw. in aktiver und passiver, oder idealerweise, in ausgeglichener Form äußern; beides ist im Einen enthalten. Wie er seinen Energiepotentialen Ausdruck verleiht, hat jeder Mensch durchaus selbst in der Hand, wobei viele Faktoren darauf einwirken, wie Erziehung, persönliche Erfahrungen in und mit der Umwelt, vererbte Anlagen etc. Auf der Erde wie im gesamten Kosmos wirken diese Schwingungen, wo sie eine „Typenvielfalt“ hervorrufen und in ihrer Gesamtheit die Schöpfung (Gott) darstellen.

Die 22 Heiligen Zahlen der *Kabbala* bieten eine noch feinere, jedoch für den numerologischen Anfänger schwerer nachvollziehbare Untergliederung der „Energietypen“.

In den hier vorgestellten Systemen bekamen auch die einzelnen Buchstabenzeichen des Alphabets Zahlen und damit bestimmte „Energieinhalte“ zugewiesen - Ergebnis waren sogenannte „Zahlen-Buchstaben-Schlüssel“, geschaffen von tiefer intuitiver Erfahrung und kaum das Werk eines einzelnen genialen „Erfinders“.

Die moderne Numerologie bastelte an diesen Zuordnungstabellen weiter. Gängig ist folgender Schlüssel:

Neben dieser neuzeitlich abgewandelten Version das ur-pythagoreische System<sup>3</sup> (man beachte Übereinstimmungen u. Unterschiede):

Daneben ist auch das Hebräisch-Kabbalisti-

sche mit den 22 Zahlenwerten weiterhin in Anwendung<sup>4</sup>.

1 = A, J, S	4 = D, M, V	7 = G, P, Y
2 = B, K, T	5 = E, N, W	8 = H, Q, Z
3 = C, L, U	6 = F, O, X	9 = I, R

In der numerologischen Literatur wird, oft zur Verwirrung des Einsteigers, bald dieser, bald jener „Schlüssel“ favorisiert, je nachdem welcher Traditi-

1 = A, I, J, Q, Y	4 = D, M, T	7 = Z, O
2 = B, K, R	5 = E, H, N	8 = F, P
3 = C, G, L, S	6 = U, V, W, X	

on sich der Autor besonders verbunden fühlt. Ich persönlich bin nach einigem Experimentieren mit dem alten Pythagoras-Schlüssel vertraut geworden<sup>5</sup> - ohne die übrigen Systeme zu verwerfen. Einleuchtend an der Pythagoras-Tabelle erschien mir jedoch, daß ähnlich klingende Buchstabenlaute unter einem Zahlenwert zusammengefaßt sind (etwa U, V und W unter der 6 oder D und T unter der 4...). Mit dem Klang verband der ja noch feinfühliger Mensch archaischer Zeiten besondere Assoziationen; der im Mund geformte Klang beeinflusste wiederum die geschriebene Form des Buchstabens<sup>6</sup>. Hingegen wirkt der moderne Pythagoras-Schlüssel (s.o.) recht konstruiert, da hier Zahl und Buchstabe einfach der Reihenfolge nach „zugeteilt“ sind: 1=A, 2=B etc..., scheinbar ohne tiefere sprachliche Rücksicht.

Heute findet die Numerologie vor allem darin praktische Anwendung, daß man anhand der Zahlen im einzelnen Menschen wirksame „Energienmuster“ entschlüsselt, ähnlich wie es das Enneagramm versucht. Welche Energien/Archetypen sind in uns mehr oder weniger dominant wirksam? Aufschlußreiche Infos dazu enthalten

- " a) unser Geburtsdatum
- " b) unser Name

Der gewöhnlich benutzte Name einer Person wird anhand eines der Nummernschlüssel in einen Zahlencode umgeschrieben und dann dessen Endsumme (einstellige Quersumme) interpretiert. Numerologisch sagt diese sogenannte Persönlichkeitszahl etwas aus über unser Verhalten, Auftreten und Äußeres in der Umwelt<sup>7</sup>.

Die einstellige Quersumme unseres vollständigen Geburtsdatums ergibt die sogenannte *Lebenszahl*. Sie erteilt Auskunft über unseren Haupt-Lebensweg, unsere Bestimmung<sup>8</sup>.

Hinzu kommen noch unsere astrologischen „Werte“ (Aszendent, Sonnenzeichen...), die sich ebenfalls in Zahlen umlesen lassen. Jeder Mensch

<sup>3</sup> In diesem alten Schlüssel fehlt die 9 - als „Zahl der Vollkommenheit“ wurde sie ursprünglich keinem Buchstaben zugeordnet.

<sup>4</sup> Anwender sind etwa Reichstein oder Höfler, vgl. Literatur.

<sup>5</sup> Hier und da habe ich die Zuordnungen abgewandelt; z.B. entspricht für mich das Y, entsprechend dem kabbalistischen System, der Schwingung 7.

<sup>6</sup> Hier ist zu erwähnen, daß unser heutiges Alphabet hauptsächlich drei Sprachen „zusammengewürfelt“ ist: dem Griechisch-Orientalischen, Lateinischen und Germanischen (gemeinsame indogermanische Wurzel). Die Herkunft und sprachliche Entwicklung der jeweiligen Buchstaben ist insbesondere für die Numerologie relevant.

## Kabbalistische Zuordnung Zahlen - Buchstaben - Bedeutung nach Reichstein u.a.

a	= 1
b	= 2
g	= 3
d	= 4
e	= 5
u, v, w	= 6
z	= 7
h, ch	= 8
t	= 9
i, j, y	= 10
c, k	= 11 (20)
l	= 12 (30)
m	= 13 (40)
n	= 14 (50)
x	= 15 (60)
o	= 16 (70)
f, p, ph	= 17 (80)
sch, sh, tz	= 18 (90)
q	= 19 (100)
r	= 20 (200)
s	= 21 (300)
th	= 22 (400)

1	= Willensenergie
2	= Wissen
3	= Partnerschaft, Ehe, Gemeinsamkeit
4	= Tat, Erreichung
5	= Hingabe, Religion
6	= Versuch, Versuchung, Sexualität
7	= Sieg
8	= Gerechtigkeit, Harmonie
9	= Weisheit, Klugheit
10	= Wechsel des Glücks
11	= geistiger Einfluß, spirituelle Macht
12	= Opfer, Wiedergutmachung
13	= Transformation, Umwandlung
14	= Selbstzucht, freiwillige Einschränkung
15	= Wirkungskraft, Magie
16	= Katastrophen
17	= Wahrheit, Glaube, Hoffnung
18	= Falschheit, Verleumdung
19	= Glück, Freunde
20	= Erwachen, Wiedergeburt
21	= Erfolg
22	= Mißerfolg, Illusion („der Narr“), oder: Meisterung des Lebens („der Weise“)

setzt sich also aus verschiedenen Energiepotentialen zusammen, die Aufschluß geben über seine Veranlagungen, Neigungen oder Defizite. Zur Veranschaulichung ein Beispiel:

**Albert Einstein, geb. 14. 3. 1879**

**Lebenszahl = 6**

**Namenszahl** (nach dem von mir benutzten Schlüssel) = 1

In Albert Einstein waren somit die „Grundschwingungen“ 6 (Nächstenliebe) und 1 (Individualität) bedeutsam wirksam. Weiterhin wichtig wäre für eine Analyse etwa die Zahl des Geburtstages (14 = Quersumme 5) mit ihrem Hinweis auf *essentielle Begabungen* (5 = Erkenntnisstreben).

Es ist sehr wichtig, mit den „elementaren“ Grundenergien richtig vertraut zu werden: Was ist das Wesen der 1, welches das der 2 usw.? Mit einiger Übung wird man diese Schwingungen erfassen, ohne rechnen zu müssen. Es ist auch eine gute Schulung der Intuition und unserer Wahrnehmung der Umwelt.

Die Zahlen von Daten, von Begriffen, Namen etc. erteilen dem Numerologen wichtige Aussagen und er erkennt dahinter das Wirken kosmischer Kräfte und Zyklen, einen tieferen Sinn. Ganz wichtig ist, daß sich mittels numerologischer Deutung keinesfalls präzise Zukunftsvoraussagen treffen las-

sen, sondern eben nur Tendenzen! Ähnliches gilt ja auch für die Astrologie.

Es ist nicht leicht, über ein so interessantes und komplexes Thema einen gerafften Überblick zu geben. Wem Anregung gegeben ist, tiefer „einzusteigen“, der hat in der Literatur einige Auswahl.

Zum Schluß möchte ich Neugierige auch zum eigenen Experimentieren mit den Zahlen und unterschiedlichen Schlüsseln einladen, am Anfang vielleicht mit der Analyse von Begriffen:

Welche „energetische Information“ verbirgt sich beispielsweise hinter den Begriffen *Liebe, Krieg, Gott, Mensch...?*



### Literatur

- Dan Millmann: Die Lebenszahl als Lebensweg, Interlaken 1986.
- H. Reichstein: Praktisches Lehrbuch der Kabbala, Berlin 1961.
- Jules Silver: Numerologie, Genf 1976.
- Bernd Nossak: Ihre persönliche Glückszahl, München 1986.
- Hermann Kissener: Lebenszahlen, Engelberg/München 1960.
- „Cheiro“ (Count Louis Hamon): Cheiro's Book of Numbers, London o.J.
- Helyn Hitchcock: Helping Yourself with Numerology, West Nyack/ New York 1972.
- H. A. Longerman: Die 9 Pfade des Pythagoras, Freiburg 1996.
- Angelika Häfler: Namen - das ausgesprochene Geheimnis, Aitrang 1988.
- Lynn Buess: Zahlen als Schlüssel zum Selbst, Freiburg 1993.

7 In numerologisch-esoterischer Hinsicht gelangt der Mensch nicht zufällig, sondern kraft höherer Vorsehung zu seinem Namen, gemäß dem Dictum: „Nomen est Omen“.

8 Hier kommen die Grundzahlen 1-9 + ggf die Heilige 22 zur Anwendung.

# Gedanken zur wahren Natur der atlanto-europäischen Megalith-Zivilisation

© 1997 Horst Friedrich; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 19/1997

Fassen wir - unbeeinflusst von (neo-) scholastischen Lehrmeinungen - zusammen, was wir heute über die einst im atlantischen Westen Europas, von Marokko bis Südsandinavien, existierende Megalith-Zivilisation mit ihren Steinkreisen, Dolmen etc. wissen, so ergibt sich folgendes Bild:

1. Diese Kultur war offensichtlich, über diesen ganzen riesigen Raum, einheitlich, zumindest auf dem Gebiet der Spiritualität. In diesem Sinne kann man also durchaus von einer „ersten Weltreligion“ (1) sprechen. Es kann sich aber durchaus auch um eine politische Einheit gehandelt haben (2).
2. Die Lingua franca (3) dieser Kultur war eine alt-semitische Sprache (4).
3. Es handelte sich offensichtlich um eine maritime, dem Atlantik zugewandte Zivilisation, die Schiffsbau und Hochsee-Navigation perfekt gemeistert hatte und offensichtlich auch überseeische Verbindungen unterhielt (5).
4. Die Megalith-Kultur existierte offenbar in einer Zeit des Überganges aus einer mehr friedfertigen, vom Weiblichen dominierten („Matriarchats“-) Phase in eine mehr kriegerische, männlich-dominierte („Patriarchats“-)Phase, in der auch ein Übergang stattfand von der Verehrung der Göttlichen Mutter (Shakti) zu einer doch sehr anthropomorphen Gott-Vater-Vorstellung (6). Parallel scheint eine höhere Spiritualität degeneriert zu sein zu organisierten Religionen mit Priesterschaften und Dogmen.
5. Wie aus der Positionierung und Anordnung der Megalith-Monumente klar und unbezweifelbar ersichtlich, verfügte diese Zivilisation über ein enormes Wissen auf den Gebieten der Astronomie, Vermessungskunst, Mathematik, Geomantie und „heiliger Geometrie“ (7).
6. Die Megalith-Zivilisation war keineswegs analphabetisch (was zum vorangehenden Punkt ja auch gänzlich inkompatibel wäre!), sondern sie besaß ein uraltes Buchstaben-Alphabet, das die Mutter aller anderen Buchstaben-Alphabete war, und von dem Phönizisch, Hebräisch, Griechisch und das germanische Runen-Alphabet nur späte, vereinfachte Versionen sind (8).
7. Die atlanto-europäische Megalith-Zivilisation scheint auf intime, uns heute (wegen der Vernebelung durch schulwissenschaftliche Dogmen) aber noch ganz unklare Weise mit den (Proto-) Phöniziern verbunden zu sein. Waren letztere vielleicht die weltweit aktive „Hanse“ der Megalith-Zivilisation? Das uralte Cádiz steht in dringendem Verdacht, das erste, ursprüngliche „Tyros“ der Phönizier gewesen zu sein (9).
8. Vieles deutet darauf hin, dass die Megalith-Kultur die „Mutter-Zivilisation“ - für Alt-Ägypten die Teil-„Mutter-Zivilisation“ (10) - der alt-mediterranen und alt-orientalischen Hochkulturen gewesen sein könnte (11). Die Semiten scheinen in der Tat, auf ganz andere Weise als die Schulwissenschaft meint, alle „West-Semiten“ gewesen zu sein und, wie auch andere alt-mediterrane Völker, aus dem atlantoiberischen Westen zu stammen (12).
9. Mancherlei Argumente - etwa die verschiedenen Bauphasen von Stonehenge - deuten darauf hin, dass diese Zivilisation um -1450 bis -1200 von schweren Kataklysmen in Mitleidenschaft gezogen wurde, und dass die bisher letzten Kataklysmen um -700 ihr den Rest gaben. Um -700 scheint dann auch die „ibero-semitische“ Phase Alt-Westeuropas, auf bisher noch ganz ungeklärte Weise, in die keltische Phase übergegangen zu sein (13).



So sind die Fakten und die Wahrscheinlichkeiten! Welches Fazit lässt sich aus der Aufzählung dieser Argumente ziehen? Zunächst einmal das, dass das alte schulwissenschaftliche - quasi-religiöser Ideologie geschuldete - Dogma „ex oriente lux“ definitiv schleunigst ein für allemal dem Papierkorb überantwortet werden sollte! Sein erstes „Licht“ hat Europa zweifellos aus dem atlantischen Westen erhalten. Der Orient hat zunächst dem Okzident gar nichts gegeben. Er hatte nämlich nichts, was er hätte geben können! Wobei hier aus dem „Orient“ Indien ausgeklammert bleiben muss. Denn das ist ein ganz anderes Thema. Zweifellos bestanden ja Affinitäten zwischen der altindischen und (proto-) keltisch-druidischen Naturphilosophie und Spiritualität. Wie diese aber zustande gekommen sein könnten, darüber kann man heute erst nur spekulieren.

Zweitens lässt sich das Fazit ziehen, dass die Zurechnung der alt-westeuropäischen Megalith-Zivilisation zu einer „Steinzeit“ - worunter man ja gemeinhin etwas Urzeitlich-Primitives versteht - eine törichte oder aber voll-bewusste Abwertung der Quelle der abendländischen Kultur bedeutet. Es mag durchaus sein, dass das Establishment unserer christlichen „Amtskirchen“ ein Interesse daran hat, einen erneuten Zugang zu diesen unseren Wurzeln zu verhindern (den übrigens auch die Wiederbelebung einer „nordischen Odins-Religion“ eher verhindert als befördert), indem das „Steinzeit“-Image und das Märchen vom „ex oriente lux“ über die Medien unermüdlich verbreitet wird.

Drittens lässt sich das Fazit ziehen, dass der - bisher völlig ungeklärte, nebulose, wohl von Natur-Kataklysmen verursachte - Übergang des mehr westlichen Europas aus der „ibero-semitischen“ Megalithphase in die keltische Phase dringend einer vorurteilslosen, kompetenten Untersuchung bedarf. Diesem Übergang kommt entscheidende Bedeutung für die Entstehung der abendländischen Kultur zu.

Nur von daher wird nämlich der so seltsam schillernde Charakter der keltischen Kultur verständlich werden können! Von den zahlreichen ethno-linguistischen Rätselfragen soll hier einmal ganz abgesehen sein.

Wir haben auf der einen Seite eine - materiell wie spirituell - vergleichsweise wenig anspruchsvolle Krieger-Kultur, wie wir sie auch von anderen indogermanisch-„skythischen“ Völkern kennen. Auf der anderen Seite das Druidentum und die rätselhaften „Keltenschanzen“ (14), die mehr wie ein Erbe der ganz anders gearteten westeuropäischen Megalith-Kultur aussehen. In welchem Verhältnis standen die Kelten ursprünglich zu der Megalith-Zivilisation, deren östliche Nachbarn sie zunächst wohl gewesen waren? Hatte die Megalith-Zivilisation ursprünglich kriegerische Stämme als Grenzwächter etabliert? Oder war der europäische Kontinent im Innern zur Zeit der Entstehung der Megalith-Zivilisation noch so wild (und vielleicht auch von Kataklysmen ver-



wüstet), dass sie selbst diese „Keltenschanzen“ angelegt hatte, um dieserart - mittels geomantischer Manipulationen - den Kontinent durch Umweltberuhigung und Wetterharmonisierung für eine Besiedelung vorzubereiten (15). Rätsel über Rätsel!

Last not least wird eine Chronologie-Entwerrung - wahrscheinlich eine Chronologie-Zusammenschiebung (16) - und eine Klärung der Frage vorzunehmen sein, ob und inwieweit die angeblich steinzeitliche Megalith-Zivilisation mit Metallurgie vertraut war. Georgelin (17) und Illig (18) haben es sehr wahrscheinlich gemacht, dass man bereits sehr wohl mit Eisenwerkzeugen aus gehärtetem Stahl vertraut war.

Abbildung aus Erich von Däniken: „Die Steinzeit war ganz anders“ (München 1991), S. 101.

### **Anmerkungen**

1 Im Sinne von Sibylle v. Cles-Redens Werk „Die Spur der Zyklopen“ (Köln 1960), das sehr lesenwert ist, dessen Wert aber durch Übernahme des Dogmas „ex oriente lux“ gemindert wird.

2 Im Sinne etwa der Publikationen von Pastor Jürgen Spanuth. Hierzu auch von Horst Friedrich: „Velikovsky, Spanuth und die Seevölker-Diskussion“ (2. Auflage, Wörthsee 1990).

3 Nach dem DUDEN die Verkehrssprache eines größeren mehrsprachigen Raumes.

4 Theo Vennemann: „Etymologische Beziehungen im Alten Europa“, in: DER GINGKO-BAUM, Germanist. Jahrbuch für Nordeuropa, 13. Folge, (S. 39 - 115), Helsinki 1995

5 Zu identischen Megalith-Monumenten in Nordamerika etwa M. D. Pearson: „Dolmens“, in: Epigraphic Society Occasional Publications (ESOP), Vol. 16, 1987

6 Vgl. hierzu Friedrich: op.cit.

7 Hierzu exzellent von John Michell: „Die Geomantie von Atlantis“, (München 1984)

8 Vgl. hierzu ebenfalls Friedrich, op.cit., Vorbemerkungen zur 2. Auflage 1990

9 Hierzu etwa von Uwe Topper: „Das Erbe der Giganten“ (Olten/Freiburg 1977) und Jacques Touchet: „La Grande Mystification“, kapitelweise veröffentlicht in MEDITERRANEA, Nr. 29/1988 - 47/1992 (Carcassonne).

10 Zu Alt-Ägypten Horst Friedrich: „Die Entstehung von Ober- und Unter-Ägypten in diffusionistischer Sicht“, in: EFODON SYNESIS Nr. 9/1995.

11 Hierzu Friedrich: op.cit. 1990

12 Hierzu Touchet: op.cit. passim. Die Schulwissenschaft bezeichnet die westlich von Mesopotamien lebenden Semiten (Aramäer, Hebräer, Phönizier etc.) als West-Semiten, während für Touchet alle semitischen Völker aus dem iberischen Westen stammen, von woher sie auch die ursprüngliche Gewohnheit, Megalith-Heiligtümer zu errichten, mitgebracht hätten.

13 Zu den spät-prähistorischen und proto-historischen Kataklysmen ist das grundlegende Werk Immanuel Velikovsky: „Earth in Upheaval“ (London 1956), deutsch: „Erde im Aufruhr“ (Frankfurt a. Main 1980).

14 Hierzu etwa Gernot L. Geise: „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“, Hohenpeißenberg 1997, worin die geomantischen Wirkungen dieser noch heute rätselhaften Anlagen diskutiert werden.

15 Diese These vertritt Gernot L. Geise in: „Das keltische Nachrichtensystem“, Peiting 2002. Es darf spekuliert werden, ob man einst generell die alten Kulturen mittels geomantischer Manipulation quasi mit einem „irdischen Körper“ versah.

16 Hierzu etwa Heribert Illig: „Die veraltete Vorzeit“, Frankfurt a. Main 1988

17 Pierre Georgelin: „Menhirs bretons et Routes du Fer“, Porspoder/Saint-Dennec 1978.

18 Illig: op.cit., S. 34 - 36.

## Die Dolmen bei Roses - eine besondere Aufgabe?

© Katharine Laura Bräuer; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 19/1997

In herrlichem, weitem Schwung, von leicht ansteigenden Hügeln im Norden und weitem Sumpfland im Westen gesäumt, liegt die schöne Bucht von Roses. An der nördlichen Costa Brava, am Fuße der östlichen Pyrenäen, etwa 50 km von der französischen Grenze entfernt, viel geliebt, viel erstrebt, viel umkämpft. Griechen, Phönizier, Römer, alle haben ihre Spuren hinterlassen. Das waren sicher noch nicht alle, die - angelockt von der Harmonie der Linien, den Farben des Meeres, der Lichterfluten der aufgehenden und wandernden Sonne dieses wahrhaft beglückenden Zusammenspiels aller Möglichkeiten hier einen Lebensplatz suchten. Wer sie waren und woher sie kamen? Die Vorstellung lässt einem heutigen Menschen viel Spielraum.



Ich fand auf einem der Hügel bei Roses vier Dolmen. Es sind die Dolmen der Creu d'en Corbellà. Verschieden groß, in unterschiedlichen Entfernungen voneinander. Ein jeder öffnete sich nach einer anderen Himmelsrichtung. Mir war bei meinen Wanderungen, bei denen ich von immer neuen Seiten dieses Gebiet erreichte, ganz wunderbar zumute. Ohne es zu wollen, stand ich regelmäßig wieder vor diesen aus Gneis errichteten Gebilden, als ob sie nach mir riefen.



Als ich mich einmal nach einiger Vorbereitung in einen Hauptdolmen hineinbegab (in reduzierter Haltung), erdrückte mich fast körperlich die Gewalt seiner Schwingungen. Hatten sie einen kulturellen Zweck? Wie sich jetzt bereits herauskristallisiert hat, waren Dolmen im Ursprung niemals Gräber. Alle Dolmen stehen auf Kraftpunkten (natürlich nur die originalen Dolmen). Also kann

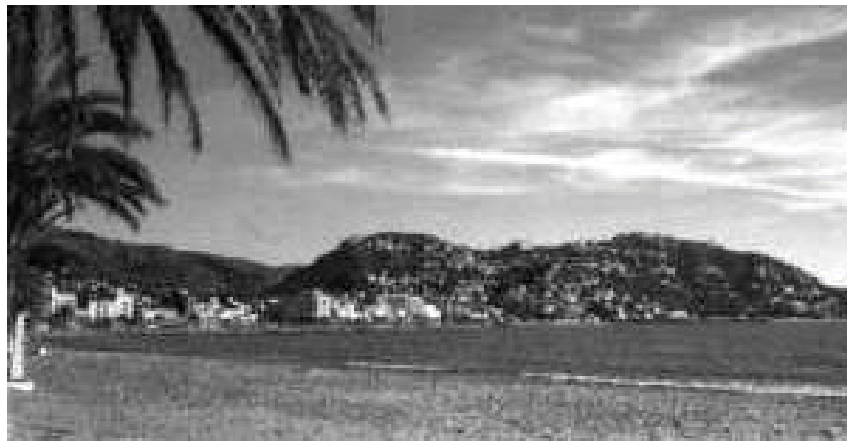


wäre möglich, dass es diesen Menschen natürlich war, übergeordnete Kräfte, wo immer sie sie auch vermuteten, um Hilfe anzurufen. Liegt vielleicht in dieser Annahme die Antwort auf unsere heutige Frage? Könnte mit den gleichen Mitteln ein Effekt erzeugt werden, der eine Reinigung der Atmosphäre nach sich zieht? Und läge vielleicht eine Chance für uns heute in einem ähnlichen Tun? Wir wissen, dass über die klingenden Vokale (A - E - I - O - U) auf unsere Atemkräfte eingewirkt werden kann. Die Wirkung dieser Klangschwingung in der Dolmenanlage von Roses wäre einen Versuch wert.

Es mag sein, dass ein Mensch nach seiner eigenen Ausrichtung dort Erlebnisse haben wird. Dieses Hochtal ist voller Schwingungen, und doch wie abgehoben und überzeitlich. Das leuchtende Meer, das diese Plätze umgibt, bildet einen wunderbaren Rahmen dazu.

Fotos: Die Dolmen von Roses © Laura Bräuer; Kartenabbildung und Gesamtansicht von Roses aus einem Touristenwerbeblatt

*Unten: Ansicht der Meeresbucht mit der Ortschaft Roses. Die Dolmen befinden sich in Höhe des rechten Bergausläufers.*



# Was wird uns die NASA diesmal über den Mars erzählen?

Gernot L. Geise

Nun ist es geschehen: Die erste einer ganzen Reihe von Mars-Sonden der NASA ist auf den Weg geschickt worden. Am 7. November - nach der schon NASA-üblichen Verzögerung - wurde die erste Mars-Surveyor-Sonde mit einer Delta-2-Trägerrakete in eine Erdumlaufbahn getragen, von wo aus sie weiterfliegen soll zum Roten Planeten. Ihre Aufgabe besteht delikaterweise darin, die Marsoberfläche genau zu kartografieren. Zu diesem Zweck ist eine hochauflösende Kamera an Bord. Nach den VIKING-Sonden in den siebziger Jahren wird es der erste Besuch einer amerikanischen NASA-Sonde sein, nach der (angeblichen) Pleite mit dem Mars-Observer.

Es stellt sich die Frage, ob die NASA jetzt endlich in die Offensive gehen wird bezüglich der Informationen über die Marsoberfläche? Wir erinnern uns: Zahlreiche private Marsforscher haben inzwischen recht gut nachgewiesen, dass auf der Marsoberfläche relativ viele nichtnatürliche Relikte existieren, die auf eine (ehemalige?) Existenz intelligenter Lebewesen schließen lassen. Als Beispiele seien hier angeführt: Pyramiden, das „Marsgesicht“, Hangar-ähnliche Strukturen, bienenwabenartige Bauwerke usw. Die amerikanische Raumfahrtbehörde NASA hat bisher beharrlich jeden Nachweis ins Reich der Fabeln geschoben. Sie ließ auch eindeutige Falschfarben-Bildbearbeitungen ihrer eigenen Fotos nicht gelten.

Wir - und die NASA - haben jetzt rund ein Jahr Zeit, wie die Reaktion der NASA sein wird:

- 1. Möglichkeit**, die einfachste: die „erprobte“ wie beim Mars-Observer: Die Sonde „versagt vor ihrer Ankunft beim Mars wegen eines technischen Defektes“ (kommt jedoch trotzdem an und liefert der NASA - unter Ausschluss der Öffentlichkeit - die gewünschten Bilder). Diese Vorgehensweise ist jedoch nicht unproblematisch, da die Öffentlichkeit fragen könnte, welche Technik die NASA anwendet, wenn sie jedes Mal versagt. Die NASA könnte daraufhin argumentieren, dass ihr zusammengestrichenes Budget nur noch Billigst-Sonden erlaubt, die nun mal recht anfällig sind. Ein eventueller positiver Nebeneffekt für die NASA wäre, dass ihr Budget wieder erhöht wird.
- 2. Möglichkeit:** Die Marssonde kommt auf ihrer Marsumlaufbahn an, fotografiert zufriedenstellend die Oberfläche, und die NASA wird ganz erstaunt jubeln, dass jetzt endlich Bauwerke außerirdischer Intelligenzen fotografiert worden sind. Diese Vorgehensweise könnte für die Öffentlichkeit im Laufe des Jahres vorbereitet werden durch „Mutmaßungen“ und „Hypothesen“, „Spekulationen“ o. ä. Finanziell gesehen würde jedoch alle Welt feststellen, dass die NASA auch mit einem zusammengestrichenen Mager-Budget auskommt und keine höheren Geldsummen benötigt.
- 3. Möglichkeit:** Die Marssonde kommt auf ihrer Marsumlaufbahn an, fotografiert zufriedenstellend die Oberfläche, doch die NASA gibt nur jene Bilder an die Öffentlichkeit, die völlig unverfänglich sind. Diese Art der Foto-Auslese hat jedoch ihre Tücken, denn es könnten trotzdem „unerwünschte“ Bilder, über irgendwelche „dunklen“ Kanäle, an die Öffentlichkeit gelangen. (So geschehen bei den ehemals sowjetischen Phobos-Sonden, bei denen es auch zunächst hieß, es gäbe keine Fotos vom Mars, **und** so geschehen bei der Mission des Mars-Observers, von dem jetzt so ganz langsam, nach und nach, doch noch Bilder vom Mars auftauchen!). Die finanzielle Situation der NASA wäre jedoch die gleiche wie bei der zweiten Möglichkeit.

Merkwürdig ist es schon, was sich in Bezug auf den Mars bzw. die Marsflüge so abspielt. So ist die russische Marssonde, die Mitte November zum Roten Planeten fliegen sollte, auch nicht ins All, sondern ins Wasser geflogen. Und das, obwohl die Technik seit dem Reifwerden mit den beiden „Phobos“-Sonden vor einigen Jahren drastisch verbessert worden sein soll. Die Sonde liegt inzwischen in einer Wassertiefe, aus der sie nicht mehr geborgen werden kann. Der größte Teil der Messinstrumente an Bord der russischen Sonde waren deutsche Entwicklungen (Sollte man vielleicht so weit gehen, zu sagen: Wenn die restliche Technik auch aus Deutschland gekommen wäre, dann hätte die Sonde den Mars erreicht!?). Auch ein Mini-Reaktor befindet sich mit an Bord, womit nun wohl wieder die nächste Umweltkatastrophe vorprogrammiert ist.

(EFODON-SYNESIS Nr. 19/1997)

# „Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde ...“

(1. Mose Kap. 1, Vers 27)

© Heinz Günther Birk; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 19/1997

So schildert das 1. Kapitel des 1. Buches Mose (Genesis) die Erschaffung des Menschen. Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde. Bisher hat man dieses 1. Kapitel der Genesis eher allegorisch gesehen. Natürlich, das glaubt man ja spätestens seit Charles Darwin zu wissen, hat sich der Mensch angeblich aus dem Affen entwickelt. Seit der Entdeckung erster vorzeitlicher Schädelknochen durch den Elberfelder (heute Wuppertal) Lehrer Johann Carl Fuhlrott im weltberühmten Neandertal sammeln ganze Heere fleißiger Anthropologen Knochen um Knochen; man forscht sich von einem Höhepunkt zum anderen. Doch trotz aller gefundenen Australopithecinen, Homo erectus' oder Homo Neanderthalensis' fehlt immer noch das Bindeglied zum Homo sapiens sapiens. Trotz aller Erfolge, die die Anthropologie vorzuweisen hat, sind alle Kandidaten genetisch so weit vom Jetztzeit-Menschen entfernt, wie dies von heute existierenden Menschenaffen. Auch wenn zum Beispiel das Erbgut eines Gorillas „nur“ zu 5 % vom Menschen abweicht, trennen uns dennoch genetische Welten von King Kong. Trotz der Anhänglichkeit an den großen Gelehrten des 19. Jahrhunderts, Charles Darwin, gibt es keinen einzigen Beweis für die Entstehung menschlichen Lebens auf der Erde. Stattdessen wimmelt es in Sagen und Mythen von Göttern, die den Homo sapiens schufen. Haben wir hier lediglich fromme Ammenmärchen unserer Vorfahren vor uns, oder müssen wir diese Berichte ernsthaft prüfen? Noch vor zwanzig Jahren galt die Komplexität des Chromosoms als Beweis für die Unmöglichkeit, den Menschen gentechnisch zu verändern. Millionen von Genen ließen gezielte Veränderungen einzelner Bauteile des Erbguts als absurd erscheinen. Doch Technik und Wissenschaft machen ungeheure Fortschritte. Beinahe täglich kommt man dem Ziel, das Geheimnis des Erbguts zu entschlüsseln, ein Stück näher.

Da die heute lebende Menschheit davon überzeugt ist, die Generation mit dem größten Wissen zu sein, haben Verse wie in der Genesis für sie keine Bedeutung. Doch ist dies wirklich so? Für den Touristen, der der französischen Hauptstadt Paris einen Besuch abstattet, gehört ein Besuch des weltberühmten Musée de Louvre beinahe zum Pflichtprogramm. Kaum ist man eine stattliche Anzahl französischer Franc an der Kasse losgeworden, fühlt man sich sogleich ins geheimnisvolle Ägypten versetzt. Würdevoll und unnahbar blickt die Mumie eines der größten Pharaonen vom Nil auf den Besucher. Es handelt sich um Ramses II., Gottkönig und Sohn des Amun-Re.



Man braucht eine ganze Weile, um sich von diesem majestätisch wirkenden König zu lösen. Man spürt die Gänsehaut, den Hauch eines großen, längst versunkenen Reiches. Vor allem der gute Erhaltungszustand der Mumie ist heutigen Experten immer noch ein großes Rätsel. Bekannt ist, dass die Leiche des Verstorbenen vor der eigentlichen Mumifizierung siebenzig Tage lang in einem Natronbad lag. Diese Prozedur entzog dem Körper auch den letzten Rest Wasser, wodurch eine lange Erhaltung erst möglich wird. Dies ist jedoch auch schon alles. Über die Zusammensetzung der Substanzen, mit denen der Körper bis zur endgültigen Mumifizierung behandelt wurde, weiß man so gut wie nichts. Eine chemische Analyse ist noch nicht gelungen. Wie aus neueren Untersuchungen hervorgeht, haben die Ägypter es jedoch nicht nur verstanden, die körperliche Hülle dauerhaft zu erhalten. Die damaligen Priester konnten noch mehr.

*„Schon in der 70er Jahren gelang es Wissenschaftlern, bei der Untersuchung des Erhaltungszustandes von mumifiziertem Gewebe nachzuweisen, dass die darin vorkommenden roten Blutzellen ihre Form nicht verloren hatten. Elektronenoptische Aufnahmen hiervon waren von denen zeitgenössischer Blutzellen nicht zu unterscheiden. Bei der Untersuchung der 1976 nach Paris geschafften Mumie des vor 3.000 Jahren gestorbenen Königs Ramses II. konnten auch Nukleinsäuren, Eiweißmoleküle, Fette und Kohlehydrate isoliert und bestimmt werden. Forschern der Universität Tübingen ist es inzwischen gelungen, noch aktive Enzyme in Mumien nachzuweisen. Enzyme sind aus vielen Molekülen bestehende, im allgemeinen nur von lebenden Zellen gebildete Eiweißverbindungen, die biochemische Vorgänge im Organismus ermöglichen oder steuern. In Tübingen wurde gezeigt, dass bei der Mumie neben der sehr gut erhaltenen Architektur der Körperzellen auch die biologisch-funktionelle Seite konserviert ist.“* (IPE-Info 3/95, dort zitiert aus der Rheinischen Post vom 18. 1. 95)

Auch dem Laien wird deutlich, was diese Mumien sein könnten - konservierte Genbänke, so hat man den Eindruck. Man könnte an dieser Stelle auf die überragenden Fähigkeiten der ägyptischen Priester und auf ihren besonders ausgeprägten Totenkult verweisen - wenn die ägyptischen Mumien einzigartig wären. Doch gerade dies sind sie nicht. Im Gegenteil, die Konservierung Verstorbener war nahezu weltweit geläufig.

In der Nähe der russischen Pazifikküste grub man eine weibliche Eismumie aus. Sie war - den ersten Berichten zufolge - noch besser erhalten, als die ägyptischen Mumien. Tragisch nur, dass diese Prinzessin aus Geldmangel für wissenschaftliche Untersuchungen in einem sibirischen Käselager dahin rottet.

In Mexiko, genauer gesagt in der alten Königsstadt Palenque, unweit des berühmten Tempels der Inschriften, fand man den Gründer dieser Königsdynastie, den göttlichen Pacal. Auch seine Mumie präsentiert sich in hervorragender Verfassung. Der



ehemalige NASA-Chefingenieur Josef Blumrich berichtet von blondhaarigen Mumien, die man in der Nähe der peruanischen Stadt Nazca fand. Mumien fanden sich in Afrika, Polynesien und auch in Europa. In Europa, insbesondere in nördlichen Regionen, konnte man sich die Natur zunutze machen. Moorleichen, in norddeutschen und dänischen Mooren gefunden, sind mit ägyptischen Mumien durchaus vergleichbar. Was also sind diese Mumien? Hatten alle Völker rund um den Erdball den gleichen Spleen oder gab es klare Anweisungen der Götter?

Schauen wir noch mal in alte Schriften. Im Alten Testament, im ersten Buch Mose erfahren wir, dass Gott zuerst Adam schuf. Bald sah der Herr jedoch, dass sich der Arme einsam fühlte und beschloss, diesen für Adam wenig erfreulichen Zustand zu ändern. Er gab ihm eine Gefährtin zur Seite. Hierzu versetzte er Adam in einen tiefen Schlaf. Der Herr nahm eine seiner Rippen und formte aus ihr eine Frau. Diese war dann, wie man weiß, die „sündige“ Eva.

Rippe kann man aus dem althebräischen Originaltext auch mit Fleisch übersetzen. Damit wären wir wieder beim Thema. Jede Körperzelle eines Menschen enthält den genetischen Schlüssel, den sogenannten genetischen Fingerabdruck gewissermaßen. Isoliert man solche Körperzellen, kann man gentechnisch, mittels künstlicher Befruchtung, Gene des normalen Erbgutspenders austauschen. Das ist heutig wissenschaftlich machbar. Kaninchen- oder Hundezüchter würden hier von Zuchtveredelung sprechen. Auf den Menschen, das höchste Lebewesen, ist solches natürlich nicht anwendbar... oder doch? Hatte irgendwer die Absicht, aus dem aufrechtgehenden, menschlichen Affen eine intelligente Spezies zu züchten, die dem Ebenbild der Götter gleicht?

Klonen, so der moderne Begriff heutiger Wissenschaftler: zuerst bringt man die Komponenten zusammen, dann befruchtet man exkorporal, das heißt außerhalb des Körpers. Das so befruchtete, weibliche Ei hat die neue Erbinformation gespeichert. Teilt man diese Eizelle wiederum, enthält jedes der Teile die eingeschleuste Information. Das heißt, dass man aus einem weiblichen Ei zwei gemacht hat und zwar mit genau denselben Erbmerkmalen. Biologisch gesehen, kann man diese Prozedur endlos weitertreiben. Nach jeder nochmaligen Teilung des Eies erhält man jeweils eine Tochterzelle mit genau identischen Bauteilen. Nach der ersten Zellteilung könnte man einerseits der Mutter wieder beide Eizellen einpflanzen - sie bekäme dann Zwillinge.

Andererseits besteht die Möglichkeit, nur ein Ei wieder einzupflanzen und austragen zu lassen. Das andere Ei, entstanden aus der oben beschriebenen Zellteilung, würde eingefroren. Friert man diese Eizelle bis zum absoluten Nullpunkt (-273,33 Grad Celsius) ein, so wäre die Haltbarkeit schier unendlich. Die oder der Erstgeborene könnte dann zum Beispiel in seinem dreißigsten Lebensjahr dem Zwillingsgeschwisterchen die Windeln wechseln. Gab es einst eine derartige göttliche

Genbank? Auch das Einfrieren männlichen Samens ist ja machbar. Ein Blick in alte Schriften eröffnet uns den Horizont dafür, dass unsere himmlischen Väter je nach Belieben genetisch eingreifen konnten. Vor allem die am Westufer des Toten Meeres gefundenen Qumran-Rollen erzählen dies.

Aus der sogenannten „Sektenhöhle 4“ stammt ein Text, der im Zusammenhang unserer Diskussion aufhorchen lässt: „Und alle Seelen, welche aus den Lenden Jakobs kamen, waren 70 Seelen.“ Heißt dies, dass im Wege des Klonens aus der Mumie Jakobs sein Erbgut auf siebenzig Nachkommen übertragen wurde? Aber es kommt noch toller. Als das Volk der Israeliten während der vierzigjährigen Wanderung durch die Wüste Sinai wieder einmal rebellierte, baten die Ältesten Gott um einen Vermittler. „Ich will euch einen Propheten erwecken aus euren Brüdern“, so werden im Buch Exodus die Worte Jahwes überliefert. Was heißt hier „erwecken“? Etwa konstruieren auf genetischem Wege aus den einbalsamierten Körpern der verstorbenen Brüder? Klonen mit Erbgut aus intakten Zellen? Zeugung eines Propheten aus eingefrorenem Samen?

Doch es kommt noch viel besser. Selbst im Neuen Testament erfahren wir einiges über das Wirken alter tümlicher Gentechniker. Der Evangelist Lukas berichtet über die Geburt Johannes des Täuflers. Zacharias, ein hochmöglicher Priester, fromm und gottesfürchtig, bekam, als er schon hochbetagt war, ungebetenen Besuch. Ein „Engel des Herrn“ erschien dem Unglücklichen. Unglücklich deshalb, weil sein Weib Elisabeth, ebenfalls hochbetagt, kinderlos geblieben war. Für einen angesehenen Priester war das eine Schande. Ehe- und Kinderlosigkeit galten im Judentum für wahr als Strafe Gottes. „Seid fruchtbar und mehret euch“, so sein Gebot in der Thora (dem „Gesetz Gottes“). Der Priester Zacharias wusste wohl, dass sein Weib über die Zeit hinaus war, wo eine Frau Kinder gebären konnte. Nur der Herr, an den er inbrünstig glaubte, konnte ihn von diesem Stigma befreien, und seine Gebete wurden erhört. Der „Engel“ erschien und verkündete dem Verzweifelten große Freude. In Lukas Kap. 1, Vers 13 liest sich das so: „Aber der Engel des Herrn sprach zu ihm: ‚Fürchte dich nicht, Zacharias, denn dein Gebet ist erhört und dein Weib Elisabeth wird dir einen Sohn gebären, des Namen sollst du Johannes heißen ...‘“

Neben Prophezeiungen, wonach dieser Johannes viele Menschen des Volkes Israel auf den Weg Gottes zurückführen werde, erfahren wir noch mehr Spannendes. Lukas Kap. 1, Vers 17:

*„Und er wird vor ihm hergehen in Geist und Kraft des Elia“.* „Geist und Kraft“ kann man, den hebräischen Schriften zufolge, durchaus mit väterlichem Samen übersetzen. Könnte dies bedeuten, dass der unfruchtbaren Elisabeth der Samen des Elia eingepflanzt wurde - der Geist oder Samen des Propheten, der mehr als ein halbes Jahrtausend zuvor „gen Himmel“ fuhr? Hatten die Göttlichen seine „Kraft“

eingefroren oder lebte Elia in einer anderen Welt? Warum nahm man offensichtlich bevorzugt Frauen, die bereits über die Zeit waren, Kinder gebären zu können? Noch vor einigen Jahren hätte jeder Experte natürlich gesagt, dies könnten nur Mythen und Allegorien sein. Nach den Wechseljahren einer Frau ist es für sie unmöglich, noch einmal schwanger zu werden. Doch auch dies ist nicht mehr aktuell. Ein italienischer Arzt beschert gar Frauen, die das 60. Lebensjahr bereits überschritten haben, noch Mutterglück. Auch hier erfolgt die Befruchtung des Eis außerhalb des Körpers, wobei zusätzliche Hormonbehandlungen durchgeführt werden. Man diskutiert nicht mehr, ob dies machbar sei oder nicht, nur Begriffe wie Anstand und Moral werden noch gebraucht. Wäre die Beglückung der Elisabeth, wie vom Evangelisten Lukas berichtet, einmalig, so könnte man tatsächlich eine Allegorie vermuten. Doch diese von einem Engel überbrachte frohe Botschaft taucht sowohl in vielen biblischen, als auch nicht-biblischen Schriften auf.

Die wohl bekanntesten nicht-biblischen Schriften sind die sogenannten Apokryphen. Die Bibel, so wie wir sie heute kennen, wurde erst Jahrhunderte nach der Abfassung der Schriften zusammengestellt. So wurde zum Beispiel das Neue Testament erst zur Zeit des byzantinischen Kaisers Konstantin im 5. Jahrhundert auf dem 1. vatikanischen Konzil zu Nicäa kanonisiert. Von ursprünglich achtzig Evangelien, die in allen möglichen Glaubensgemeinschaften rund ums Mittelmeer kursierten, blieben nur die uns heute bekannten vier übrig. Gleichwohl lohnt sich ein Blick in diese Apokryphen, um Spuren zu finden, die auf das gentechnische Wirken der Götter hindeuten. Im Protoevangelium des Jakobus (nach dem Johannes-Evangelium war Jakobus der Bruder des Herrn) erfahren wir Erstaunliches über die Mutter der heiligen Jungfrau Maria.

Marias Mutter hieß Anna und ihr Gemahl Joachim war - ähnlich wie Joseph - wohl auch nicht der leibliche Vater der Jesus-Mutter. Da die Ehe Joachims mit seiner Anna kinderlos geblieben war, ging er hinaus in die Wüste, um vierzig Tage zu fasten. Sein „Brot“ war das Gebet zum Herrn. Anna, sein Weib unterdessen, wusch ihr Haupt und war voller Gram. Denn sie war bereits über die Zeit, wo eine Frau Kinder gebären kann. Aber, oh Wunder (wessen Wunder?), auch der verzweifelten Anna erschien ein „Engel“ mit der frohen Botschaft. Der Herr tat schließlich, wie verheißen und Anna gebar ihre Tochter Maria.

Diese Formulierung „der Herr tat wie verheißen“, taucht schon im Alten Testament auf. Dort wird dem guten Abraham, dessen Frau Sarah ebenfalls über die Zeit war, geweissagt, dass sie ihm dennoch einen Sohn schenken werde, den er Isaak nennen solle. Auch die Geburt biblischer Propheten, wie zum Beispiel Elias', Samuels, Joels oder Jesajas wird solcherart geschildert. Die jeweiligen Mütter wurden stets „von der Kraft des Herrn überschattet“. Doch damit sind die Beispiele für das Wirken der Götter noch nicht erschöpft. Selbst die heilige Jungfrau Maria wird entsprechend

heimgesucht. Wie wir es im Zusammenhang mit Johannes dem Täufer bereits gesehen haben, widerfährt Maria ähnliches. Der Evangelist Matthäus berichtet darüber (Matth. Kap. 1, Vers 18): „Die Geburt Jesu Christi geschah aber also: Als Maria, seine Mutter, dem Joseph vertrauet war, erfand sich's, ehe er sie heimholte, dass sie schwanger war von dem heiligen Geist. Joseph aber, ihr Mann, war fromm und wollte sie nicht in Schande bringen, gedachte aber, sie heimlich zu verlassen.“

Matthäus versucht hier elegant zu umschreiben, was diese Schwangerschaft für die noch nicht verheiratete Maria bedeutete. Die Thora verdammt den Ehebruch, mehr noch, sie schreibt sogar vor, dass man die Ehebrecherin steinigen solle. Die Schande für den armen Joseph kann man also gut verstehen. Eine Frau, die mit ihrem zukünftigen Mann verlobt war, konnte nicht schwanger sein. Die Braut stand bis zur Hochzeit unter strenger Aufsicht ihrer Eltern. Ein voreheliches Schäferstündchen war so gut wie unmöglich. Wenn Matthäus also den Joseph als fromm beschreibt, verweist er indirekt auf die Thora, die u.a. vorschreibt, dass der Mann eine solch untreue Braut verstoßen solle. Doch für Maria nahte Rettung. Ein „Engel des Herrn“ erschien dem Joseph (Matth. Kap. 1, Vers 2): „Joseph, du Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria, dein Gemahl, zu dir zu nehmen; denn das in ihr geboren ist, das ist von dem heiligen Geist.“

Wird hier möglicherweise eine künstliche Befruchtung be- und umschrieben? Normalerweise bildet die Geburt des Kindes den Abschluss der Schwangerschaft. Im Bauch der Mutter kann also nichts geboren werden. Setzen wir jedoch voraus, dass das vom heiligen Geist in ihr Befindliche auf künstlichem Wege dorthin gelangt ist, könnte dies durch die Beschreibung „das in ihr geboren ist“ gemeint sein. Wurde also der Mariader Sameneines Himmlische eingepflanzt? Dann wäre die Bezeichnung für Jesus als Sohn Gottes völlig korrekt.

Doch es gibt noch seltsamere Dinge. Im Mittelalter bis in unsere Zeit hinein hat es immer wieder fromme Leute gegeben, die beweisen wollten, dass die jungfräuliche Empfängnis der Maria auf Tatsachen beruhe. Eine von uns unterstellte künstliche Befruchtung lässt diese durchaus möglich erscheinen. Aber es gab sogar Versuche, den Gläubigen zu erklären, Maria sei selbst nach der Geburt noch Jungfrau gewesen. Spätestens hier weiß der heutige Mensch ganz genau, dass diese Schilderungen nichts anderes sein können als fromme Märchen. Keinesfalls könne man hier von Tatsachen sprechen. Vielleicht aber doch!

Wenn jemand im Altertum in der Lage war, mit gentechnischen Mitteln künstlich zu befruchten, könnten diese Götter auch Kaiserschnitte in ihrem medizinischen Repertoire gehabt haben. In diesem Falle wäre Maria auch nach der Geburt noch Jungfrau gewesen. Ein Blick in andere Überlieferungen wird zeigen, dass dies so unmöglich nicht ist.

Über die Geburt des erhabenen Buddha (ca. 500 v.Chr.) wird überliefert, er sei an der Seite seiner Mutter „herausgetreten“, um sich nicht zu „beschmutzen“. Nun wird man auch vor 2.500 Jahren die Geburt, das Wunder des Lebens, nicht als etwas Schmutziges angesehen haben. Diese Formulierung muss also eine andere Bedeutung haben. Wird auch hier ein für die damalige Zeit unverstandener Vorgang mit dem unzureichenden Vokabular der staunenden Zeitgenossen beschrieben? Vergleichen wir an dieser Stelle noch einmal alte Schriften mit heutigen Möglichkeiten.

Wenn in einer modernen Klinik Paaren durch außerkörperliche Befruchtung zum ersehnten Kinderwunsch verholfen wird, entnimmt man der Frau in der Regel zwei Eizellen. Diese werden dann mit dem Samen des Mannes befruchtet und in die Gebärmutter eingepflanzt. Würde man nur ein Ei befruchten, wäre der Erfolg keineswegs sicher. Nur sehr selten kommt es zu einer Zwillingsgeburt. Überlieferungen aus alter Zeit legen nahe, dass diese Taktik auch schon von den „Göttern“ angewandt wurde.

Der große griechische Philosoph Platon gibt einen Bericht seines Urahns Solon wieder. Dieser Solon gilt als Architekt und Gründer des klassischen Griechenlands. Seine größte Hinterlassenschaft waren Schriften, wo Solon von einem ägyptischen Priester über die Existenz des sagenhaften Kontinents Atlantis erfahren haben will. Platon überliefert dies in seinen Dialogen „Kritias“ und „Timaios“. Über die Gründung des Reiches der Atlanter berichtet er aus dem Blickwinkel des Gottes Poseidon. Nach der Schilderung, wie Poseidon den Berg der Königsburg, sowie den Handelshafen, formte (!?) wird dann berichtet, wie der Gott die Menschen erschuf, die die Königsdynastien begründen sollten.

Poseidon nahm seine sterbliche Geliebte und formte fünf Zwillingspaare. Ganz recht, er formte sie; in anderen Übersetzungen platonischer Schriften liest man auch, dass er sie „schuf“. Der griechische Dichter Homer bezieht dieses Erschaffen auf das von ihm besungene Troja, so wie wir es in seiner Ilias nachlesen können. Doch kehren wir noch einmal nach Palästina zu Beginn unserer Zeitrechnung zurück.

Wie wir schon gesehen haben, könnten biblische Texte des Neuen Testaments eine künstliche Befruchtung durch die himmlischen Väter nahe legen. Gibt es auch hier Schriften, die die von uns betrachtete Technik heutiger Mediziner, immer zwei Eizellen zu befruchten, beschreiben? Ja, es gibt sie tatsächlich. Um diese Textstellen zu finden, müssen wir noch einmal außerbiblisches Schriftgut bemühen.

Insbesondere das Thomas-Buch, eine gnostische Schrift, die im Jahre 1948 im ägyptischen Nag Hammadi gefunden wurde, erzählt vom Zwillingsbruder des Herrn. Wenn hiervom „Zwilling Thomas“ die Rede ist, erkennen wir einen Widerspruch. Der Name Thomas bedeutet nämlich „Zwilling“. Korrekt müsste „Zwilling Thomas“ mit

„Zwilling-Zwilling“ übersetzt werden. Müssen wir aus den Nag Hammadi Schriftengar ein Gespräch Jesu mit seinem Zwillingsbruder herauslesen, wenn dort steht: „Bruder Thomas, so lange du in der Welt Zeit hast, höre mir zu und ich will dir anzeigen.... Man hat ja gesagt, du bist mein Zwilling und Freund..“

Noch deutlicher werden die sogenannten Thomas-Akten. Wir lesen hier schon Erstaunliches: „*Zwillingsbruder des Messias, Apostel des Höchsten und mit eingeweiht in das verborgene Wort des Messias - der du seine verborgenen Aussprüche empfängst.*“

Oder in der Übersetzung eines koptischen Urtextes: „*Sei begrüßt, mein verehrungswürdiger Beschützer Petrus. Sei begrüßt Thomas, mein zweiter Messias.*“

Diese apokryphen Textstellen, die vom Zwillingsbruder des Herrn berichten, lassen sich noch weiter anführen. Schauen wir uns beispielhaft noch eine Stelle in den Thomas-Akten an, wo das Wort „Bruder“ deutlich lesbar ist: „*Ein junger Mann sah den Herrn im Aussehen des Apostels Judas Thomas. Der Herr aber sprach zu ihm: Ich bin nicht Judas mit dem Zunamen Thomas. Ich bin sein Bruder.*“

Ein Bruder des Herrn, von ihm als der „zweite Messias“ bezeichnet? Ist dies der Hinweis, dass die Himmlischen zwei Eizellen in Marias Gebärmutter implantierten? Zwillinge galten im Altertum stets als heilig und als von den Göttern gesegnet. In dem Wissen, es hätte zwei Messias' gegeben, könnten sich Bildmotive in keltischen Kirchen in Irland erklären lassen, auf denen sowohl Joseph als auch Maria mit jeweils einem Jesuskind zu bestaunen sind. Doch es gibt noch mehr gnostische Texte, die zum Nachdenken einladen. So klingt es doch seltsam, wenn es heißt: „Wenn ihr den seht, den keine Frau geboren hat, so werft euch auf euer Angesicht, jener ist euer Vater.“

Was heißt das? Wer ist der, den keine Frau geboren hat? Nachdem wir in alten Schriften geforscht haben, wie und wo etwas über das Wirken der Götter zu erfahren ist, wollen wir nun auch neue Autoren zu Wort kommen lassen. Der Amerikaner Raymond Fowler („Die Wächter“, Bastei Lübbe) berichtet von Entführungen durch Außerirdische. Die Untersuchungen Fowlers zur sogenannten „Betty-Andreasson-Luca-Affäre“ gelten als die präzisesten Dokumente, die sich mit diesem Thema befassen. Fowler berichtet darüber, was ihm Betty Andreasson Luca erzählte.

Sie wurde von den „kleinen Grauen“, zierlichen Gestalten mit großem Kopf und großen Augen, in ein Raumschiff entführt. Dort musste Betty einer Frau Trost zusprechen, der gerade ein Fötus entnommen wurde. Erstaunt sah sie, was nun geschah. Dieses „kleine Ding“, so Betty, wurde von den „Anderen“ flugs in ein großes Gefäß gesteckt. „Es darf keine Luft atmen“, so wurde ihr von den kleinen Grauen erklärt. Fowler legt in seinem Kommentar dazu nahe, dass es sich bei diesem Gefäß

um eine künstliche Gebärmutter gehandelt haben könnte.

Da diese Aliens den Fötus entnahmen, könnte die Vermutung nahe liegen, dass die Mutter gar nicht in der Lage war, den Embryo auf natürliche Weise zu gebären. Vielleicht deshalb, weil der für menschliche Maßstäbe übergroße Kopf nicht durch den Geburtskanal passt? Darum musste der Fötus Wochen vor dem Geburtstermin geholt werden. Darum brauchten die „Anderen“ eine künstliche Gebärmutter.

Die heutige Medizin ist bereits in der Lage, zum Beispiel bei angeborenen Herzfehlern pränatale (vor der Geburt) chirurgische Eingriffe vorzunehmen. Keinesfalls darf der Fötus dabei normale Luft einatmen. Man schafft auch hier eine Art künstliche Gebärmutter. Wenn die „Anderen“ also diese Technik anwenden, weil die von ihnen erwählte Mietmutter das genetisch erzeugte Produkt nicht auf normalem Wege auf die Welt bringen kann, haben wir hier die Lösung des gnostischen Textes „wenn ihr den seht, den keine Frau geboren hat“ gefunden. Die eigentliche Geburt würde dann aus der Maschine heraus erfolgen. Bestätigt Raymond Fowler mit seinen Untersuchungen, was einst geschah und wohl auch jetzt noch geschieht? Sind die Götter unserer Altvorderen zurückgekommen? Schaffen sie vielleicht gerade heute wieder einen neuen Menschen? Haben wir, die wir zu dieser Zeit den Erdball bevölkern, uns als „nichttauglich“ erwiesen? Symbolisieren Kriege und die Giernach Macht den Göttern von einst ein neues Sodom und Gomorrha? Planen die Götter, die uns einst nach ihrem Ebenbilde schufen, eine neue Sintflut, eine „Apokalypse now“?

***„Gott würfelt nicht!“***

(Albert Einstein)

## ***Quellen***

1. Kasskara und die sieben Welten, Josef Blumrich, Knaur Taschenbuch
  2. Die Qumran-Essener Band II., Johann Mayer, UTB-UNI-Taschenbücher
  3. Die Bibel nach Dr. Martin Luther
  4. Die Apokryphen, Weidinger, Pattloch Verlag
  5. Der Ur-Jesus, Gruber/ Kersten, Verlag Langen Müller
  6. Die Wächter, Raymond Fowler, Verlag Bastei-Lübbe
- 
-



Albert Widemann

## Hintergründe zum Tod von König Ludwig II.

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 3/1994)

Stellungnahme<sup>1</sup> zu dem Artikel »Begehbare Zeugnisse der Stadtgeschichte« in der Ausgabe »Starnberger Stadtgespräch«, September 1993.

Unsere Einwände gegen einige Passagen dieses Artikels werden ganz im Sinne der Aufforderung unseres Bürgermeisters **Heribert Thallmair** vorgebracht, die dieser in seiner Ansprache am 29.06.86 in der Gedenkfeier zum 100. Todestag König Ludwigs II. von Bayern erhob, wo dieser u.a. sagte: »Ich wünsche dem Verein<sup>2</sup> auch weiterhin die Kraft und den Willen, das Leben König Ludwigs II. zu erforschen und diese Forschungsergebnisse einem breiten Publikum mitzuteilen, vor allem auch mitzuwirken, daß das Bild König Ludwig II. nicht nur in Klischees stecken bleibt!«

Das aber soll im Nachfolgenden geschehen:

Einmal: Wenn die Stadt nicht (mehr) weiß, nach welchem Ludwig die gleichnamige Straße benannt ist, kann Ihnen der Hinweis darauf dienen, daß Ludwig II. es war, der an dieser Straße (Ecke Maximiliansstraße 14) Schach gespielt hat (s. Beatrice Eisert: »Ludwig II. - Leben, Wirken, Sterben«, Seite 100). Der damalige Besitzer des heutigen »Eisert-Hauses«, Hofrat **Dr. Rudolf Magg** (1845-1921) war auch der »Leichenbeschauer« am 13.06.1886 der Leiche des Königs in Berg, der dabei Schußwunden im Rücken des Königs feststellte (lt. einem nicht genannt sein wollenden Arzt).

Außerdem ist zumindest mit der Veröffentlichung des **Prinzen Joseph-Clemens von Bayern** (lt. BILD vom 08.06.86) bekannt, daß Ludwig II., vor Antritt seiner Flucht nach Österreich, mit zwei Schüssen in den Rücken getötet wurde. Die dritte Kugel traf **Prof. Dr. von Gudden**. Übrigens hat der Verfasser diese enthüllenden Tatsachen vom Prinzen bereits am 01.04.61 gehört.

Ferner besitzen wir (teilweise) eidesstattliche Erklärungen von vier Personen, darunter von **Prinz Konstantin von Bayern**, daß im Mantel, Jacke, Weste und Hemd zwei Einschußlöcher feststellbar sind! Also müßte damit die regierungsamtliche Mär vom »ertrunkenen« König endlich einmal bereinigt sein!

Zum anderen: Die Kabinettskasse. Diese enthielt das Privatvermögen des Königs und belief sich in den 22 Regierungsjahren auf eine Summe von 158.838.841 Mark (lt. Schreiben des bayerischen Hauptstaatsarchivs vom 30.08.82). Nach Abzug der Kosten für die drei Schlösser (Linderhof, Neuschwanstein und Herrenchiemsee) in Höhe von 31.220.658 Mark verblieb hier ein Überschuß von 127.618.183 Mark. Niemand wird nun behaupten wollen, daß dieser Betrag für Hoffeste, Separatvorstellungen, Geschenke an Freunde und Künstler u.a. aufgebraucht worden wäre!

Das Vermögen hat sich offenbar bis in die Zeit von König Ludwig III. erhalten, weil dieser einmal, lt. »Der Spiegel« als einer der reichsten Herrscher Europas bezeichnet wurde!

Eine »Unordnung« in die Kabinettskasse kam nur durch betrügerische Hof- und Kabinettssekretäre und Finanzminister zustande, die teils bewußt, teils unbewußt das »Spiel« mitmachten. Hier soll noch angeführt werden, daß der Oberstallmeister **Maximilian Graf von Holnstein aus Bayern** (durch eine von einer »Frauensperson« namens **Hildegard Rixinger** gefälschte Unterschrift des Königs) sich erhöhte Summen in unbekannter Höhe aus der Kabinettskasse auszahlen ließ (lt. Prof. Dr. Karl Möckl: »Die Prinzregentenzeit«, Seite 145).

Auch der Finanzstaatssekretär **Albert Meyer** stellte in seiner Festansprache zur 100. Wiederkehr der Grundsteinlegung zum »Neuen Schloß Herrenchiemsee« am 21.05.78 fest, »... daß der König keinen Pfennig Staatsgelder für alle seine Bauten verwendet, bzw. verschleudert hat, vielmehr die ganzen Aufwendungen mit seiner Apanage und dem Wittelsbacher Hausvermögen bestritten hat«, ferner »... daß der König seinerzeit (1878) das bereits am Aussterben befindliche Kunsthandwerk durch seine umfangreichen Aufträge für weitere 100 Jahre hinübergerettet hat!« Auch wurde Ludwig II. dort als »erster Umweltschützer Bayerns« bezeichnet.

Was nun aber die »geistige Verfassung des Königs« anbetrifft, so können wir hier auf die Aussagen, vor allem seines Leibarztes **Dr. Maximilian Schleiß von Löwenfeld**, seines Flügeladjutanten **Alfred Graf von Dürckheim-Montmartin** und seiner Mutter, **Königin Marie**,

verweisen. Außerdem auf die Aussagen von verschiedensten Persönlichkeiten, wie den Amtmann **von Hartlieb** aus Starnberg.

Von ärztlicher Seite darf hier auch auf die Aussage des Direktors der Erlanger Heil- und Pflegeanstalt, **Prof. Dr. Karl Meggendorfer**, verwiesen werden, welcher, lt. **Dr. Dr. Herbert Paulus**, Percha/Erlangen vom 02.09.62, äußerte: *»Der König war nie ein Narr. Die gesamten Gutachten der Ärzte (Prof. Dr. von Gudden, Prof. Dr. Grashey, Dr. Hagen und Dr. Hubrich), die zur Abfassung des Gutachtens, bei dem sie dem von der Regierung erhaltenen Befehl Folge leisten mußten! (=ihre eigenen Worte!) (Die ihr Gutachten vom 08.06.1886 lediglich auf das Zeugnis von 7 Mann aus dem Hofpersonal abgaben, die Bismarck sämtlich als "erpreßte und bestochene Domestikenseelen" bezeichnete!) soweit sie den Tatsachenbericht wiedergeben, lassen in keiner Weise auf Anomalien schließen. Wir würden heute sagen, daß der König vielleicht zeitlich nervlich überreizt gewesen ist, aber närrisch war er nicht!«.*

Schließlich möchten wir noch auf die vernichtende Stellungnahme zu diesem »Irrenarzt-Gutachten« hinweisen, die uns der weitbekannte und geachtete Psychiater, **Prof. Dr. Max Mikorey**, im Jahre 1970 abgab.

Es wäre wirklich nun an der Zeit, daß derartige Falschdarstellungen über diesen König nicht mehr in der Öffentlichkeit erscheinen. Zu dieser Stellungnahme sind wir im übrigen aufgrund unserer Satzung verpflichtet.

Auch ist die in dem bezeichneten Artikel angesprochene Vermutung richtig, daß es sich bei der »Königskatastrophe« um einen »Staatsstreich« handelte - oder um »Hochverrath«, wie der König selbst diesen Vorgang in seinem »Aufruf vom 09.06.1886« bezeichnet hat -, gemäß der schriftlichen Äußerung, die **Univ.-Prof. Dr. Karl Bosl** 1974 machte, daß *»Tod und Entmündigung König Ludwigs II. von einer anonymen Ministeroligarchie beschlossen wurde!«.*

Auch folgen wir hier einer Aufforderung, die **Prinz Ludwig von Bayern** unserem Verein gab, als dieser, am 29.08.65 zu seinem ersten Hammerschlag zur Grundsteinlegung unseres großen Ludwig II.-Denkmals, sprach: *»Dies Denkmal soll dazu beitragen, daß dem Gedenken des Königs Gerechtigkeit widerfahre!«.*

Man tut der Geschichte keinen Dienst, wenn man immer wieder längst bereinigte Irrtümer bzw. Falschdarstellungen der Öffentlichkeit darbietet!

### **Anmerkungen**

(1) Anm. d. Red.: Diese Stellungnahme und Richtigstellung wurde von der Zeitung "Starnberger Stadtgespräch" nicht veröffentlicht. Die Zeitung bleibt also bei ihren veröffentlichten Falschaussagen über König Ludwig II. Wir verzichten darauf, den entsprechenden Artikel zu veröffentlichen, da die richtiggestellten Falschaussagen aus diesem Beitrag hervorgehen.

(2) Anm. d. Red.: König Ludwig II.-Denkmalsverein München-Starnberg e.V., Mühlthal 122, D-82319 Starnberg-Leutstetten.

# Der Wandel eines Märchens im Laufe der Zeit

Ronald Orlogi, Kößlarn

Die Beiträge über Märchen in SYNESIS Nr. 14 und Nr. 18 haben mich dazu veranlaßt, meine Unterlagen durchzuschauen, und dabei wurde ich fündig.

Primär stellt sich die Frage: was sind eigentlich „Märchen“?

Eine Definition wäre sicherlich, die eigene Kraft in sich selbst zu finden (Vertrauen, Zuversicht, Durchhaltevermögen u.ä.). Es ist auch teilweise eine Sexualgeschichte und jede Menge Volkswissen darin enthalten.

Als die Märchen in früherer Zeit noch auf den Ofenbänken erzählt wurden, waren sie eigentlich nur für Erwachsene gedacht und sollten eine Art Lebenshilfe darstellen. Zur Zeit der Brüder Grimm wurden sie niedergeschrieben, damit verflachte die Phantasie der Erzähler. Gleichzeitig wurden sie verbrutalisiert, denn auch zu jener Zeit ließen sich „Schauergeschichten“ besser „verkaufen“ (Kom-

merz). Frau Rose Eller schrieb 1985 folgendes: *„Wissenschaft und Propaganda zeigen heute das (nachdrückliche) Bestreben, alles Geschehen der Vergangenheit und Gegenwart zu entmythologisieren, um das LEBEN nur mehr verstandesnüchtern, gefühllos und damit hemmungslos zu gestalten.“* Also laßt Euch Eure Phantasie nicht nehmen!

Paradox an der Sache ist auch, daß man heutzutage von „Kindermärchen“ redet.

Ich möchte allerdings hier keine große Bewertung oder Deutung versuchen, sondern anhand einer Gegenüberstellung am Beispiel des Märchens „Rotkäppchen“ einmal aufzeigen, wie sich der Inhalt eines Märchens verändert hat.

Eine Deutung im Sinne von Matriarchat - Patriarchat läßt sich jedoch auch hier nicht ganz ableugnen.

## Frühe Fassung

Ein braves Mädchen

Essen = ein warmer Laib Brot und Milch

„Bzou“, der Werwolf, trifft das Mädchen an der „Wegkreuzung“!

## Heutige Fassung

Rotkäppchen (Käppchen aus rotem Samt)

Essen = Kuchen und eine Flasche Wein

Warnung der Mutter, nicht vom rechten Weg abzukommen und sich vor dem „bösen“ Wolf zu hüten

Irgendein Wolf aus dem Wald trifft Rotkäppchen

Frage nach dem Ziel, gestellt durch

den Werwolf

Antwort: Zur Großmutter

Frage des Werwolfes nach dem Weg des Mädchens: Nähadel- oder Stecknadelweg?

Das Mädchen nimmt den Nähadelweg

Der Werwolf nimmt also den Stecknadelweg

Das Mädchen vergnügt sich beim Nähadel-sammeln

Ankommen des Werwolfes beim Haus der Großmutter

Der Werwolf tötet die Großmutter und verspeist sie

großen Fichtenbäumen neben den Nußhecken

Gedanke des Wolfes, Großmutter und später Rotkäppchen zu fressen

List des Wolfes, Rotkäppchen zum Blumen-pflücken zu schicken

Rotkäppchen pflückt Blumen und kommt dadurch vom Weg ab

Der Wolf geht geradewegs zum Haus der Großmutter

Einfaches Verschlingen der Großmutter durch den Wolf

Der Wolf zieht sich die Kleider der Großmutter an

# Märchen

## Frühe Fassung

Einen Teil ihres Fleisches und eine Flasche mit ihrem Blut legt der Werwolf in ein Regal

Das Mädchen

kommt beim Haus der Großmutter an

Der Werwolf fordert das Mädchen auf, die Haustür einzudrücken, denn diese ist mit einem Ballen nassen Strohes versperrt

Begrüßung

Der Werwolf fordert das Mädchen auf, ihre Geschenke in das Regal zu stellen und etwas Fleisch und Wein zu nehmen (=Fleisch und Blut der Großmutter)

Das Mädchen verzehrt beides

Eine Katze taucht nach dem Mahl auf und klagt das Mädchen an: „Pfui! Ein Luder ist sie, die das Fleisch ihrer Omi ißt und ihr Blut trinkt!“

Der Werwolf fordert das Mädchen auf, sich auszuziehen und sich neben ihn zu legen

Das Mädchen fragt, wohin es die Schürze, Mieder und Strümpfe legen soll

Der Werwolf antwortet: „Wirf sie ins Feuer, mein Kind, du wirst sie nicht mehr brauchen!“

Dialog zwischen Wolf/Werwolf und Rotkäppchen/Mädchen:

„Oh Omi, wie haarig bist du!“ „Umso besser kann ich mich warmhalten, mein Kind!“

„Oh Omi, was hast du für große Nägel!“ „Umso besser kann ich mich kratzen, mein Kind!“

„Oh Omi, was hast du für breite Schultern!“ „Umso besser kann ich Feuerholz tragen, mein Kind!“

„Oh Omi, was hast du für große Nasenlöcher!“ „Umso besser kann ich damit Tabak schnupfen, mein Kind!“

„Oh Omi, was hast du für einen großen Mund!“ „Umso besser kann ich dich fressen, mein Kind!“

Das Mädchen bittet darum, kurz austreten zu dürfen (nach draußen!). Der Werwolf gestattet es, verbunden mit der Aufforderung zur Eile.

Vorher befestigt er eine Wollschnur am Fuß des Mädchens.

Draußen bindet das Mädchen diese an einen Pflaumenbaum und läuft weg

## Heutige Fassung

Rotkäppchen

Rotkäppchen wundert sich über die offenstehende Haustür und ist etwas ängstlich

Rotkäppchen zieht die zugezogenen Vorhänge auf und sieht die vermeintliche Großmutter im Bett liegen

„Ei Großmutter, was hast du für große Ohren?“ „Daß ich dich besser hören kann!“

„Ei Großmutter, was hast du für große Augen!“ „Daß ich dich besser sehen kann!“

„Ei Großmutter, was hast du für große Hände!“ „Daß ich dich besser packen kann!“

„Ei Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!“ „Daß ich dich besser fressen kann!“

Der Wolf springt sofort auf und verschlingt Rotkäppchen

Der Wolf legt sich wieder ins Bett und beginnt zu schnarchen

Der Jäger kommt vorbei und wundert sich über das laute Schnarchen

Er tritt in die Stube und findet den Wolf im Bett.

# Märchen

## Frühe Fassung

Der Werwolf wird ungeduldig und ruft: „Scheißt du etwa Kordeln...?!“

Als keine Antwort kommt, bemerkt er die Flucht des Mädchens

Der Werwolf läuft dem Mädchen nach, holt es aber nicht mehr ein

Das Mädchen tritt zuhause in die Tür, bevor es der Werwolf erreichen kann

## Heutige Fassung

Der Jäger öffnet mit seiner Schere den Bauch des Wolfes

Rotkäppchen und die Großmutter entsteigen wohlbehalten dem Wolfsbauch

Der Wolfsbauch wird mit Steinen gefüllt und wieder zugenäht

Der Wolf erwacht, will aufstehen und fällt durch die Last der Steine tot um

Der Jäger zieht dem Wolf den Pelz ab

Fröhliches Beisammensein bei Kuchen und Wein

Rotkäppchen nimmt sich vor, nie wieder vom Weg abzugehen

## Welche Gegebenheiten haben wir bei diesen Märchen?

- " 1. Die Verschiedenheit der Märchen
- " 2. Der Wandel der Grundnahrungsmittel zu Luxus
- " 3. Der Wandel von „bekannten Unbekannten“ zum Unbekannten
- " 4. Die Hinterlist des Unbekannten
- " 5. Die Anklage durch die Katze (Unterbewußtsein)
- " 6. Die Lüsterheit des Unbekannten in der alten Fassung
- " 7. Die Bösartigkeit des Unbekannten in der heutigen Fassung
- " 8. Die eigene List des Mädchens und die Rettung durch sich selbst in der alten Fassung (Das Anbinden der Schnur an einen „Pflaumenbaum“ ist ein sehr matriarchalisches Utensil)
- " 9. Hilfe für das Rotkäppchen und die Großmutter in der heutigen Fassung durch „den Jäger“
- " 10. Der Tod der Großmutter in der alten Fassung
- " 11. Ein Werwolf in der alten und irgendein Wolf in der heutigen Fassung
- " 12. Der Werwolf ist in der alten Fassung „der Dumme“!

- " 13. Der Tod des Wolfes in der heutigen Fassung
- " 14. Feierlichkeit zur Rettung in der heutigen Fassung
- " 15. Unterschiedlichkeit des Dialoges zwischen Wolf/Werwolf und Rotkäppchen/Mädchen

Zur Deutung möchte ich bewußt keine Aussage machen, da jeder etwas anderes sieht. Ich wollte hier nur aufzeigen, daß die heutigen „Märchen“ nichts mehr mit den Urfassungen gemeinsam haben und wirklich nur noch „Märchen“ sind.

Angemerkt sei noch, daß Herr Hermann Dörr von der Pythagoras Akademie in Düsseldorf beispielsweise das Märchen „Dornröschen“ als „Astralmärchen“ deutet.



## Literatur

Rose Eller: „Das Märchen: Ursprung - Symbolik - Sinngehalt“, Eckartschriften Heft Nr. 96, Österreichische Landsmannschaft, Wien 1985.

Jack Zippes: „Rotkäppchens Lust und Leid. Biografie eines europäischen Märchens“ aus der Reihe „Frau in der Literatur“, Ullstein-Verlag

# Unser Energiekörper

© 1997 Gernot L. Geise; veröffentlicht in *EFODON-SYNESIS* Nr. 19/1997

Wie bereits früher dargelegt, besteht unser Körper aus einer Dualität, dem materiellen (grobstofflichen, physischen) und dem energetischen (geistigen, feinstofflichen, psychischen) Körper, dessen „Belebung“ durch das Bewusstsein („Geist“, „Seele“ o.ä.) erfolgt. Für uns ist der eine ohne den anderen zwar kaum vorstellbar, denn sie fungieren im Regelfall immer als eine Einheit.

## **Der materielle Körper**

Und doch sind alle Einzelkomponenten voneinander trennbar und jede für sich existent. Der gravierendste Unterschied zwischen den beiden Körperkomponenten besteht darin, dass der materielle Körper irgendwann stirbt, während der energetische Körper unsterblich ist. Unser materieller Körper kann ohne den geistigen Körper oder das Bewusstsein durchaus existieren, jedoch würde er sich dann in einem komaähnlichen Zustand befinden, wobei gerade die „automatischen“ Lebenserhaltungsfunktionen wie Herzschlag oder Atmung aktiviert wären. Er würde jedoch verhungern oder müsste künstlich ernährt werden, um nicht zu sterben. Und solche Fälle gab und gibt es tatsächlich, Menschen, die infolge eines Unfalles „im Koma liegen“. Welche Tragödien hier schon abgelaufen sind, wo „seelenlose“ Körper jahrelang in Kliniken künstlich am Leben erhalten wurden, brauche ich nicht zu schildern, sie sind jedem bekannt.

Im Regelfall - so sieht es die Schöpfung (sprich: die Natur) vor - stirbt der materielle Körper, wenn er von seinem energetischen Teil getrennt wird. Es gibt jedoch auch Ausnahmefälle, nämlich die Möglichkeit, den geistigen Körper willentlich für einen mehr oder weniger kurzen Zeitraum vom materiellen Körper zu trennen.

## **Die Aura?**

Unser geistiger Körper ist nicht zu verwechseln mit unserer Aura! - auch wenn es oftmals gemacht wird. Die Aura ist „nur“ die elektromagnetische Ausstrahlung unseres Körpers, hervorgerufen durch die Aktivitäten der Biophotonen in unserem Körper, praktisch gesehen so etwas wie eine körperliche „Betriebsstrahlung“. Viele Esoteriker verwechseln (aus Unwissenheit) die Aura mit unserem geistigen Körper. Medial begabte Menschen, die von sich behaupten, die „Aura“ sehen zu können, sehen denn meist auch nur die körperliche Biophotonenstrahlung. Diese ist jedoch nicht zu verwechseln mit dem geistigen (feinstofflichen) Energiekörper (Astralleib, Ätherleib o.ä.).

Eine Aura hat jeder (aktive) Körper, egal, ob man einen Menschen, eine Pflanze oder ein Fernsehgerät als Beispiel nimmt. Beim Menschen oder bei einer Pflanze wird die Aura hervorgerufen - wie gesagt - durch die Biophotonenstrahlung, beim Fernsehgerät besteht die Aura aus einer elektromagnetischen Feldstrahlung, die auch mithilfe eines Messgerätes festgestellt werden kann, und die relativ weit in den Raum hineinreicht. Auch die Biophotonenstrahlung ist eine elektromagnetische Feldstrahlung, jedoch mit anderen Frequenzen.

## **Der geistige Körper**

Unser geistiger (feinstofflicher) Energiekörper ist ein Bestandteil unseres elektromagnetischen persönlichen Identitätsfeldes („Seele“) mit unserer

Persönlichkeitsstruktur, und dieses ist wiederum ein Bestandteil unseres Gesamtkörpers. Kann man den geistigen (feinstofflichen) Körper eigentlich nachweisen? Wer sagt uns, dass er nicht nur ein „Hirngespinnst“ ist? Die Wissenschaft hat ihn tatsächlich nachweisen können und ihm die recht lustig klingende Bezeichnung „Phantomkörper“ gegeben.

Der Mensch ist tatsächlich in der Lage, einen Körper zu empfinden, selbst wenn er keinen mehr hat. Das klingt zwar sehr paradox, ist jedoch nachgewiesen. Teilaspekte sind Fälle, in denen ein Mensch irgendeinen Körperteil, beispielsweise durch einen Unfall, verloren hat. Es stellen sich die sogenannten Phantomschmerzen ein. Das heißt, dem Betroffenen schmerzt (oder juckt) eben jener Körperteil, den er materiell überhaupt nicht mehr besitzt. Er kann diesen Körperteil auch noch fühlen, ja, ihn sogar bewegen, obwohl er nicht mehr vorhanden ist. Es kommt noch besser: Man hat festgestellt, dass amputierte Glieder, die nicht „ordnungsgemäß entsorgt“ worden sind, auch längere Zeit später noch empfunden werden und Schmerzen bereiten können. Sogar Gefühle werden von solcherart abgetrennten Gliedern noch übertragen, auch wenn sie bereits in Verwesung übergegangen sind. So berichtete ein Patient, dass er das Gefühl habe, über sein (abgetrenntes) Bein würden Würmer und Maden krabbeln. Man grub das begrabene Bein aus und fand es tatsächlich voller Maden. Nach einer Reinigung und erneutem Begräbnis waren die unangenehmen Gefühlsempfindungen des Patienten verschwunden.

---



*Links: Unser Energiekörper verhält sich im Regelfall deckungsgleich mit unserem Materiekörper.*

*Rechts: Bei abgetrennten Gliedmaßen unseres Materiekörpers existiert der entsprechende Teil des Energiekörpers weiter. Er kann auch ohne sein materielles Gegenstück empfunden und bewegt werden.*

---

Andere Patienten klagten über brennende Schmerzen in ihren Phantomgliedern, als die



amputierten Gliedmaßen verbrannt wurden.

Hier haben wir die Deckungsgleichheit zwischen dem materiellen und dem geistigen Körper, denn der geistige Körper bleibt vollständig erhalten, auch wenn der materielle Körper geschädigt wird. Das Phänomen des sogenannten Phantomkörpers lässt sich auch beobachten bei Patienten, die eine (Teil-) Narkose erhalten. Sie können den betäubten Körperteil durchaus „normal“ empfinden, und ihn auch bewegen, obwohl ihr materieller Körper (wegen der Betäubung) keinesfalls reagieren kann. Sie haben ihren Energiekörper bewegt (und fühlen ihn auch), jedoch die Koppelung zwischen den beiden ist durch die Betäubung unterbrochen worden.

Der Neurologe Ronald Melzack stellte fest: „Es ist offensichtlich, dass unsere Erfahrung des Körpers auch ohne einen Körper zustande kommen kann. Wir brauchen keinen Körper, um einen Körper zu empfinden.“ (Sheldrake, S. 152)

Die Wissenschaft ist sich noch nicht sicher, wo sie den Sitz des „Phantomkörpers“ lokalisieren soll. Für die Schulmedizin ist der nichtmaterielle Körper eine reine Einbildung, eine Fiktion, die durch das Nervensystem hervorgerufen wird. Demgemäß wird in der offiziellen Doktrin das „Phantom-Phänomen“ im Gehirn lokalisiert, wobei diese Lokalisierung ihre Tücken hat, denn sie kann nicht alle Phänomene erklären, die im Zusammenhang mit dem Erleben des nichtmateriellen Körpers auftreten. Demgemäß tendierten einige Schulmediziner dahingehend, den Ursprung des „Phantomkörpers“ in das Rückenmark zu verlegen. Doch auch das war keine zufriedenstellende Erklärung, wie entsprechend geschädigte Unfallopfer bewiesen. Also bleibt man beim Gehirn als Ursprungsort, verlegt ihn jetzt jedoch tiefer in das Gehirngewebe, denn eine andere Hypothese besagt, dass das Körperbild - also das Muster, das als der ganze Körper empfunden wird - in einer „Neuromatrix“ (einer komplexen Nervenvernetzung) erzeugt werden würde, die sich über das ganze Gehirn erstreckt.

Mit diesem unseren feinstofflichen Energiekörper können wir Dinge tun, die wir mit unserem Materiekörper nicht können. Beispielsweise ist es mit ihm möglich, durch feste Materie zu greifen. Damit meine ich Versuche, die wissenschaftlich belegt sind, und nicht etwa spektakuläre Vorführungen umstrittener philippinischer oder brasilianischer „Okkult-Operateure“.

Das hat man durch Testversuche feststellen können. Dass es sich hierbei nicht etwa um eine bloße Einbildung handelt, konnte mit Messgeräten nachgewiesen werden. Auch Tiere reagieren auf das Vorhandensein von „Phantom-Körperteilen“, indem sie ihnen ausweichen. Für solche Versuche nahm man Menschen mit amputierten Gliedmaßen, denn normalerweise ist es uns nicht möglich, die Koppelung zwischen dem energetischen und dem materiellen Körper willentlich auszuschalten. Durchgeführte Bewegungen geschehen synchron.

Jetzt stellt sich natürlich die Frage, ob wir bei unseren Empfindungen, die wir „fühlen“, also wahrnehmen, wirklich die Rückmeldungen unseres körperlichen, materiellen Körpers registrieren, oder ob es die Empfindungen unseres feinstofflichen Körpers sind, die wir empfangen?

Eine weitere Frage stellt sich: Sind es eventuell gar nicht unsere Nervenstränge, die uns unsere Empfindungen an das Gehirn melden? Denn: wie ist es möglich, dass in Verwesung übergegangene Nervenstränge, dazu noch ohne jede materielle Verbindung zu ihrem Körper, die im Regelfall dann auch räumlich weit getrennt sind, Empfindungen an unser Gehirn melden können? Wenn die Übertragung von Empfindungen jedoch sozusagen „drahtlos“ funktioniert, welche Aufgaben haben dann die Nervenstränge in Wirklichkeit? Möglicherweise dienen sie „nur“ als eine Art Reservesystem, ähnlich wie unser Verdauungstrakt ein Reservesystem zur zusätzlichen Energieaufnahme darstellt.

Vielleicht haben sie auch ganz andere Hauptfunktionen: denkbar wäre, dass sie als ein hochspezialisiertes Antennensystem fungieren könnten, beispielsweise zur Aufnahme von kosmischer Energiestrahlung. Das Nervensystem als ein Antennensystem zu betrachten, ist zum heutigen Zeitpunkt natürlich reine Spekulation. Doch schaut man sich an, wie wenig „gesichertes Wissen“ unsere Schulmediziner über unseren Körper haben - nämlich fast keines! Erkennbar daran, wie oft sie ihre „gesicherten“ Erkenntnisse revidieren müssen -, dann ist eine solche Spekulation durchaus zulässig und liegt im Bereich des Möglichen.

Wie kann eine Kommunikation zwischen energetischem und materiellem Körper noch funktionieren, wenn ein abgetrennter Körperteil bereits in Verwesung übergegangen ist und eigentlich gar nicht mehr „funktionieren“ kann?

Ich vermute, dass diese ganze Kommunikation offensichtlich über eine energetische Verknüpfung zwischen dem materiellen (den Körperteilen), dem energetischen und zurück zum materiellen Körper (dem Gehirn) abläuft.

Wenn die Körperkommunikation auf diese Weise vonstatten geht, dann ist es auch logisch erklärbar, warum ausnahmslos alle über unsere Körper aufgenommenen Informationen im Arten- (bzw. Gruppen-) -Bewusstsein und im Überbewusstsein (morphische Felder; Akasha-Chronik o.ä.) gespeichert und abrufbar sind. Diese dimensional übergeordneten Bewusstseine dienen dann als „Durchgangsstation“ oder „Datumsetzer“ der Informationsdaten, wobei beim Eintreffen einer Information, vor ihrer Weiterleitung, sofort eine „Kopie“ - sozusagen ein energetischer Abdruck - angelegt wird. Diese Art der Kommunikationsverbindung wäre recht effektiv, denn sie benötigt keine separate Rückmeldung unseres Unbewussten, weil alle aufgenommenen Informationen direkt den „Überspeicher“ dieser Bewusstseinebenen passieren, bevor sie unser eigenes Bewusstsein erreichen, wobei ich wohl nicht auf den enormen Geschwindigkeitsfaktor dieser Datenübermittlung hinweisen muss.

Dass in den übergeordneten Bewusstseinebenen alle unsere Informationen gespeichert sind, das ist inzwischen unbestritten. Nur, wie sie dorthin gelangen, das ist bisher noch nicht definitiv geklärt. Es darf spekuliert werden!

### **Literatur**

Rupert Sheldrake: „Wunder und Geheimnis des Übersinnlichen“, Augsburg 1996.

Zeichnungen: (c) Gernot L. Geise

---

---

## SYNESIS-Abo-Bestellschein

**Ja, ich möchte das SYNESIS-Abo** (6 Ausgaben/Jahr) für 40,- € inkl. Versandkosten (Ausland: 40,- € zuzüglich 13,- € Portozuschlag) (Abos per Rechnung zzgl. 5 €).

Das Abo verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn nicht mindestens bis Ende Oktober vor Ablauf des Abos beim EFODON e. V. gekündigt wird (einfache Mitteilung reicht aus).

\_\_\_\_\_  
Name, Vorname

\_\_\_\_\_  
Straße, Hausnummer

\_\_\_\_\_  
PLZ / Ort

\_\_\_\_\_  
Telefon/Fax

\_\_\_\_\_  
Email-Adresse

### Aktion:

Jedes neue Abo wird mit einem zusätzlichen SYNESIS-Heft nach Wahl belohnt (so weit vorrätig).

Die Aktion gilt nur mit diesem Abo-Bestellschein (bitte kopieren)

### SEPA-Lastschriftmandat (gilt für alle EU-Staaten):

Ich ermächtige den EFODON e. V., Lastschriften von meinem Konto per Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich meine Bank an, die vom EFODON e. V. eingezogenen Lastschriften einzulösen. Ich kann innerhalb von 8 Wochen nach Belastungsdatum die Erstattung des Betrages verlangen (Rückbuchung).

\_\_\_\_\_  
Kreditinstitut (**Name und BIC**) (siehe Kontoauszug)

\_\_\_\_\_  
**IBAN** (siehe Kontoauszug)

Die Abbuchung erfolgt jeweils am 15. Januar, bei Neuverträgen innerhalb des Jahres jeweils am 15. des Folgemonats. Fällt dieser Termin auf ein Wochenende oder Feiertag, dann ist der nächste Arbeitstag der Fälligkeitstag.

Unsere **Gläubiger-ID** lautet: DE54ZZZ00000891494  
Die **Mandatsreferenz** ist Ihre Abonnenten-Nummer.

\_\_\_\_\_  
Datum/Unterschrift

Unsere Bank ist die Raiffeisenbank Westhausen EG.  
BIC: GENODES1RWN  
IBAN: DE25 6006 9544 0000 7670 00

Bitte ausdrucken, ausfüllen  
und unterschrieben senden  
an:

**EFODON e. V.**  
**Glückauf-Str. 31**  
**D-82383 Hohenpeißenberg**

Bestelltelefon: 08805-1485  
Fax: 08805-9460  
Email: synesis@efodon.de